THOMAS MANN JAHRBUCH

BAND 1

1988

Vittorio Klostermann · Frankfurt am Main

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

THOMAS MANN JAHRBUCH · BAND 1

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

THOMAS MANN JAHRBUCH

Band 1

1988

Herausgegeben von
Eckhard Heftrich und Hans Wysling

VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Herausgegeben in Verbindung mit der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft
Sitz Lübeck e.V.

Redaktion und Register:
Harry Fröhlich, Wilhelm Haumann, Ursula Regener

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Thomas-Mann-Jahrbuch / hrsg. in Verbindung mit d. Dt. Thomas-Mann-Ges., Sitz Lübeck e. V.
– Frankfurt am Main : Klostermann. Bd. 1. 1988 –

Der Abdruck der Briefe von Thomas und Katia Mann an Heinrich Mann erfolgt mit Genehmigung des S. Fischer Verlages.
© 1988 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Der Abdruck der Briefe von Heinrich Mann an Thomas Mann vom 23. Oktober 1936, 9. Dezember 1939 und 5. Mai 1940 erfolgt mit Genehmigung des Aufbau-Verlages.
© Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar

© Vittorio Klostermann GmbH Frankfurt am Main 1988
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung elektronischer, hydraulischer oder mechanischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen oder zu verbreiten.
Satz und Druck: Otto KG, Heppenheim/Bergstraße
Printed in Germany

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Vorwort

Die Thomas-Mann-Literatur ist in den letzten Jahrzehnten derart angeschwollen, daß auch der Spezialist sie nicht mehr überblicken kann. Ein Jahrbuch, das sie konzentriert darbietet, ist deshalb von Lesern und Forschern seit langem gewünscht worden. Was wird von ihm erwartet? Es soll Thomas Mann, seine private und historische Umgebung, sein Werk und dessen Wirkung aus verschiedenen Perspektiven sichtbar machen und zur Diskussion stellen.

Der erste Band wird mit Aufsätzen eröffnet, denen die Vorträge zugrundeliegen, die auf dem II. Internationalen Thomas-Mann-Kolloquium vom 14.–16. April 1988 in Lübeck gehalten wurden. Aus Platzgründen können zwei weitere Vorträge dieser Veranstaltung – Paul Felder: *Die Betrogene*, „unverkennbar von mir", und Ruprecht Wimmer: Thomas Mann und Grimmelshausen – erst später publiziert werden. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft sei auch an dieser Stelle für die großzügige Finanzierung des Kolloquiums gedankt.

Ein glücklicher Zufall und die Generosität der Erben wie des S. Fischer Verlages und des Aufbau-Verlages haben es gefügt, daß die Publikation von Dokumenten mit dem einzigartigen Fund unbekannter Briefe von Thomas und Heinrich Mann aus dem Nachlaß von Lion Feuchtwanger begonnen werden kann.

Die Herausgeber

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Inhalt

Peter Pütz: Der Ausbruch aus der Negativität. Das Ethos im *Tod in Venedig* 1

Hans Wysling: Probleme der *Zauberberg*-Interpretation 12

Burghard Dedner: Mitleidsethik und Lachritual. Über die Ambivalenz des Komischen in den Josephs-Romanen 27

Hans Wißkirchen: Nietzsche-Imitatio. Zu Thomas Manns politischem Denken in der Weimarer Republik 46

Klaus Bohnen: Faszination und Verfall des Authentischen. Thomas Manns frühe Erzählungen in komparatistischer Sicht 63

Ulrich Karthaus: Zu Thomas Manns Ironie 80

Lothar Pikulik: Joseph vor Pharao. Die Traumdeutung in Thomas Manns biblischem Romanwerk *Joseph und seine Brüder* 99

Antal Mádl: Thomas Mann und Georg Lukács *117*

Heinz Gockel: Faust im Faustus 133

Eckhard Heftrich: Thomas Manns Verhältnis zum Deutschtum und Judentum 149

Thomas Mann – Heinrich Mann: Briefwechsel. Neu aufgefundene Briefe 1933–1949. Herausgegeben von Hans Wysling unter Mitwirkung von Thomas Sprecher 167

Thomas Mann-Werkregister 231

Personenregister 235

Die Autoren 245

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Peter Pütz

Der Ausbruch aus der Negativität

Das Ethos im *Tod in Venedig*

Mein Vortrag beginnt mit zwei persönlichen Reminiszenzen: Die eine führt zurück in die Mitte der fünfziger Jahre, als ich in der Oberstufe eines Staatlichen Gymnasiums im Rheinland meinen Deutschunterricht erhielt. Ich gehörte zu den Schülern in der Klasse, denen der Lektürestoff nicht mehr gefiel; denn zu jener Zeit hielt es die Schulleitung für geboten, dem Geiste des damals so genannten christlichen Humanismus folgend, Autoren vorzuschreiben, deren heilverheißende Botschaften unserer Weltanschauung auf die Sprünge helfen sollten. Wir wollten aber nicht mehr Edzard Schaper oder Gertrud von le Fort oder Werfels *Lied von Bernadette* lesen – wir wollten Thomas Mann. Als wir eines Tages mit diesem Ansinnen herausrückten, erblich unser Deutschlehrer, der als überzeugter Katholik von 1933 bis 1945 seinen Schuldienst freiwillig quittiert hatte, und er sagte mit leiser, bebender Stimme etwa folgendes: „Ein Schriftsteller, der jeden, aber jeden Wert durch seine Ironie vernichtet, sollte verboten werden."

Die andere Erinnerung geht nur wenige Jahre zurück und vergegenwärtigt ein Gespräch mit einem international anerkannten Thomas-Mann-Forscher, einem Protestanten übrigens. Seine Worte klangen so: „Ich habe in meinem Leben viel Thomas Mann gelesen und studiert und habe oft Vergnügen daran gefunden – aber gegeben hat er mir nichts." Beide Äußerungen zielen in die gleiche Richtung, nämlich auf den Vorwurf eines unverbindlichen Relativismus, wenn nicht gar eines rückhaltlosen Nihilismus. Auch aus der Sicht orthodox-marxistischer Interpreten gilt vor allem der jüngere Thomas Mann nicht so sehr als ein Autor, der etwas zu ‚geben' hat, sondern als willkommener Kritiker der bürgerlichen Klasse. – Soviel zu den Hintergründen, von denen ich mich abzusetzen suche.

Hierzu lenken wir unseren Blick auf den *Tod in Venedig*, einen der augenscheinlich düstersten, weil ausweglosesten Texte von Thomas Mann. Die ersten Worte lauten: „Gustav Aschenbach oder von Aschenbach [...]". (GW VIII, 444) Warum beginnt der Erzähler nicht auf Anhieb, sondern mit korrigieren-

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

dem Aufschub? Warum heißt es am Anfang nicht sofort: „Gustav von Aschenbach", und warum wird der bürgerliche Name vom nobilitierten durch ein „oder" getrennt. Das dient vor allem der narrativen Absicht, das „von" nicht als Indiz natürlichen Erbes, sondern als Ergebnis von Verdienst und Leistung erkennen zu lassen. Somit drängen bereits die allerersten Worte der Erzählung ins Zentrum von Aschenbachs Lebensinhalt: Es ist der Wille zur Arbeit. Diese, um die sich alles dreht in seinem Dasein, kommt im nächsten Satz zu Wort. Vom „motus animi continuus" immer wieder angetrieben, ist sie zugleich Gift für seine überforderten Kräfte, dessen sich der stets Angestrengte nur erwehren kann durch die Aufbietung all seiner voluntativen Vermögen: „höchste Behutsamkeit, Umsicht, Eindringlichkeit und Genauigkeit des Willens". (ebd.) Schon der erste Absatz der Erzählung nennt zwei zentrale Begriffe: den „Willen" und die „Arbeit", und zwar an der Kunst, der „eigentlichen Arbeit" (GW VIII, 451), wie der Erzähler sie einmal nennt und damit aus der Vielzahl sonstiger Tätigkeiten hervorhebt.

Doch der Wille zur Arbeit kommt schon zu Beginn der Erzählung in einer Zeitform zur Sprache, die aufhorchen läßt. Das Tempus aller drei Sätze des ersten Abschnitts ist das Plusquamperfekt: Aschenbach „hatte" einen Spaziergang unternommen, „hatte" nicht zur Ruhe kommen können und „hatte" das Freie gesucht. Erst der zweite Abschnitt beginnt mit dem Präteritum: „Es war Anfang Mai [...]". (GW VIII, 444) Das Plusquamperfekt dient vordergründig dazu, vom jetzigen Zeitpunkt des Nachmittags die zurückliegenden Stunden des Tages zu markieren. Doch dieselbe Zeitform kehrt wieder, auffällig gehäuft, im zweiten Kapitel ein dutzendmal, wenn von Aschenbachs Lebensleistung die Rede ist. Oberflächlich betrachtet fungiert es wiederum zur Unterscheidung des Zurückliegenden vom weiter Zurückliegenden, doch es evoziert durch seine kompakte Verwendung den Eindruck eines schon fernen, vielleicht endgültigen Gewesenseins. Dessen Schatten fällt bereits auf die ersten drei Sätze und die beiden Eingangskapitel. Danach tritt das Plusquamperfekt zurück, und fortan dominiert das epische Präteritum, mit dem der Erzähler seinen Protagonisten auf Reisen, in ausschweifendste Abenteuer und am Ende in den Tod schickt. Seit dem Beginn des dritten Kapitels erhält der Wille zur Arbeit eine ernsthaft bedrohliche Rivalin: die Lust zur Liebe. Jener verfällt mehr und mehr der Vergangenheit, diese bemächtigt sich der Gegenwart und tötet zugleich deren Zukunft.

Doch in den ersten beiden Kapiteln schichtet der Erzähler Stein auf Stein, um Aschenbachs Kunst- und Lebensleistung ein eindrucksvolles Denkmal zu errichten, an dem gemessen dieser selbst zwar scheitert, das aber nicht mit in den Abgrund gerissen wird, sondern seinen gewiß kläglichen Untergang überdauern dürfte. Zu den Baumaterialien dieses Monuments gehören Aschenbachs

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Fleiß und Ausdauer, Entschlossenheit und Zähigkeit, vorbildhafte Selbstzucht und der Schwäche abgerungener Trotz, der sich allen Widerständen mit seinem fast übermenschlichen Trotzdem entgegenstemmt. In dem der Qual und der Krankheit, dem Zweifel und der Leidenschaft abgerungenen Werk liegt das, was der „sittliche Charakter" (GW VIII, 453) genannt und dem die „ethische Velleität" (GW VIII, 455) als das Abgrundböse gegenübergestellt wird. Die verachtenswerte Kraftlosigkeit des Willens führt zum erschlafften Geltenlassen alles nur Erdenklichen, zur ironischen Unverbindlichkeit, die alles verstehend auch alles verzeiht.[1] All dem setzt Aschenbach seinen Willen zur Arbeit entgegen, der nicht erst am Schreibtisch beginnt, sondern seine gesamte Daseinsdiät bestimmt: die sorgfältig gewählten Aufenthaltsorte mit Rücksicht auf Klima und Milieu, die Sparsamkeit im Reisen, der weitgehende Verzicht auf Zerstreuungen und Lustbarkeiten, die Hygiene mit Waschungen und dergleichen sowie nicht zuletzt die umsichtig dosierten, regelmäßigen Arbeitszeiten, in denen mit Stetigkeit sein bedeutendes Werk heranwächst. Die Gefahr der Velleität verbindet sich mit der einer losgelassenen Intellektualität, die mit psychologischem Raffinement das Oberste zuunterst kehrt und allem Erhabenen seine unlautere Herkunft nachweist. Nachdem Aschenbach in seiner Jugend „mit der Erkenntnis Raubbau getrieben" (GW VIII, 454) hat, bis diese sogar die Fundamente seines künstlerischen Werkes untergrub, legt er ihr nunmehr Zügel an, um sich die „Möglichkeit sittlicher Entschlossenheit" (GW VIII, 450) jenseits des tiefsten Wissens zu erhalten.

Die Zähmung einer zügellosen und daher ruinösen Erkenntnis sowie ihre Bindung durch das Ethos haben im Prinzip aufklärerische Wurzeln. Auch Nathans Ringparabel ordnet das Wissen dem Handeln unter, stellt dem drohenden Agnostizismus die sich bewährende Tat entgegen und ersetzt die ontologische Frage, was etwas *ist*, durch die ethische, wie etwas sein *soll*. Wenn Kant in seiner *Kritik der reinen Vernunft* die Grenzen der Erkenntnis aufzeigt, so legt er damit zugleich die Basis für die *Kritik der praktischen Vernunft*, weil erst in dieser die höheren, weil menschenwürdigeren Möglichkeiten des Daseins freigesetzt werden. Daß Aschenbach eines seiner wichtigsten Werke Friedrich dem Großen, dem König des aufgeklärten Zeitalters, gewidmet hat, verweist auf die tiefreichende Affinität zwischen beiden „Moralisten der Leistung". (GW VIII, 454)

Kantianischen Geistes ist nicht nur Aschenbachs Primat der praktischen vor der kritischen Vernunft, sondern auch der Formalismus seiner Ethik. Weitab von der Festlegung materialer Werte zielt sie allein auf den reinen Auftrag zur

[1] Vgl. hierzu Terence James Reed, „... daß alles verstehen alles verzeihen heiße ...". Zur Dialektik zwischen Literatur und Gesellschaft bei Thomas Mann, (Thomas-Mann-Studien 7), Bern: Francke 1987, S. 159–173.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

schaffenden Selbstbestimmung, und zwar in dem Sinne: Arbeite so, daß die Maxime deines Willens zur Grundlage einer allgemeinen Gesetzgebung dienen könnte.[2] Aus der reinen Formalität dieser Bestimmung ergibt sich nun ein Problem, über das der Erzähler gegen Ende des zweiten Kapitels reflektiert: Die völlige Autonomie der Form, auch und gerade die der künstlerischen, droht ins Zwielicht zu geraten, wenn ihre Sittlichkeit als purer Ausdruck der Zucht ihrerseits in die „moralische Gleichgültigkeit" (GW VIII, 455) führt, die sich über alle Gebote und Verbote selbstherrlich, ja herrisch hinwegsetzt. Darin liegt die Gefahr, daß eine rein formale, sich nur dem Gesetz des Ästhetischen verschreibende Willensethik jede materiale Moral mit verpflichtenden Werten und verdammenswerten Unwerten außer Kraft setzt und selbst noch die künstlerische Verherrlichung des Schlimmsten, die stilvolle Erhöhung von Mord und Totschlag zuläßt, falls nur dem Gebot des Willens zur Form Genüge geschieht. Hier steht der Erzähler an derselben Schwelle der Erkenntnis, die Aschenbach in seiner Jugend oft genug überschritten hat und vor der er nunmehr respektvoll innehält, um nicht erneut mit dem Wissen „Raubbau" (ebd.) zu betreiben. Der räsonierende Erzähler käme, dächte er hier weiter und tiefer, ebenso zu skeptisch unterminierenden Einsichten, und er geriete in die selbstzweiflerische Lage, den Sinn von Kunst verraten zu müssen. Daher stockt er abrupt, ruft die in Untiefen treibende Erkenntnis zurück und legt ihr Fesseln an. Nach einer unbeantwortet bleibenden Frage bricht er den ausgedehnten Passus seiner Problematisierung ab und wischt zu Beginn eines neuen Abschnitts seine Bedenken mit einer ausweichenden Argumentationsgebärde vom Tisch: „Wie dem auch sei!" (GW VIII, 455)

Doch dieser wegwerfenden Wendung folgt eine sich scheinbar am Äußerlichen orientierende Begründung, ja Legitimierung von Aschenbachs Arbeitsmaxime: Der Erfolg adelt die Kunst der Form. Die Anerkennung seitens des Publikums, nicht zuletzt der Aristokratie, das Einverständnis mit den Verständigen, die Würdigung des Werkes – das alles rechtfertigt das „Mustergültig-Feststehende" (GW VIII, 456) seiner Schriften. Dieser Autor ist meilenweit entfernt von jenen dilettantischen Existenzen wie Detlev Spinell, die nur ein einziges Buch zustande bringen und außer sich selbst kaum einen anderen Leser finden. Für Aschenbachs Künstlerschaft kommt zu den beiden Momenten der Daseinsdisziplin und der Arbeit am Werk ein drittes hinzu: die Akzeptierung durch die Öffentlichkeit. Hierin liegt bei aller sonstigen Distanz und Einsamkeit seine spezifische Form der Sozialisation. Kein Wunder also, daß seine Texte wegen ihres erzieherischen Wertes in die Schullesebücher aufgenommen werden und daß ihrem Verfasser die Ehre der Nobilitierung zuteil wird.

[2] Vgl. Immanuel Kant, *Kritik der praktischen Vernunft*, hrsg. v. Karl Vorländer, Hamburg: Felix Meiner 1952, S. 36.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Doch der Wille zur künstlerischen Arbeit erhält nicht nur die Weihen einer formal verstandenen Moralität, sondern auch die einer ehemals höchsten Instanz, die über die Grenzen des Hiesigen himmelweit hinausgeht. Wenn sich der Erzähler im dritten Kapitel von Aschenbachs Vorgeschichte, von seiner im Plusquamperfekt präsentierten Reifung zum ebenso beschwerlichen wie auszeichnenden Künstlertum verabschiedet, um den Protagonisten auf dessen verhängnisvolle Reise zu entlassen, beginnt er mit den Worten, daß „Geschäfte weltlicher und literarischer Natur" (GW VIII, 457) den Schriftsteller vom Aufbruch zurückgehalten hätten. Was der Erzähler meint, ist vordergründig klar: Er unterscheidet zwischen den Belangen der Kunst und denen des Alltags. Ist aber der Begriff des ‚Weltlichen' als Gegenbegriff zum anderen nicht allzu umfassend und bis zu einem gewissen Grade vorbelastet? Ist die Kunst am Ende nicht von dieser Welt? Ist sie ihr entrückt, und trägt sie gar die Signatur von Transzendenz? Darauf deuten auch bezeichnende Wendungen im vorausgehenden Kapitel, wenn die Kunst ein „erhöhtes Leben" genannt wird, der ihr Diener in „klösterlicher Stille" (ebd.) seine Opfer bringt. Kunst wird zur höchsten Form von Religion. Bei allem aufklärerischen Willen zur formstrengen Klassizität kommt hier ein ganz und gar romantischer Zug zum Vorschein, der im weiteren Verlauf der Erzählung die Nachtseiten des ‚kunstliebenden Klosterbruders', seine todverfallene Schönheitssehnsucht enthüllen wird.

Dabei weicht Aschenbach nach seiner ersten Begegnung mit Tadzio keineswegs sofort, nicht einmal nach einiger Zeit von seiner Lebensstrenge ab; denn er sieht in dem schönen Knaben samt seiner polnischen Familie anfangs noch gar nicht das ganz andere im Gegensatz zu seiner Daseinsdisziplin, sondern er empfindet eher eine Affinität, ja Verwandtschaft zu seinen eigenen Prinzipien. Als er die Gruppe, die von Anfang an seine Augen in ihren Bann gezogen hat, in der Halle zum Speisesaal und beim Gang zum Abendessen beobachtet, bemerkt er einen „solchen Akzent von Zucht, Verpflichtung und Selbstachtung" (GW VIII, 472), daß er sich von diesen, gerade ihm gemäßen, Eigenschaften tief ergriffen fühlt. Wenn er im folgenden durch Tadzios Schönheit in immer stärkere Bedrängnis gebracht wird und an den Rand des Erlaubten gerät, dann gedenkt er, um sich daran aufzurichten, seines Ruhmes, seiner Leistung und der sie krönenden Nobilitierung.

Der ihm eigene Wille zur Arbeit, den er bisher mit rücksichtsloser Zähigkeit behauptet hat, bleibt jetzt ebenfalls nicht auf seine schriftstellerische Tätigkeit beschränkt, sondern bewährt sich auch und gerade dann, wenn es darum geht, an diesem Willen selbst zu arbeiten, um dem verführerischen Sog der Todesschönheit zu widerstehen. Hierhin gehört vor allem der Versuch der fluchtartigen Abreise, die allerdings aus Gründen mißlingt, die nicht nur Zufällen und Versehen zu verdanken sind, sondern auch, gemessen an Aschenbachs Willen,

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

in seine weit unterschwelligeren Schichten hinabreichen. Doch selbst nach seiner ebenso ungewollten wie begierigen Rückkehr zum Meer und zu Tadzio gibt er sich Mühe, seine Beziehung zu diesem auf die Ebene einer vergeistigenden Schönheit zu transponieren. Wie er um diesen Status ringt, wie er sich gegen seine wachsende Hinfälligkeit mit gewohnter Strenge sträubt, zeigen seine Anstrengungen, die selbst noch gegen Schluß zur Sprache kommen. Hat der Erzähler am Anfang des vierten Kapitels noch Aschenbachs Hang zu Lustbarkeiten entdeckt und sein Vergnügen am erschlaffenden Wohlleben beschrieben, so berichtet er im weiteren Verlauf, wie der mit sich Ringende sich seines jahrelangen künstlerischen „Ringens" (GW VIII, 488) auf seinem Landsitz in den Bergen erinnert – und noch steht ihm die Stunde bevor, in der ihm zum letztenmal „jene anderthalb Seiten erlesener Prosa" (GW VIII, 493) gelingen.

Auch in seinem Verhältnis zu Tadzio unternimmt er noch alle Anstrengungen, sich nicht dessen Gier erweckendem Liebreiz hinzugeben, sondern was er zum eigenen Schutze vorbringt, ist der „strenge und reine Wille", der diese Schönheit zur Erscheinung bringt, und er preist die „Zucht" und „Präzision des Gedankens" (GW VIII, 490), die in diesem schönen Körper walten – wiederum lauter Merkmale, die auch für Aschenbachs Existenz und Arbeit charakteristisch sind. In dieser verzweifelnd bemühten Analogie zwischen der Gestalt des Knaben und dem Gestaltwerden seines eigenen Werkes scheint er noch einmal das synthetisierende Prinzip der Klassizität zu beschwören:

> „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
> Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;"[3]

In Form eines inneren Monologs läßt der Erzähler den fast schon Verführten von „geistiger Schönheit" (GW VIII, 490) sprechen, die den Verführer mit seiner eigenen Kunst verbinde, womit der Gefährdete sich eine kalmierende Medizin gegen den verlockenden Reiz der kurz zuvor noch detailliert beschriebenen Körperlichkeit des Badenden verordnet. Dagegen müssen mit aller Kraft Zucht und Strenge und der Wille zum Widerstand aufgeboten werden. Doch die Wogen der Sinnlichkeit steigen und drohen die Dämme zu erschüttern, bald zu durchbrechen.

Bereits im nächsten Absatz weicht die „Form als Gottesgedanken" (ebd.), an die sich Aschenbach, fast schon versinkend, noch klammert, der unwiderstehlichen Wirkung des zur Raserei treibenden Leibes. Wörter fallen wie „Rausch", „unbedenklich", „gierig", und es heißt gar: „Sein Geist kreißte [...]" (GW VIII, 490), und das alles bei einem alternden Künstler, wodurch das Unangemessene und Bedenkliche zusätzlich verstärkt wird. Noch einmal rafft er sich zu dem Versuch auf, das erschauernd Gefühlte auf eine höhere geistige Ebene zu heben,

[3] *Goethes Werke*, hrsg. v. Erich Trunz, Hamburg: Christian Wegner 1958, Bd. 1, S. 245.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

indem er eine große und würdige, philosophisch ehrenwerte Parallelkonfiguration aus langer Vorzeit bemüht: Sokrates im Gespräch mit Phaidros, der Alte mit dem Jungen, der Häßliche mit dem Schönen. Dieses hehre Vorgängertum soll Aschenbach entlasten, und so sucht er sich hinter dem Rücken spiritualisierter Päderastie zu verbergen. Und siehe: In seinem Schatten gelingt es ihm noch einmal, ein letztesmal zu arbeiten, nämlich jenes Erlesene im „Angesicht des Idols" (GW VIII, 492) zu schreiben, wobei ihm Eros[4] zum Wort verhilft, das einer bewundernden Öffentlichkeit gewiß sein kann. Der Wille zur Arbeit scheint noch einmal die Lust zur Liebe zu bändigen, indem er sich mit ihr schauend und schreibend vereinigt. Doch dann folgt die Erschöpfung, und als ihn am folgenden Morgen die Begierde überkommt, den Knaben zu berühren, da hält ihn schon nicht mehr der Wille, sondern nur die schwindende Kraft davor zurück. Auch die kurz erwogene Probe, ob er nicht durch nähere Bekanntschaft mit dem Vergötterten zur ernüchternden Besinnung gelangen könne, mißlingt; denn „Aschenbach war zur Selbstkritik nicht mehr aufgelegt" (GW VIII, 494). Beim antikisch erlebten Erwachen der Eos mit heißem Herzen am Fenster sitzend, muß er sich gestehen, daß die früh dem entsagendem Dienst seines Daseins geopferten Triebe sich wieder mächtig regen. Am Ende des vierten Kapitels steht Aschenbachs glühendes Bekenntnis seiner Liebe.

Von nun an besucht der Verliebte öfter den Coiffeur und folgt seinem „Abgott" (GW VIII, 499) bis in die äußersten Winkel Venedigs. Seine immer unverhohlenere Leidenschaft weckt in ihm sogar ein geheimes Einverständnis mit der schleichenden Cholera, die er verschwiegen wissen möchte, da er sich nach der befürchteten Abreise Tadzios jeden Lebenssinns beraubt sähe. Er wird zum erbärmlichen Voyeur, verliert seine Vernunft und Würde und tut das Befremdlichste, von nichts anderem als nur noch vom Dämon seines Liebesrausches getrieben. Gelegentlich gedenkt er der Daseinsstrenge seiner Vorfahren und der eigenen Lebensleistung, doch er erinnert sich ihrer eher mit Wehmut als mit Scham. Er ist geneigt, die Sinnlosigkeit seines Versinkens zu verbiegen und darin die durchaus zulässige und sogar verdiente Nähe des Eros zum Tüchtigen und Tapferen zu sehen, dem kein passenderer Begleiter zustehe. Er verliert seinen überaus wählerischen Kunstsinn und genießt rückhaltlos die trivialen Klänge der zwielichtigen Abendmusikanten; denn nur wenige Schritte von ihm entfernt lehnt Tadzio am Steingeländer, und seine Nähe ist allein imstande, die hohen Ansprüche an artistische Meisterschaft vergessen zu machen. Der sich nur zaghaft regende Stolz gegen die beleidigende Umsicht von Tadzios Hüterinnen, die auf den Verliebten aufmerksam geworden sind und ihren Schützling von ihm fernhalten wollen, ist zu kraftlos, um Aschenbach zu stimulieren, das

[4] Vgl. Claus Sommerhage, *Eros und Poesis. Über das Erotische im Werk Thomas Manns*, Bonn: Bouvier 1983.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Steuer noch einmal herumzureißen. Als er von einem Engländer im Reisebüro die wahren Hintergründe der Gerüchte über die Seuche in der Stadt erfährt, erwägt er zwar für einen Augenblick, die polnische Familie zu warnen, um den Geliebten vor der Verderbnis zu bewahren und selbst wieder zu sich zu kommen, „aber wer außer sich ist, verabscheut nichts mehr, als wieder in sich zu gehen" (GW VIII, 515). Die Chance, sich zu retten, ist bereits vertan; nun vergibt er auch die, den Vergötterten vor dem Schlimmsten zu schützen. Spätestens hier hat sich die Lust zur Liebe in den Trieb zum Tode verwandelt, in den auch der einzig Geliebte mit hinabgezogen werden soll. Ein nachfolgender Traum, nicht näher beschrieben, läßt Aschenbach völlig verwüstet zurück: „die Kultur seines Lebens verheert, vernichtet". (GW VIII, 516) Die Vision des dionysischen Getümmels schließlich konfirmiert die Vereinigung von „Unzucht und Raserei des Unterganges". (GW VIII, 517)

Damit scheint Gustav von Aschenbach endgültig gescheitert zu sein. Was mit ihm geschehen ist und was er letztlich mit Lust hat geschehen lassen, hat seinem Namen keine Ehre gebracht, aber auch nicht geschadet; denn die Nachricht von seinem Tode findet am Ende eine „respektvoll erschütterte Welt" (GW VIII, 525), die von der Raserei seiner letzten Tage nicht die geringste Ahnung hat. Doch nicht allein dieser äußere Umstand ist in der Lage, die zu Beginn des Vortrags zitierten Auffassungen zu korrigieren, indem die lang anhaltende Lebensleistung und das überdauernde Werk als Kronzeugen gegen den Vorwurf ästhetizistischer Unverbindlichkeit aufgerufen werden. Hieraus ließe sich ableiten: Der Künstler ist zwar gescheitert, nicht aber seine Kunst. Doch tiefgreifender ist die Tatsache, daß Thomas Mann spätestens seit dem *Tod in Venedig* eine Position erarbeitet, von der aus jenseits rücksichtslosester Erkenntnis ein Ethos der Arbeit und Anstrengung erstrebt wird, das sich einer relativistischen oder gar nihilistischen Ausschweifung mit aller Kraft entgegenstemmt. Es setzt sich zum Ziel, dem losgelassenen Intellekt wie einem Laster der Dialektik abzuschwören – und das alles geschieht in dieser Erzählung unter weitgehender Vermeidung von Ironie, die vielmehr selbst als Tochter wilden Denkens für überwindenswert gehalten wird. Drängt sie dann einmal nach vorne, so erhält sie ihre Widerlager in einer Emphase, ja in einem Pathos, das wir in den früheren Schriften Thomas Manns vergebens suchen. Der Erzähler nennt Aschenbach einen „Überwinder seines Wissens", der „aller Ironie entwachsen" sei. (GW VIII, 521)

Einen derartigen Ausbruch aus der Negativität finden wir in den *Buddenbrooks* noch nicht, wo die Verfeinerung entsetzliche Opfer des Verfalls verlangt, wohl aber ansatzweise im *Tonio Kröger*. Das läßt sich vor allem an einem Satz erkennen, der durch seine bedeutungsvolle Wiederholung eine zentrale

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Rolle erhält. Am Ende des ersten Kapitels, das Tonios Knabenzeit gewidmet ist, heißt es von seinem Herzen: „Sehnsucht war darin und schwermütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganze keusche Seligkeit". (GW VIII, 281) Mit denselben Worten schließt der neunte und letzte Abschnitt der Novelle, allerdings mit einer winzigen, aber entscheidenden Abweichung: Statt „war" lesen wir nun „ist". (GW VIII, 338) Beim ersten Male spricht der Erzähler im distanzierenden epischen Präteritum über Tonio; am Ende hat dieser den gleichen Befund selber konstatiert und teilt ihn seiner Gesprächspartnerin brieflich mit. Damit hat er das Wissen des Erzählers über den einst Vierzehnjährigen eingeholt. Er hat aber seinem Zustand der gemischten Affekte, das spannungsvolle Verhältnis zwischen seiner zur Einsamkeit verdammten Künstlerexistenz und den ebenso liebenswürdigen wie zur Distanz zwingenden Lebensbürgern nicht nur *er*kannt, sondern auch *an*erkannt. Das Bewußtsein seiner antagonistischen Anlagen treibt ihn nicht wie den Bajazzo oder Johannes Friedemann in radikale Verzweiflung, sondern führt ihn trotz aller Skepsis und Bedrohtheit zu einer Bejahung sowohl seiner selbst als auch der anderen und vor allem zu einer Akzeptierung der schmerzhaften und zugleich notwendigen Distanz zwischen sich und den Andersartigen.

Dieses Bewußtsein wird im *Tod in Venedig* bestärkt und von Aschenbach für lange Zeit verteidigt angesichts der noch verschärfteren Bedrohungen: Im Vergleich mit Tonio Kröger ist der Schriftsteller nunmehr ein alternder Künstler, dessen Lebenswerk hinter ihm liegt und dessen Reputation mit größter Umsicht zu behüten ist; verstärkte Gefahr bringt auch die Lust zur Liebe, zur homoerotischen Vereinigung, so daß gemessen an Gustavs zupacken wollender Begierde die Zuneigung Tonios zu Hans Hansen geradezu ‚scheu' zu nennen ist. Doch gerade wenn die Schwierigkeiten ins Unermeßliche steigen, wenn jeder Ausweg unmöglich erscheint, dann wird er zugleich um so notwendiger. Das gilt in noch höherem Maße für den *Doktor Faustus,* in dem allerdings, mitbedingt durch den Verlauf der deutschen Geschichte, der Wille zur Arbeit nicht mehr ausreicht, sondern der teuflischen Intoxikation bedarf. Kröger, Aschenbach, Leverkühn – sie alle werden als Heroen künstlerischer Anstrengung in ihrer produktiven Tätigkeit letztlich weder ironisiert noch relativiert; das unterscheidet sie von manch anderen Künstlerfiguren, die als Artisten des Daseins ihr Leben zwischen den Abgründen hindurchsteuern wie Joseph, Felix Krull und Gregorius, oder von den Gestalten im Frühwerk, die an ihrem Kunst- und Lebensdilettantismus zugrunde gehen. Die prononçierte Sonderstellung der drei künstlerischen Leidenshelden hat natürlich eine ihrer Ursachen in der Identifikation Thomas Manns mit ihnen und in der indirekten Selbstwürdigung der eigenen Lebensleistung, indem er in Tonio, Gustav und Adrian seine ganz persönlichen Leidens- und Leitbilder sah.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Kein ernsthafter Einwand gegen das formale Ethos der Arbeit ist die Tatsache, daß Aschenbach zu Tode kommt, ja daß er einigermaßen schändlich zugrunde geht. Davor sind auch die großen Helden der Tragödie nicht gefeit, ohne daß ihre Prinzipien, die sie verfechten und an denen sie scheitern, preisgegeben würden. Ausbruch aus der Negativität bedeutet nicht etwa ‚glücklicher Ausgang' oder dergleichen, sondern meint die Entschlossenheit zur Sinnsetzung. Thomas Mann hat übrigens selbst mehrfach auf die Affinität des *Tod in Venedig* zur Tragödie hingewiesen. In einem Brief vom 6. September 1915 an Elisabeth Zimmer spricht er von einer „Tragödie des Meistertums"[5], und in seinen Arbeitsnotizen zur Erzählung ist zu lesen: „Die Würde rettet allein der Tod (die ‚Tragödie', das ‚Meer', – Rat, [Ausweg] und Zuflucht aller höheren Liebe. [)]"[6]

Zu deren Charakter gehören im *Tod in Venedig* das Pathos und vor allem Aschenbachs selbstzerstörerische Traumvision des Dionysischen, mit der die letzte Phase seines Untergangs beginnt. Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste dessen, der dem Träumenden als „Der fremde Gott!" (GW VIII, 516) erscheint, bezeugt spätestens seit Nietzsche die enge Verbindung von Mythos und Poiesis, von Tragödie und dionysischen Mysterien, wobei die Semantik des Wortes „τράγος" („Bock") nicht nur eine beiläufige Assoziation ist. Auch für Aschenbach ist der „beizende Ruch der Böcke" (GW VIII, 517), die von Knaben mit umlaubten Stäben gestachelt werden, eine geile Bedrängnis, die es ihm schwer macht, sein bisher asketisches Dasein vor dem Einbruch der Phallokratie zu bewahren.

Was aber die Spur zum Ursprung des Trauerspiels am deutlichsten markiert, ist die unübersehbar dramaturgische Tektonik. Bezeichnend hierfür ist noch nicht so sehr die äußerliche Gliederung in fünf aktgemäße Kapitel, sondern weit mehr deren innere schauspielhafte Strukturierung. Die beiden ersten Kapitel arbeiten, wie gesehen, unter häufiger Verwendung des Plusquamperfekts die Vorgeschichte auf, indem sie Aschenbachs bisheriges Leben, seine Vorfahren und sein Werk präsentieren und damit expositorische Funktion erfüllen. Das dritte Kapitel führt in die Zone des Konflikts: ans Meer, nach Venedig, zu Tadzio. Mit dem Fluchtversuch nähert sich der dramatische Höhe- und Wendepunkt, der mit der halb unfreiwilligen, halb heiß ersehnten Rückkehr erreicht wird, wobei die mitbedingenden Umstände eine Art tragischer Ironie bewirken. Überwiegen im Spannungsbogen des mittleren Kapitels die drängenden Momente, so dominieren im vierten zunächst die retardierenden. Der Erzähler

[5] Thomas Mann, *Briefe 1889–1936*, hrsg. v. Erika Mann, Frankfurt am Main: S. Fischer 1961, S. 123.

[6] Zitiert nach: Terence James Reed, *Thomas Mann „Der Tod in Venedig". Text, Materialien, Kommentar*, München: Carl Hanser 1983, S. 87.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

gibt Einblicke in Aschenbachs wohligen Genuß des Ambiente sowie in seine Anstrengungen, die Verlockung durch den Knaben in eine mäßigende platonische Liebe zu stilisieren. Doch nach immer schwächer zuckenden Bemühungen um Gegenwehr verfällt der alternde Schriftsteller den Reizen seines Abgotts. Am Ende des vierten ‚Aktes' dieses Künstlerdramas fällt gleichsam der Vorhang nieder bei Aschenbachs glühendem Bekenntnis: „Ich liebe dich!" (GW VIII, 498). Der fünfte Teil schließlich bringt die unaufhaltsame Auflösung: den Verlust seines Ethos, des Willens zur Arbeit, seiner Würde und Scham, und am Ende steht die Kumpanei mit Krankheit und Tod. Wir sehen den klassischen Verlauf einer Tragödienkatastrophe.

Wie Egmont und Marquis Posa zwar scheitern, doch nicht die Fahne der Freiheit mit ins Grab nehmen, so stirbt auch mit dem Künstler weder seine Kunst noch das Ethos seiner lebenslangen Anstrengung, deren Frucht sein bewundertes und mustergültiges Werk ist. *Der Tod in Venedig* feiert zwar keinen Triumph materialer Werte, verteidigt aber jenseits ethischer Kraftlosigkeit den reinen Willen zur Form. Daß Aschenbach am Ende nicht mehr die Kraft hat, ihn zu behaupten, ist seine eigene Tragik, von der jedoch die Geltung und Würde des formalen Postulats nicht zerstört werden. Das Scheitern des Willens ist nicht zu leugnen, aber dennoch bleibt dieser das einzige Mittel, dem Scheitern entgegenzuarbeiten. Zum Abschluß komme Kant – diesmal selber – zu Wort, und zwar mit dem Eingangssatz des ersten Abschnitts seiner *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten:* „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein *guter Wille*."[7]

[7] Immanuel Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, hrsg. v. Karl Vorländer, Hamburg: Felix Meiner 1957, S. 10.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Hans Wysling

Probleme der *Zauberberg*-Interpretation

Wer die Geschichte der *Zauberberg*-Auslegung überprüft, hat Grund zur Verzweiflung. Da aber Verzweiflungen unser Bestes sind, wollen wir sie zum Anlaß einiger Überlegungen machen, die zunächst den Roman selbst, darüber hinaus aber einige allgemeine methodologische Fragen betreffen.

Børge Kristiansen hat 1978 eine „*strukturanalytisch* fundierte *Neuinterpretation* des *Zauberbergs* auf dem Hintergrund der Schopenhauer-Rezeption Thomas Manns" vorgelegt[1]. Der Verfasser arbeitet also mit dem hermeneutischen Zirkel und sucht dabei bis zu jener „Idee" vorzudringen, „die Dilthey treffend als den ‚unbewußten Zusammenhang' beschrieben hat, der ‚in der Organisation des Werkes wirksam ist'"[2]. Und er koppelt diesen hermeneutischen Zirkel mit der Schopenhauerschen Metaphysik, die für den *Zauberberg*, ja „für Thomas Manns Weltanschauung eine geradezu konstitutive Funktion gehabt" habe[3].

Damit sind zwei Vorentscheide gefallen: erstens, daß wir einem literarischen Werk eine strukturale Geschlossenheit zusprechen können, und zweitens, daß wir das Zeichensystem des Werkes mit einem externen Sinnsystem verbinden

Zitiert wird nach:

Thomas Mann, *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*, Frankfurt am Main: S. Fischer 1974.
Thomas Mann, *Briefwechsel mit Autoren*. Hrsg. von Hans Wysling, Frankfurt am Main: S. Fischer 1988 [Brw./Autoren].
Dichter über ihre Dichtungen: Thomas Mann. 3 Bände, München/Frankfurt am Main: Heimeran 1975 ff. [DüD].
Hans Bürgin und Hans-Otto Mayer, *Die Briefe Thomas Manns, Regesten und Register*. 5 Bände, Frankfurt am Main: S. Fischer 1976 ff. [Reg.].

[1] Børge Kristiansen, *Thomas Manns Zauberberg und Schopenhauers Metaphysik*, 2. verbesserte und erweiterte Auflage, Bonn: Bouvier/Grundmann 1986, S. XXXV. – Es geht hier nicht darum, die hervorragende Arbeit von Kristiansen zu kritisieren – sie ist innerhalb des ausgesteckten Rahmens mit unbestechlicher Konsequenz durchgeführt. Wir fragen vielmehr nach den Grenzen der ‚werkimmanenten' Interpretation.

[2] Wilhelm Dilthey, *Gesammelte Schriften*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht ³1969, Bd. 5, S. 335 f. – Zit. bei Kristiansen, S. XXXV.

[3] Kristiansen, S. XXXIX. Der Begriff Weltanschauung soll hier nicht diskutiert werden.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

dürfen, sofern sich „im Umfeld der Orientierungssysteme des Autors" ein der Struktur des Textes angemessenes Referenzsystem finden läßt[4].

Das Axiom von der Geschlossenheit, Stimmigkeit, Bündigkeit eines Kunstwerks wird hier von Dilthey abgeleitet. Es geht über Schleiermacher auf Platon, letztlich auf den antik/christlichen Kosmos-Gedanken zurück. Von Geschlossenheit eines Kunstwerks sprechen wir dann, wenn alle Zeichen, die es aussendet, von den Bildern und Gedanken bis zum Sprachduktus und zu den Satzformen, sich zu *einer* Aussage verdichten, das Ganze im Teil zu erkennen ist und der Teil das Ganze enthält – „alles zweckend zum Ganzen" lautet Goethes Formel im Aufsatz über das Straßburger Münster[5]. Was die Welt des Kunstwerks im Innersten zusammenhält, bleibt Geheimnis. Es wird je nach Epoche und Forschungsrichtung als „Idee" (Dilthey), als „Rhythmus" (Staiger) o. a. bezeichnet; die Ontologen sprechen vom *a se* des Werks. Alle diese Begriffe und Metaphern sind indessen ja nur ein Versuch, dem Geheimnis einen Decknamen zu geben.

Daß die Stimmigkeitsästhetik angesichts der Kunst unseres Jahrhunderts Mühe hat, sich auch nur als Postulat zu halten, ist jedem klar, der sich mit dieser Kunst befaßt. Die Kunstwerke unserer Zeit demonstrieren oft und mit Vehemenz gerade die Zerbrochenheit aller Strukturen, sie machen das Disparate dieser Welt, die Zerrissenheit und Orientierungslosigkeit der Autoren sichtbar. Der Stilbruch ist längst zum Stilmittel geworden. Immer wieder wird die Sprachwelt eines literarischen Werks von den Sprachen der Umgebung überfahren, relativiert, in Frage gestellt.

Auch der zweite Vorentscheid: daß ein externes Orientierungssystem zur Aufschlüsselung oder Erklärung eines textualen Referenzsystems herbeigezogen werden darf, stellt uns vor eine ganze Reihe von Problemen. Gewiß, die Literaturwissenschaft (und die Kunstwissenschaft allgemein) hat immer wieder, je nach Epoche und Interessenlage der Forschungsrichtungen, theologische, philosophische, tiefenpsychologische und soziologische Fragestellungen an die Kunstwerke herangetragen. Man hat Schiller mit Kant, Keller mit Feuerbach, Brecht mit Marx, Broch mit Jung in Zusammenhang gebracht. Dieses Vorgehen führt zu Verfälschungen, wenn man sich nicht bemüht, gerade die Veränderungen herauszuarbeiten, die bei der (flüchtigen oder gewissenhaften) Übernahme fremder Zeichen oder Zeichensysteme durch einen Autor entstehen. Das Referenzsystem eines Kunstwerks soll jedenfalls nicht aus dem eines fremden Modells *abgeleitet*, sondern höchstens mit ihm *verglichen* werden.

[4] Kristiansen, S. XXXVIII.

[5] Johann Wolfgang Goethe, Von deutscher Baukunst (1772), *Werke* XII, Hamburger Ausgabe, München: C. H. Beck ⁸1978, S. 12.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Daß Schopenhauer für Thomas Mann „konstitutiv" sei: heißt das nun, daß dieser „Schopenhauer erzählt"[6], oder heißt es, daß Thomas Mann bei Schopenhauer seine eigenen, eher gefühlsmäßigen, Einschätzungen der Welt bestätigt gesehen und geklärt hat? Oder soll es einfach heißen, daß hier ein Interpret das Zeichensystem eines Mannschen Werks mit dem von Schopenhauers Metaphysik vergleicht, um zu genaueren Einsichten zu kommen? Wir schneiden damit ein Problem an, das die Thomas-Mann-Forschung seit langem beschäftigt und das wohl gelegentlich ausdiskutiert werden muß – vielleicht ohne Hoffnung auf sichere Resultate.

Ich möchte in diesem Vortrag nun konkret einige Probleme der *Zauberberg*-Interpretation aufgreifen. Sie haben sich bei erneuter Beschäftigung mit dem Roman und der neuesten Sekundärliteratur ergeben und sollen hier als das dargestellt werden, was sie sind: eben Probleme. Der allgemeine Problem-Rahmen könnte wie folgt umrissen werden: Werke werden von Menschen geschrieben, und diese Menschen haben eine psychische Konstitution, sie haben eine Biographie, sie erleben Geschichte. Wir können uns vorstellen, daß ein kurzes lyrisches Gedicht eine größere Geschlossenheit hat als ein Roman, der über Jahre hinweg entsteht, besonders wenn der Autor dazu neigt, in seinem Werk sich selbst und seine Zeit zu analysieren, zu beurteilen und zu gestalten. Konkret: Wenn Thomas Mann den *Zauberberg* 1913 zu schreiben beginnt und ihn 11 Jahre später abschließt, dann hat er einen Weltkrieg, eine Revolution, eine Verfassungsänderung, verschiedene private Schicksale erlebt, er hat sich einen neuen Begriff von Kunst, eine neue Lebenshaltung zu erarbeiten versucht usw. Also: Wenn der, der das *finis operis* schreibt, nicht identisch ist mit dem, der das *initium* entwarf, kann dann das Werk das gleiche bleiben? Es kann es, wenn der Autor sich als Gralshüter des Werkgedankens sieht, wenn er, allen äußeren Einflüssen zum Trotz, an der Bewertung der Dinge festhält. Es kann es, wenn alles, was dem Autor aus irgendeinem Bereich neu zugeführt wird, fugenlos in die Werkstruktur eingeht. Gelingt das nicht, dann wird der Roman zu jenem „Haifischmagen", von dem Brecht gesprochen hat: dann liegen lauter unverdaute, nicht integrierte Brocken darin herum.

Ich gehe hier auf fünf Komplexe ein, die es alle mit der Frage zu tun haben, ob der Roman richtig verstanden werde, wenn man an den Axiomen der Geschlossenheit und der konstitutiven Bedeutung von Schopenhauers Philosophie festhält.

[6] Manfred Dierks, *Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann*, (*Thomas-Mann-Studien* II), Bern und München: Francke 1972, S. 122.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

1. Der Settembrini-Komplex

Settembrini erscheint auf den ersten Blick als eine geschlossene und eindeutige Figur. Er vertritt die Wertwelt der westlichen Kultur und des Flachlandes: der Ratio und der Tätigkeit, steht damit in der Traditionslinie, die von der Antike über die Renaissance zur Aufklärung führt. Er kämpft für Humanismus, die Menschenrechte, die Demokratie und neigt, wenigstens in Worten, zum Aktivismus, zur Revolution. Genauer betrachtet, wird Settembrini allerdings vielgesichtig. Er vertritt eine ganze Reihe von Gesichtspunkten, die Thomas Mann zwischen 1909 und 1924 nachweislich selbst bewegt haben:

1. Wenn Settembrini von der versittlichenden Macht der Literatur spricht und aus dem schönen Wort die schöne Tat ableitet (GW III, 224, 724), vertritt er Thesen, die Thomas Mann im Anschluß an die italienischen Literatoren schon in ‚Geist und Kunst' (1909) vertreten hat.

2. Settembrini nähert sich Heinrich Mann, Hiller und anderen Aktivisten an, wenn er das Zusammengehen von „Geist und Tat" fordert, wenn er, gestützt auf seinen rebellischen Großvater, Carduccis Satanshymne zitiert (GW III, 85), den Geist zur Revolution drängt[7] und in der Pose des Zivilisationsliteraten beschwörend die Rechte emporwirft (GW III, 225; GW XII, 219).

3. Innerhalb des Schopenhauerischen Weltmodells wirkt Settembrini als komische Figur. Er kommt mit seinem Vernunftshörnchen gegen die romantische Liebes- und Todeslockung nicht an. (Thomas Mann hat in einem Brief vom 20. 4. 1925 an Oskar A. H. Schmitz betont, Settembrini sei von Anfang an als „komischer Gegensatz zur Todesfaszination" gedacht gewesen[8]. Nach der Wiederaufnahme der Arbeit am *Zauberberg*, am 19. 11. 1919, begründet Thomas Mann seine Schwierigkeiten mit der Settembrini-Gestalt damit, daß dieser in der Frühfassung einerseits nicht ernst genommen werde, andererseits aber doch „das sittlich einzig Positive und dem Todeslaster Entgegenstehende" sei.)

4. Im zweiten Teil des Romans hat Settembrini seine Rolle als Gegenfigur zu Madame Chauchat ausgespielt und wird ins Dorf versetzt. Von da an ist er Gegenspieler von Naphta und vertritt mit seiner Studie über die „Soziologie der Leiden" das lebensfreundliche Prinzip. Seine anthropologischen und staatspolitischen Ansichten erhalten ihre Bestimmtheit und Schärfe vor allem als Antithesen zu Naphtas Positionen.

[7] Thomas Mann dürfte Carduccis Revolutionshymne in Friedrich Wichtls Buch über *Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik* gefunden haben (München: J. F. Lehmanns 1919). Vgl. Tagebuch vom 25. 3. 1919: „Begann das Buch über die Weltmaurerei mit dem Bleistift zu studieren, in Hinsicht auf Settembrini."

[8] Vgl. Reg. 25/65.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

5. Zur Zeit des Essays über ‚Goethe und Tolstoi' (1921) macht Thomas Mann den Versuch, den *Zauberberg* in einen Bildungsroman umzudeuten. Settembrini erhält damit die Bedeutung eines Mentors – eine ähnliche Funktion also wie die Mitglieder der Gesellschaft vom Turm im *Wilhelm Meister*. (Seine Begrifflichkeit hat Settembrini allerdings eher von der freimaurerischen Illuminationslehre als von Goethe.)

6. Seit der Rede ‚Von deutscher Republik' (1922) wird Settembrini vermehrt zum Sprachrohr seines Autors, der versucht, seinem aristokratischen Nihilismus einigen Zukunftsglauben entgegenzustellen.

7. Gegen Schluß des Romans wird Settembrini in die Gefolgschaft des Arztes Wilhelm Meister gestellt, den seine medizinischen Forschungen „zur Pädagogik, Soziologie und Politik" (GW XI, 846) hinführen und der damit bekennt, daß sich das Individuum in die Gesellschaft einzugliedern und ihr zu dienen habe.

In Settembrinis Wertungen und Umwertungen zeichnen sich also alle Wandlungen ab, die Thomas Manns Denken zwischen 1909 und 1924 durchgemacht hat. Von einer Geschlossenheit dieser Figur kann nur die Rede sein, wenn man einen sehr weiten Rahmen wählt. Ein Thomas-Mann-Kenner wird an der Unterscheidung der historischen Positionen mehr Vergnügen finden als an der Bestätigung des Rahmens. Die Settembrini-Gestalt erhält wesentlich mehr Relief und Differenziertheit, wenn man sie auf dem Hintergrund der Werke betrachtet, die Thomas Mann zwischen 1909 und 1924 geschrieben hat. Das ändert allerdings nichts an der Erkenntnis, daß der Roman im Ganzen der fallenden Linie von ‚Form' zu ‚Unform' treu bleibt[9].

2. *Der Chauchat-Komplex*

Madame Chauchat wird im Roman mit literarischen und mythologischen Figuren vielfältig verknüpft, das geht von den dekadenten Venus-Inkarnationen der Jahrhundertwende über Isolde und Lucinde bis zu Lilith und Proserpina. Zusätzlich verkörpert die Chauchat innerhalb der West-Ost-Dichotomie des Romans das russische Sinnlichkeits- und Schlaffheitsmotiv – Thomas Mann hat

[9] Vgl. GW XI, 371: „Form [...] ist etwas Lebensgesegnet-Mittleres zwischen Tod und Tod: zwischen dem Tode als Unform und dem Tode als Überform, zwischen Auflösung also und Erstarrung [...]." – Vgl. dazu Thomas Manns Entwurf eines Glückwunsches zu Hofmannsthals 50. Geburtstag (Brw./Autoren, S. 209): „Form, als Ausdruck der Humanität, ist der Vernunft wohl nahe verwandt, doch von nicht ebenso ungebrochener Tugend. Vernunft ist ganz und gar Sache sittlicher Lebensbürgerlichkeit, während auf aller Form ein ironischer Schein der Sympathie mit dem Tode liegt. Form ist ein lebensfreundwillig Mittleres zwischen Tod und Tod: zwischen dem Tode als Unform und dem Tode als Überform. Sie ist Galanterie gegen das Leben, – eine ironische Sittlichkeit."

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

1919 eigens die Aufführung zweier russischer Tänzerinnen besucht, um dieses slawische Moment noch besser beschreiben zu können[10].

Clawdia unterscheidet sich nun aber von allen ihr vorausgehenden Venus-Figurationen dadurch, daß sie in Castorps Erinnerung mit seinem Schulfreund Pribislav Hippe zusammenfließt: Offenbar liebt er sie, *weil* sie ihn in seinem anamnetischen Traum an diese homoerotische Neigung erinnert. In der Walpurgisnacht erfüllt sich Castorps damaliger erotischer Wunsch.

Nach der Walpurgisnacht aber nimmt diese Liebesgeschichte einen Verlauf, der aus der Romanstruktur nicht abzuleiten und für die Gattung des Liebesromans durchaus atypisch ist. Jede Liebesgeschichte, die etwas auf sich hält, endet entweder mit der Hochzeit oder aber mit dem Selbstmord resp. Wahnsinn des Helden. Was aber geschieht im *Zauberberg?* Eigentlich wäre von Castorp ein Tristan- oder ein Tannhäuser-Schicksal zu erwarten gewesen. Weder das eine noch das andere tritt ein. Vielmehr kommt es nach der Liebesnacht zu einer kolossalen Ernüchterung und Stagnation. Clawdia verreist zunächst, wohl zu ihrem Mann hinter dem Kaukasus, dem geschädigten Dritten. Dann aber kehrt sie mit Peeperkorn, dem mächtigen Lebensanbeter zurück, und von da an hat Castorp seine Liebhaberrolle ausgespielt. Zu irgendwelchen Hahnenkämpfen kommt es nicht, im Gegenteil, Castorp scheint von seiner Absetzung als Liebhaber gar nicht besonders betroffen zu sein. Seine Gefühle für Clawdia sind abgekühlt. Nach Peeperkorns Tod verabschiedet er sich leidenschaftslos von der einst glühend Geliebten.

Romaninterne Begründungen für einen solchen Verlauf der Liebesgeschichte sind nicht zu finden, es sei denn, man begnüge sich mit dem Hinweis auf Castorps allmähliche Erschlaffung, sein Absinken in Melancholie und Lethargie, den „großen Stumpfsinn". Aber damit stimmt wieder nicht zusammen, daß Castorp das Phänomen Peeperkorn mit angespannter Aufmerksamkeit, ja Hingerissenheit betrachtet, mag es auch eine kritische Hingerissenheit sein. Was soll's? Wenn aus dem Roman selbst keine befriedigende Antwort auf die Fragen des Lesers erfolgt, dann ist das ein Zeichen dafür, daß hier etwas vorliegt, was der Erzähler entweder nicht erzählen kann oder nicht erzählen will.

Der Interpret steht hier am Scheideweg. Entweder begnügt er sich mit dem Hinweis auf ungenügende Motivation und mangelhafte Erfüllung der Gattungsgesetze, oder er entscheidet sich zum Rückgriff auf die Person des Autors, der da möglicherweise etwas erzählt, was er im Erzählen eben erst selbst zu

[10] Tagebuch, 14. 6. 1920: „Soirée russischer Tänzerinnen, für die ich Karte bekommen hatte. [...] War Clawdia's wegen gegangen, fand auch anmutige slavische Typen." – 17. 6. 1920: „Machte zum Schluß noch flüchtig die Bekanntschaft der mich am meisten interessierenden Tänzerin mit schiefen Augen [...]. Eine gute Mme Chauchat."

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

analysieren sucht. Tatsächlich können wir im Rückgriff auf den biographischen und psychischen Hintergrund die ungewöhnliche Liebesgeschichte besser verstehen. Die Hintergrundsfigur von Pribislav Hippe ist, wir wissen es nun aus den Tagebüchern und aus den Briefen an Grautoff, Williram Timpe, Thomas Manns Mitschüler am Katharineum. Name und Deckname stimmen ja nach Klang und Silbenzahl überein; der Name Pribislav Hippe verstärkt im Roman das slawische Motiv und das des Todes. (Ähnlich hat Thomas Mann in den Namen Martens und Hansen, Ehrenberg und Schwerdtfeger den Lautstand gewahrt. Das homosexuelle Motiv durchzieht im übrigen ja Thomas Manns ganzes Werk[11].)

Gleichermaßen klingt dann aber Clawdia (gerade in dieser Schreibweise!) an Katja an. Wie Katja Mann hat Clawdia schwarze Augen, hochstehende Wangenknochen, wie sie ist sie fremdländisch – das jüdische Element wird allerdings ins Slawische transponiert. Katja Mann hat also nicht nur als lungenkranke Patientin und Berichterstatterin zum Roman Anregungen gegeben. Sie ist, bei aller Verschleierung, in vielen Äußerlichkeiten Modell zu Clawdia. Aber nicht nur das: Thomas Mann erzählt in der Liebesgeschichte dieses Romans auch die Geschichte seiner eigenen Gefühlsverwirrung. Mit dem Entschluß zur Ehe, der nach Hegel ein sittlicher Entschluß ist (GW X, 201), hat er sich 1904 von seiner homophilen Veranlagung zu befreien und sich eine „Verfassung" zu geben versucht[12]. Es ging damals um die Lösung aus der Begegnung mit Ehrenberg, die eine Wiederholung der Begegnungen mit Armin Martens und Williram Timpe gewesen war. Im *Zauberberg* nun wird die Liebe zur Frau im anamnetischen Traum als ursprünglich homophil verstanden. Auch dafür gibt es biographische und psychoanalytische Erklärungen: Thomas Mann hatte durch das Erlebnis, das dem *Tod in Venedig* zugrunde liegt, erfahren, daß seine „Verfassung" als *pater familias* keineswegs so fest und endgültig war, wie es die wachsende Kinderschar zu bezeugen schien. 1919 machte er in Glücksburg eine ähnliche Erfahrung, als er auf den jungen Oswald Kirsten, Sohn eines Hamburger Reeders, stieß, der einen „Armin Martens-Schädel" hatte und den er kurzerhand mit Hans Castorp gleichsetzte[13]. Die Unsicherheit *in sexualibus*

[11] Vgl. *Thomas-Mann-Studien* V, 362.

[12] Thomas Manns Brief vom 17. 1. 1906 an Heinrich.

[13] Vgl. Tagebuch, 24. 7. 1919, in Glücksburg: „Das Alles ist wunderlich. Es kommt die Luft hinzu, die Gerüche, die Farben, die Sprache, der Menschentyp. Tonio Kröger, Tonio Kröger. Es ist jedesmal dasselbe und die Bewegung tief. Die Rederfamilie Kirsten aus Hamburg, mit den beiden weit behosten Söhnen, von denen der Eine einen Armin Martens-Schädel hat. – – Der ehemalige Seeoffizier Schellong, ein G. Hauptmann-Typus. Seine Frau spitz, norddeutsch, anämisch, etwas von Lula. Das Kinderfräulein, hübsch, hamburgisch-überseeisch. Schöne Segelfahrt auf der Föhrde, mit Schellong, Fr. Fischer und Tutti. Auf der „Reunion" im Kurhaus als Gäste des etwas zweifelhaften, ziemlich dummen, junggesellenhaft melancholischen Baron Schenk. Kirstens = Hans Castorp. –"

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

überträgt sich ein Jahr später auf das Eheleben: Thomas Mann versagt und stellt sich die Frage, ob das wohl mit seiner homophilen Neigung zu tun habe[14].

Die Abkühlung von Castorps Leidenschaft muß also auf diesem Hintergrund gesehen werden. Der *Zauberberg* führt einerseits die Liebesleidenschaft auf eine homophile Neigung zurück, und er schildert im Übergang vom russischen Kuß zum Stirnkuß die Erkaltung von Castorps Liebesverlangen. Schildert er aber auch das Wiedererwachen der Homophilie? Meiner Meinung nach, ja. Der Mann, der im Roman an die Stelle der Chauchat tritt, ist allerdings kein Jüngling. Es ist Mynheer Peeperkorn. Castorps Hinwendung zu ihm entspricht – mehr als eine Vermutung kann das nicht sein – Thomas Manns damaliger Hinwendung zu Goethe, der Ausrichtung seiner Libido auf das Vorbild. Vielleicht ist das doch mehr als eine Vermutung. Nach Freuds Narzißmus-Aufsatz werden große „Beträge von wesentlich homosexueller Libido" zur

Tagebuch, 1. 8. 1919: „Wir sahen abends, wie die beiden jungen Kirsten Männern behülflich waren, ein Boot ins Wasser zu bringen. Der, der mich durch seinen blonden Typus an A. M. erinnert, war nachher mit uns auf der Brücke, wo er wiederum ein anlaufendes Motorboot der Fliegerstation anzutauen half. Seine Beine sind etwas krumm, die Figur, obwohl schlank, neigt zur Vierschrötigkeit, der Gang zum schiffermäßig Wiegenden. Die blauen Augen liegen tief und nahe beieinander, wie bei der Tante, die Nase ist aufgeworfen, ohne eigentlich Stumpfnase zu sein, der Teint etwas unrein. Haarfarbe und Kopfform sind wie bei A. M., auch der Körperbau erinnert an ihn. Diese Erinnerung ergreift mich. Jugendstimmung und Jugendschmerz. –"

Tagebuch, 11. 8. 1919: „Außerdem in diesen Tagen Lebensgefühl individualistischen Abenteurertums (zeitwidrig, Pathos des Hochstaplers.) –"

Tagebuch, 12. 8. 1919: „Schöner, sehr warmer, aber nicht schwüler Sommertag. Es müßte in Glücksburg nun hübsch sein. Und an Oswald Kirsten denkst Du garnicht mehr, Doktor?"

[14] Tagebuch, 14. 7. 1920: „Rencontre mit K., [...]. Bin mir über meine diesbezügliche Verfassung nicht recht klar. Von eigentlicher Impotenz wird kaum die Rede sein können, sondern mehr von der gewohnten Verwirrung und Unzuverlässigkeit meines ‚Geschlechtslebens'. Zweifellos ist reizbare Schwäche infolge von Wünschen vorhanden, die nach der anderen Seite gehen. Wie wäre es, falls ein Junge ‚vorläge'? Es wäre jedenfalls unvernünftig, wenn ich mich durch einen Mißerfolg, dessen Gründe mir nicht neu sind, deprimieren ließe. Leichtsinn, Laune, Gleichgültigkeit, Selbstbewußtsein sind schon deshalb das richtige Verhalten, weil sie das beste ‚Heilmittel' sind."

Tagebuch, 25. 7. 1920: „Ich reiste Freitag Abend mit dem sehr schnellen neuen Zug, 8 Uhr 11, der schon ¼9 Uhr in München ist. Kurze Unterhaltung, mit dem sympathischen jungen Mann in weißen Hosen, der in der III. Klasse neben mir saß. Freude hierüber. Es scheint, ich bin mit dem Weiblichen endgültig fertig?"

Tagebuch, 17. 10. 1920: „Ich hörte Lärm im Zimmer der Jungen und überraschte Eissi völlig nackt vor Golo's Bett Unsinn machend. Starker Eindruck von seinem vormännlichen, glänzenden Körper, Erschütterung. – [...] Dankbarkeit gegen K., weil es sie in ihrer Liebe nicht im Geringsten beirrt oder verstimmt, wenn sie mir schließlich keine Lust einflößt und wenn das Liegen bei ihr mich nicht in den Stand setzt, ihr Lust, d. h. die letzte Geschlechtslust zu bereiten. Die Ruhe, Liebe und Gleichgültigkeit, mit der sie das aufnimmt, ist bewunderungswürdig, und so brauche auch ich mich nicht davon erschüttern zu lassen."

Zu Beginn des Jahres 1905 hatte sich Thomas Mann im 7. Notizbuch, S. 144, notiert: „Völlig darf ich mich ihr ja doch nicht mitteilen. Meinem Gram, meinen Qualen ist sie nicht gewachsen. Aber ohne diese Kluft *würde ich sie wohl weniger lieben.* Ich liebe nicht, was mir gleich ist oder mich auch nur versteht." Er hat diesen Eintrag später in die Abteilung „Ehe-Kapitel" der Notizen zum *Krull* übernommen (*Thomas-Mann-Studien* V, 425).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

„Bildung des narzißtischen Ichideals herangezogen und finden in der Erhaltung desselben Ableitung und Befriedigung".[15] Die narzißtische Besetzung des Ideals kann als Sublimierung einer homophilen Neigung verstanden werden; die Liebe zu Peeperkorn würde bei Castorp dann also jene zu Hippe/Chauchat ersetzen. (Sie wird sich bei Thomas Mann steigern zur *unio mystica* mit dem Vater im Goethe-Roman.)

Was methodologisch mit alledem angedeutet ist: Der verschleierte Motivationszusammenhang des Romans kann vom Biographischen und Psychischen her aus der latenten in die manifeste Sphäre gehoben werden. Castorps abnorme und gattungswidrige Liebesgeschichte kann als Verarbeitung einer aktuell-privaten des Autors verstanden werden. Wenn das so ist, dann übernimmt das Werk hier die Aufgabe der verkappten Selbstanalyse, ein Vorgang, der durchaus in den Aufgabenbereich eines Kunstwerks gehören kann. Es scheint, daß den rätselhaften Verlauf dieser Liebesgeschichte nur der verstehen kann, der den Rückgriff auf den Autor nicht scheut. Ein solcher Rückgriff scheint mir vor allem dann angezeigt, wenn ein Werk Leerstellen aufweist, die nur mit Vermutungen aus dem werkexternen Bereich aufgefüllt werden können[16].

3. Der Naphta-Komplex

Aufgrund der Tagebücher und der neuesten Untersuchungen wissen wir, daß Naphta keineswegs nur ein abstraktes Konstrukt aus jüdischen, kommunistischen und jesuitischen Elementen ist, das nach Thomas Manns *rencontre* mit Lukács 1922 obendrein noch dessen scharfzügiges Gesicht erhalten hat.

Am 12. 5. 1920 las Thomas Mann laut Tagebuch „in den Anti-Aufklärungs-Schriften des jungen M. Steiner". Max Steiner war Jude und konvertierte wenige Wochen vor seinem Freitod, 1910, zum Katholizismus[17]. Steiners Gesammelte Aufsätze wurden 1912 von Kurt Hiller unter dem Titel *Die Welt der Aufklärung* herausgegeben; in seinem Vorwort verweist Hiller auf die „grausame Kälte und

[15] Sigmund Freud, *Gesammelte Werke,* Bd. X, Frankfurt am Main: S. Fischer 1978, S. 164. Vgl. zum ganzen Komplex Freud, ebd., 159–169, mit den Stichwörtern: „Wahrnehmung der Impotenz, des eigenen Unvermögens zu lieben, infolge seelischer oder körperlicher Störungen" (ebd., 166), *Minderung des Selbstgefühls* (ebd., 182ff.), *Erfüllung des Ichideals durch Liebe zu einer Person, die* „den dem Ich zum Ideal fehlenden Vorzug besitzt" (ebd., 168).

[16] Vgl. zu diesem Kapitel Karl Werner Böhm, Die homosexuellen Elemente in Thomas Manns „Der Zauberberg", *Literatur für Leser,* 1984, H. 3, S. 171–190. – Gerhard Härle, *Die Gestalt des Schönen. Untersuchung zur Homosexualitätsthematik in Thomas Manns Roman „Der Zauberberg".* Königstein: Hain 1986 (Hochschulschriften Literaturwissenschaft 74).

[17] Vgl. zum folgenden Hans Wißkirchen, Zeitgeschichte im Roman. Zu Thomas Manns Zauberberg und Doktor Faustus. *Thomas-Mann-Studien* VI, Bern: Francke 1986, S. 56–61. – Herbert Lehnert, Leo Naphta und sein Autor, *Orbis Litterarum,* Jg. 37, Kopenhagen 1982, S. 47–69.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Schärfe in der Konversation", die jedem, der Steiner begegnete, zu schaffen gemacht habe.

Den revolutionären Typus des russischen Juden glaubte Thomas Mann in den Tagen der Räterepublik in Eugen Leviné vor Augen zu haben; in Trotzki erlangte der Typus welthistorische Bedeutung. Am 2. 5. 1919 notiert sich Thomas Mann im Tagebuch: „Wir sprachen auch von dem Typus des russischen Juden, des Führers der Weltbewegung, dieser sprengstoffhaften Mischung aus jüdischem Intellektual-Radikalismus und slawischer Christus-Schwärmerei. Eine Welt, die noch Selbsterhaltungsinstinkt besitzt, muß mit aller aufbietbaren Energie und standrechtlichen Kürze gegen diesen Menschenschlag vorgehen." Umgekehrt hat gerade die asketisch-strenge Geistigkeit einiger Frühkommunisten Thomas Mann tief beeindruckt (er erwähnt vor allem Bulgakow). Er *sehnte* sich in seiner damaligen Orientierungslosigkeit geradezu nach Eindeutigkeit und entschlossener Haltung und stand nicht an, die frühkommunistischen Intellektuellen mit jenen kriegerischen Mönchstypen des Mittelalters zu vergleichen, die „asketisch bis zur Erschöpfung" und ohne des Blutes zu schonen, den „Gottesstaat, die Weltherrschaft des Übernatürlichen" hatten herbeiführen wollen (GW III, 620). Auf diesen Gottesstaat war er 1919 bei der Lektüre von Heinrich von Eickens Buch über *Mittelalterliche Weltanschauung* (1887) aufmerksam geworden, und es war ihm aufgefallen, daß von jenen Menschen, dann aber auch von den Jesuiten, der Gottesstaat mit den gleichen rigorosen Mitteln hätte erzwungen werden sollen wie später von den Kommunisten die „Diktatur des Proletariats" (GW III, 559).

Da wird, ähnlich wie später im *Doktor Faustus,* die Gegenwart mit Vergangenem in Beziehung gesetzt und daraus abgeleitet. Das *tertium comparationis* zwischen Kommunismus, Jesuiten- und Judentum ist der totalitäre Zug. Mit dem Begriff der ‚Überform' ist das nicht mehr ganz abzudecken, da sie ja „Tod durch Erstarrung" in verhärteten alten ideologischen Systemen bezeichnen soll, was sich auf die Frühkommunisten nur dann anwenden ließe, wenn man ihnen von vornherein ideologische Erstarrung attribuieren möchte. Der neu erschlossene historische Kontext bereichert zweifellos die Naphta-Figur und gibt ihr eine größere Aktualität und Authentizität. Textimmanente Interpretationen haben diesen ganzen Reichtum der Figur nicht aufdecken können. Viele dieser konkret-historischen Züge wären in der Frühversion des Romans noch nicht greifbar gewesen: Thomas Mann konnte ja um 1913 die Zusammenhänge zwischen militantem Mönchstum und russischem Bolschewismus nicht erkennen. Das mag mit daran schuld sein, daß er 1919 der ursprünglich vorhandenen Bunge-Figur einen neuen Namen und gleichzeitig einen neuen Inhalt gab. Dieser Inhalt läßt sich aufgrund biographischer, quellenkritischer und historischer Studien besser erkennen als durch eine Analyse nur der Werk-Aussagen.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

4. Der Traum-Komplex

Hans Castorps ‚Schneetraum' hat die Interpreten seit je am meisten beschäftigt und irritiert[18]. Die Skiwanderung ist eine gesteigerte Wiederholung der Anfahrt ins Hochland, sie enthält auch eine zeichenhafte Rekapitulation von Castorps bisherigem Leben und kann damit als prämortale Anamnese aufgefaßt werden.

Daß die Fahrt ins Hochland zu Beginn des Romans gleichzeitig eine Hadesfahrt ist, wird im Roman durch eine ganze Reihe von Zeichen angedeutet: Die Vergleiche mit Minos und Rhadamant, das Motiv der Schattenhaftigkeit, die Farben Weiß, Schwarz und Blau usw. Die antik-mythologischen Motive verbinden sich dabei mit jenen der Tannhäuser- oder der Blocksbergsage. Mit allen diesen Motiven wird gespielt, sie werden parodistisch behandelt.

Was führt dann dazu, daß man die Skiwanderung als eine ‚gesteigerte' Wiederholung der Zugfahrt bezeichnen kann? Die Steigerung besteht darin, daß Castorps Traum nicht mehr bloß aus spaßigen mythologischen Analogien besteht, sondern daß hier der Durchbruch zum durchaus ernstgemeinten Mythos vollzogen wird. Der Schneetraum bricht also aus der Struktur des ganzen *Zauberbergs* heraus, weil er einen Mythos *sui generis* aufleuchten läßt. Der Mythos erhält eine neue Qualität. Castorp erkennt im Traum die menschheitlichen Urträume von Paradiesesfrieden und höllischer Vernichtung, von Goldenem Zeitalter und Orkusgreueln. Schopenhauerisch: in Castorp träumt der Weltwille seine Mythen; nach Freud: Castorp träumt „Menschheitsträume". Thomas Mann, der sonst ohne ironische Brechung nicht leben und sprechen kann, schafft sich hier eine ungebrochene Traumsprache – das direkte Reden gelingt ja auch nur, weil es im Traum geschieht. Und unvermittelt ist dieses Reden auch da nicht: Thomas Mann lehnt sich beim Sehen und Sprechen an bewährte Vorbilder an, da er sich den Durchbruch zum Seelenlaut nicht zutraut – an Nietzsches *Zarathustra*-Gefilde, an Goethes *Italienische Reise* und an die „Pädagogische Provinz", an Ludwig von Hofmanns arkadische Bilder und die morgenlautere Wartburg-Landschaft aus dem *Tannhäuser*. Auch die ägyptisch anmutende Todes- und Höllenstätte ist ubiquitär. Die Parzen, die Castorp bedrohen und ihm Unflätigkeiten nachrufen, tun dies in der Sprache seiner Heimat. Daß sie es mit tonloser Stimme tun, scheint mir auf ihre Herkunft hinzuweisen: es ist Nornengeflüster, was ihn im Traum verfolgt (GW III, 683).

Kommt dazu, daß Thomas Mann sich auch der Sprache und der Bilder von Nietzsches *Geburt der Tragödie* bedient und darauf hinweist, daß erst der

[18] Vgl. dazu die eingehende Deutung Helmut Koopmanns in seinem Buch *Der klassisch-moderne Roman in Deutschland* (Stuttgart: Kohlhammer 1983, S. 49 ff.).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

apollinische Traum von den Sonnenkindern und die dionysischen Zerreißungsgreuel an den Wurzeln des „Zauberbergs" *zusammen* die Welt ausmachen, daß aber Licht und Maß die Abgründe verstellen sollen. Es geht dabei nicht mehr um den gleichen ‚Form'- und ‚Unform'-Begriff wie am Anfang. Settembrinis Form-Begriff ist aufklärerisch, er enthält die intellektualen Anschauungsformen von Raum, Zeit und Kausalität, und zudem ist die ‚Form'-Welt für Settembrini mit dem Utilitätsprinzip, der flachländischen Arbeit also, verbunden. Das alles trifft auf die Vision von den südlichen Gefilden nicht zu. Die Blutmahl-Vision ihrerseits enthält die Momente der Gewalt und des Zerrissenwerdens, nicht bloß der romantischen Auflösung und des Vergessens der Individuation.

Und die Liebe, die im Anschluß an den Traum gefordert wird, hat nichts mit der Liebe als Lust zu tun, die sonst den Roman bestimmt, der Liebe als erotischer Verschmelzung. Sie meint Humanität, und diese soll gegen alles stehen, was als Übergang von ‚Form' zu ‚Unform' im Roman ursprünglich und einzig thematisch war.

Es zeigt sich, daß Thomas Mann im Schnee-Kapitel des *Zauberbergs* einen neuen Mythosbegriff gewinnt oder wenigstens sich ihm annähert. Das Kapitel sprengt damit den Roman, und Thomas Manns Hinweis, daß sein Held seinen Traum gleich wieder „vergißt", ändert nichts daran, daß er ihn als Menschheitstraum schon immer gekannt hat und ihn deshalb auch „für immer weiß" (GW III, 686).

5. *Der Peeperkorn/Goethe-Komplex*

Die sensationelle Aufdeckung, daß Thomas Mann in Peeperkorn Gerhart Hauptmann karikiert hat (und daß er ihn damit zu ermorden versuchte), verdeckt in vielen Darstellungen die auf die Dauer wichtigere Einsicht, daß Peeperkorn auch eine Goethe-Inkarnation ist, daß Thomas Mann also im *Zauberberg* seine *imitatio* Goethes mit großer Bewußtheit fortsetzt. Schon in den *Betrachtungen* (GW XII, 505), dann wieder in ‚Goethe und Tolstoi' wird Goethe als Plastiker und Naturfrommer, als Mann der „Lebensandacht" beschrieben. Thomas Mann stellt dabei Goethes „Naturadel" der christlichen Askese und Weltfeindschaft gegenüber (GW IX, 88f.). Gegenüber der großen Persönlichkeit Goethe-Peeperkorn „verzwergen" im Roman die ewigen Disputanten Settembrini und Naphta zu bloßen Schwätzerchen. Und noch eins: Die Lebensbotschaft des Schneetraums wird in der Gestalt Peeperkorns wiederholt und gleichzeitig in Frage gestellt.

Soll nun der *Zauberberg* auf dem Hintergrund des Aufsatzes über ‚Goethe und Tolstoi' als Bildungsroman gelesen werden? Thomas Mann hat das seit 1921

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

in Briefen wiederholt selbst nahegelegt[19]. Im *Wilhelm Meister* bedeutet Bildung soviel wie die Herausbildung des „Inbildes" (Böhme), d. h. des geheimnisvollen, unzerstückelbaren Kerns des Individuums. Sie ist Entelechie: Bewegung auf ein Ziel hin, das einer schon in sich trägt. Thomas Mann verwendet noch in der Einführung von 1939 den Begriff der „Steigerung", was wieder an Goethes Vorstellungen von pflanzenhaftem Wachsen, stufenweiser Entfaltung und metamorphotischer Verwandlung erinnern könnte; daß Thomas Mann von „alchimistischer Steigerung" spricht (vgl. GW XI, 612), weist allerdings auf eine andere Herkunft des Begriffes hin: auf die Freimaurerei und deren Vorstellungen von Illuminiertheit und Transsubstantiation (GW III, 705, 827). Man spräche also besser von „Initiationsroman" (vgl. GW XI, 616).

Der *Zauberberg*-Geschichte fehlen ja auch alle äußeren Merkmale der Gattung (falls überhaupt von der *Gattung* ‚Bildungsroman' gesprochen werden darf, man sollte den Begriff eigentlich nur auf den *Wilhelm Meister* anwenden): Castorp ist keine Persönlichkeit, er verhält sich passiv-reflektiv; er hat nicht viel Energie, verliert sie vielmehr; das Ziel, auf das er hinlebt, ist weder ihm noch dem Verfasser bekannt – wo sollte dieser Verfasser denn seinen Helden „hingängeln", wie Goethe sagen würde? Castorp wird auch nie erwachsen: Er ergreift keinen Beruf, findet keine Natalie, gründet keine Familie. Es fehlen die Tat, das Kind, das Soziale.

Das aber heißt: Der Gedanke der Lebens- und Zukunftsgläubigkeit leuchtet im Roman wohl auf, er vermag sich aber nicht durchzusetzen. Das wird erst im *Joseph* möglich, und auch dort wohl nur märchenhafterweise; im *Zauberberg* bleibt es eine bloße Velleität. Thomas Mann hat das von Anfang an geahnt. „Dieser wunderliche Bildungsroman", schreibt er in einem Brief vom 14. 12. 1921[20], „führt doch eigentlich auch wieder aus dem ‚Verfall' nicht heraus, er wird das, was den guten Hans Castorp vor der Bergverzauberung geschützt hätte, wenn es ihm eben nicht gefehlt hätte, kaum noch aufnehmen, und zwar, weil mein eigenes Leben es wahrscheinlich nicht mehr aufnimmt ..." Das Schielen nach dem Bildungsroman erweist sich als eine Velleität: Thomas Mann hat den Ehrgeiz, den *Zauberberg* in eine große deutsche Tradition zu stellen.

Castorp verfällt am Schluß der Lähmung, und sein Schicksal wird in einem Einschub in das frühe Manuskript als Schicksal der ganzen Kriegsgeneration hingestellt (GW III, 50): Er hat keine Antwort auf die Frage Wozu? – so hat Nietzsche ja im *Willen zur Macht* den Nihilismus charakterisiert. Zu einem Gesellschaftsroman ist der *Zauberberg* aber trotz dieser Erweiterung des Rahmens nicht geworden. Die individual-psychologischen und willensmetaphysischen Motive überwiegen das Soziale bei weitem. Im letzten Bild schwemmt die

[19] Vgl. Tagebuch, 15. 6. 1921, 26. 6. 1921 und die in DüD 14/I, 465 ff., 469 f. abgedruckte Liste.
[20] DüD 14/I, 465.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Woge des Lebens – das ist eine Schopenhauerische Vorstellung – Hans Castorp von seiner „Balkonloge" (GW III, 231) auf ein Schlachtfeld, wo er, das Lied vom Lindenbaum auf den Lippen und damit die „Sympathie mit dem Tode"[21] im Herzen, dem Blick des Lesers entschwindet. Daß im Schlußsatz nochmals nach jener Liebe gefragt wird, von der Hans Castorp nach seinem Humanitätstraum gesprochen hat, vermag den Romanausgang nicht zu erhellen. Die drei Gedankenexperimente, die der Autor im zweiten Teil des Romans seinem Helden mitgeteilt – und mit ihm geteilt – hat, vermögen Castorps Leben keine neue Richtung zu geben. Der *Zauberberg* bleibt ein *décadence*-Roman – mit Gegenimpulsen.

Wie aber verhielt sich Thomas Mann selbst? Er hat selbst immer wieder versucht, gegen die Struktur seines Romans zu leben, gegen die „Sympathie mit dem Tode" anzukommen, sich dem Nihilismus und Pessimismus zu entziehen. Dem hektischen „Lebensja" Nietzsches[22] vermochte er sich nie anzuschließen; eher postulierte er die Selbstüberwindung der Romantik[23]. Die Hauptimpulse gegen die Todesfaszination waren Goethe und Freud. Von einer endgültigen Überwindung der romantischen Todesfaszination durch Goethesche Lebensfreundlichkeit und Freuds analytische Erhellung des seelischen Wurzelreichs kann indessen nicht gesprochen werden. In der Gestalt des mondischen Hermes *verbinden* sich Nacht- und Lichtsphäre: Das Neben- und Gegeneinander von Todesfaszination und Lebensfreundlichkeit ist es ja gerade, was die Grundspannung von Thomas Manns Werk schließlich ausmacht.

Was mit alledem gesagt sein soll: Das Zeichensystem des *Zauberbergs,* so autark und „hermetisch" (GW III, 706) es sich gibt, läßt sich nicht gegen die außerliterarische Umwelt abschließen. Castorp experimentiert, sein Autor experimentiert. Das *experiri placet* führt in neue metaphorische Felder, die die Strukturen des Werks immer wieder auflockern oder aufsprengen, auch wenn es nicht zu einem endgültigen Durchbruch in neue Vorstellungs- und Wertwelten kommt. Die alten Grundhaltungen scheinen sich am Schluß zu bewähren. Immerhin sind sie in neue Spannungsfelder eingeordnet und nur schon dadurch verändert.

Ich fasse zusammen. ‚Werkimmanente' Interpretationen werden im hermeneutischen Zirkel immer wieder auf Stellen stoßen, wo ein Werk eine Auskunft

[21] DüD 14/I, 455.

[22] Vgl. Thomas Manns Brief vom 21. 9. 1918 an Ernst Bertram.

[23] Vgl. ‚Vorspruch zu einer musikalischen Nietzsche-Feier', 1924 (GW X, 182) und Kapitel ‚Fülle des Wohllauts'.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

verweigert. Der Interpret steht dann vor der Entscheidung, ob er auf diese Auskunft verzichten oder sie auf einem Umweg über Biographie und Zeitgeschichte, vielleicht auch über den Vergleich mit werkexternen Modellen suchen will. Entscheidet er sich zu diesem Umweg, dann muß ihm klar sein, daß er das ihm Angebotene nicht einfach auf das Werk übertragen darf. Immerhin schärft ihm der Vergleich den Blick. Er muß zwischen der Skylla der Borniertheit – das Werk, und nichts außerdem! – und der Charybdis der Übertragung durchkommen. Das kann nur geschehen, wenn er sich werkexternen Fakten und Modellen gegenüber zwar offenhält, sich aber davor hütet, deren Referenzrahmen kurzschlüssig dem Werk aufzuzwingen. Gewiß, das sind Binsenwahrheiten, aber gerade Binsenwahrheiten müssen von Zeit zu Zeit wieder einmal gesagt werden. Sie laufen sonst Gefahr, in Vergessenheit zu geraten.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Burghard Dedner

Mitleidsethik und Lachritual

Über die Ambivalenz des Komischen in den Josephs-Romanen

I

In äußerster „Atemlosigkeit" (GW V, 1369), geleitet vom königlichen „Eilboten", wird Joseph aus der Festung Zawi-Re zu Pharaos Palast im „lehrhaften On" (GW V, 1385) geführt; in äußerster Eile bringt man ihn in den Audienzsaal, wo Pharao Amenhotep, der sich später Echnaton nennen wird, ihn jedoch nicht sogleich mit der Deutung seiner staatswichtigen Träume beauftragt, sondern ihm zunächst eine Leier zeigt. Diese sei ein Geschenk kretischer Seefahrer und – deren Erzählungen zufolge – eine Erfindung des Zeussohnes Hermes, einer Gottheit also, auf die Thomas Mann in diesen Jahren durch Veröffentlichungen Karl Kerényis nachdrücklich aufmerksam gemacht worden war[1] und die diesen Teil der *Joseph*-Romane wesentlich bestimmt. In den Tagebüchern bezeichnet Thomas Mann die für den Roman zentrale Szene des Zusammentreffens von Joseph und Pharao meist nur als „Hermes-Kapitel"[2], und zugleich hat er mehrfach darauf hingewiesen, daß er an dieser Stelle das mythologische Paradigma seines Romans wechsle: „Joseph ist", so heißt es in dem Vortrag ‚Joseph und seine Brüder' von 1942, „mit viel Bewußtsein, eine Adonis- und Tammuz-Figur, aber dann gleitet er deutlich in eine Hermes-Rolle, die Rolle des weltlichgewandten Geschäftsmannes und klugen Vorteil-Bringers unter den Göttern hinüber" (GW XI, 664)[3].

[1] Ein früher Eintrag findet sich in Thomas Mann, *Tagebücher 1940–1943*, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt/M.: S. Fischer 1982, S. 86 (30.5.1940): „Gestern und heute gelesen Kerényis Studie über das ‚Ur-Kind-Mythologem' Aufregung zu Joseph im Zusammenhang namentlich mit Hermes und Dionysos". – Vgl. zu diesem Komplex vor allem Hans Wysling, *Narzißmus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull.* (Thomas-Mann-Studien 5), Bern/München: Francke 1982, S. 246.

[2] Vgl. den Eintrag vom 1. 5. 1941: „[...] dann zum laufenden Kapitel zurückgekehrt. (Hermes.)" (*Tagebücher*, S. 261); vom 6. 5.: „Geschrieben am Hermes-Kapitel" (S. 263); vom 7. 5.: „Gearbeitet vormittags an der ‚Schelmerei'." (ebd.)

[3] Vgl. auch den Brief an Karl Kerényi vom 18. Februar 1941 (in: Thomas Mann – Karl Kerényi, *Gespräch in Briefen*, Zürich: Rhein-Verlag 1960, S. 98): „Aus der ursprünglichen Tammuz-Adonis-Rolle", begebe sich Joseph „immer mehr in die eines Hermes". – Die Beziehung Josephs auf das Adonis-Tammuz-Schema gehörte zum ursprünglichen Konzeptionsbestand und war bereits

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Im Angesicht Josephs, dem er die Leier überreicht hat und der jetzt also als Hermes vor ihm steht, erzählt Pharao von den Schelmereien dieses göttlichen Kindes, das sich aus der Wiege aufmachte, um dem Bruder Apoll die Rinder zu stehlen, das sich als Unschuldslamm in Windeln dem Zorn des bestohlenen Bruders zu entziehen suchte und schließlich seine Erfindung, die Leier, gegen die gestohlenen Rinder eintauscht[4]. Joseph erklärt, auch seinem Volk seien derartige Schwänke vertraut, und repliziert mit den bekannten Erzählungen von Jaakobs Siegen über den bocksartigen Esau und den dummen Teufel Laban.

„Rauh war Esau, mein Oheim, der Bergbock, meines Vaters Zwilling, der sich den Vortritt erzwang vor ihm bei ihrer Geburt, – rot von Zotteln war er, der Taps, aber jener war glatt und fein, zeltfromm und seiner Mutter Sohn, klug in Gott, ein Hirte, da Esau ein Jäger. Immer schon war Jaakob gesegnet, lang vor der Stunde, wo mein Ahn, der Vater der beiden, den vererbten Segen zu verspenden beschloß, denn er nahm ab zum Tode." (GW V, 1430) Es folgt die Geschichte der Segenserschleichung, bis schließlich am Ende der Blick noch einmal auf Esau zurückgelenkt wird. „[...] als ein Betrüger ward er empfangen, der falsche Rechte, da ihm der rechte Falsche längst zuvorgekommen durch Mutterlist. Nur einen Wüstenfluch empfing er, da nach verspendetem Segen nichts anderes mehr übrig. War das ein Spaß und Gelächter, als er niedersaß laut greinend mit hängender Zunge und dicke Tränen kollern ließ in den Staub, der untertretene Tölpel [...]." (GW V, 1431)

Es ist klar, daß der Wechsel vom Tammuz-Adonis- zum Hermes-Mythos nicht unbedenklich ist. Die beiden Mythenkomplexe gehören nicht nur verschiedenen Kulturkreisen, dem orientalischen und dem griechisch-hellenischen, an, sie sind vor allem Ausdruck verschiedener Sozialformen, und sie folgen deshalb unterschiedlichen mythischen Handlungsstrukturen. Ist der eine agrarischen Ursprungs und an den unabänderlichen Jahreskreislauf gebunden, so sind die homerisch-olympischen Götter die Schöpfung einer vom Ackerbau emanzipierten Kultur, der Hermes-Mythos speziell einer Kultur von Händlern. Das so entstehende Problem eines „mythologischen Synkretismus"[5] scheint freilich neutralisiert durch das Muster des „Schelmischen", das Thomas Mann als Brücke zwischen den frühen und den späten Teilen des Romans nutzt.

durch Alfred Jeremias (*Das Alte Testament im Lichte des alten Orients*, Leipzig: J. C. Hinrichs ³1916, S. 330, 331, 333) nahegelegt worden. Vgl. dazu Herbert Lehnert, „Thomas Manns Vorstudien zur Josephstetralogie", *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 7, Stuttgart: Kröner 1963, S. 469.

[4] Vgl. dazu auch Willy R. Berger, *Die mythologischen Motive in Thomas Manns Roman „Joseph und seine Brüder"*, Köln/Wien: Böhlau 1971, S. 256. – In der Charakterisierung des Hermes folgt der Erzähler Walter F[riedrich] Otto, *Die Götter Griechenlands. Das Bild des Göttlichen im Spiegel des griechischen Geistes*, Frankfurt/M.: Schulte-Bulmke ³1947, S. 105ff.

[5] Vgl. Wysling, S. 258.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Schelmisch-listig handelt Jaakob an Esau und Laban[6], schelmisch-listig handelt Hermes an Apoll, als „schelmischer Diener" (GW V, 1757), als Hermes-Figur also, wird Joseph Ägypten später von einem zunächst noch feudalistisch geprägten Land zum modernen Territorialstaat umgestalten[7]. Von den Jaakobs-Geschichten zum Höhepunkt von Josephs politischer Karriere führt also offenbar eine gerade Linie, in deren Mitte die Schelmereien vom Hermes-Kind stehen.

Schelmengeschichten – so hat Klaus Hermsdorf in seiner Studie über *Thomas Manns Schelme* ausgeführt – seien literarische Widerspiegelungen „einer Übergangsepoche welthistorischer Ablösungen und Erneuerungen"[8]; mit dem „Streich", ihrem Handlungszentrum, setze der schelmische Held „gegen die herkömmlich anerkannte, physische Überlegenheit des Machtinhabers [...] die Überlegenheit seines Kopfes"[9]; seine Wirkungsabsicht schließlich sei „ein zweistimmiges Lachen": ein Lachen, „mit dem ein Tölpel verspottet und der Schelm freundlich gefeiert wird."[10] Mit der schon vorgetragenen Erzählung von Jaakobs Listen scheint Joseph eben diese Wirkung zu erzielen: „Sohn und Gebärerin lachen, – diese sonor-altstimmig, jener hell und sogar etwas fistelnd. Beide schüttelten sie die Köpfe dazu". (GW V, 1431) Auch Josephs politische Taten werden später diese Reaktion, und zwar beim ägyptischen Volk, hervorrufen: „Tatsächlich wurde im Volke viel gelacht – und zwar bewundernd gelacht – darüber, wie Joseph, unter gelassener Ausnutzung der Preislage im Umgange mit den Großen und Reichen, für seinen Herrn, den Hor im Palaste, sorgte und ihn golden und silbern machte [...]." (GW V, 1759)

Pharao läßt seinem Gelächter, das ja zunächst nicht mehr ist als eine automatische Reaktion von moralisch unbestimmtem Wert, eine differenziertere Analyse folgen:

„Nein, was für eine barocke Geschichte! [...] Eine barbarische Schnurre – vorzüglich in ihrer Art, wenn auch etwas beklemmend, daß man nicht weiß, was für ein Gesicht dazu machen und es einem die Miene verzieht mit Lachen und Mitleid. Der falsche Rechte,

[6] Zur List Jaakobs vgl. die Charakterisierung des Patriarchen durch Goethe in *Dichtung und Wahrheit* (I. Teil, 4. Buch) sowie Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. III: *Das antike Judentum*, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1921, S. 58f.

[7] Vgl. dazu Thomas Manns wesentliche historiographische Quelle Adolf Erman, *Ägypten und das ägyptische Leben im Altertum*, neu bearbeitet von Hermann Ranke, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1923, S. 115f.

[8] Klaus Hermsdorf, *Thomas Manns Schelme. Figuren und Strukturen des Komischen*, Berlin: Rütten & Loening 1968, S. 17. – Vgl. auch Hermann Gunkels (*Genesis*, übersetzt und erklärt von Hermann Gunkel, (Göttinger Handkommentar zum Alten Testament, 1,1), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht ^{3}1910, S. LXXVII) Rede von „den Ränken und Schlichen des Erzschelms Jakob".

[9] Hermsdorf, S. 7.

[10] Ebd.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

sagst du – und der Falsche, der recht war? Aber das ist nicht schlecht, vertrackt ist's und witzig. Bewahre doch die obere Güte einen jeden davor, recht zu sein und doch falsch, daß er am Ende nicht greinend sitzen muß und seine Tränen im Staube kollern!" (GW V, 1431)

Als Joseph sich später anschickt, auf diese Geschichten zurückzukommen, reagiert der Herrscher schließlich mit einem Gestus entschiedener Abwehr.

„Kommst du auf den Oheim zurück [...], den falschen Rechten, der dicke Tränen in den Staub mußte kollern lassen unterm Gelächter der Welt? Laß die Geschichte an ihrem Ort! Sie ist spaßhaft, aber beklemmend. Mag es doch sein, daß das Spaßhafte immer beklemmend ist und uns der Odem nur frei und selig geht von goldenem Ernste." (GW V, 1454)

Wer den *Josephs*-Roman von seiner mythologischen Struktur her deutet, wird an dieser Stelle befriedigt feststellen, daß der doctor hermeticus Thomas Mann die Doppeldeutigkeit des Mondes und der Mondgottheit Hermes schon hier und wenig später von neuem korrekt wiedergibt, wenn er nämlich Pharao sagen läßt: „Spaß- und geisterhaft und nicht geheuer ist auch des Mondes Mittlertum zwischen Himmel und Erde." (GW V, 1455)[11] Mythologisch bilden also die Jaakobs-Josephs-Hermes-Geschichten eine Einheit; achtet man auf ihr Ethos, so stehen sie dennoch im Spannungsverhältnis zueinander. Jaakobs Geschichten erregen „Lachen und Mitleid"; ihre Wirkung ist „spaßhaft, aber beklemmend". Auf das Ethos der Erzählung vom ‚göttlichen Kind' Hermes kann man diese Begriffe nicht anwenden. Ebenso wie die Geschichte des Felix Krull spielt die göttliche Schelmengeschichte in einer Welt des Überflusses, wo der Betrüger dem Betrogenen kein Leid zufügt, wo der Raub – wie etwa der Raub sexueller Gunst – Räuber und Beraubte gleichmäßig beglückt und wo nicht nur die Konflikte märchenhaften Charakter annehmen, sondern auch die Gegenstände entstofflicht scheinen. Die Konflikte, die in den Geschichten von Jaakob beschrieben werden, erscheinen demgegenüber als stofflicher und derber in Inhalt und Sprache; in ihnen entsteht mit dem Mitleid eine Wirkung, die dem Schwankmärchen fremd ist und die nur entsteht, wenn Personen, die wir für real nehmen, wirkliches Leid zustößt.

Das von Thomas Mann für die Deutung nahegelegte Hermes-Mythologem ist freilich ungeeignet, solche Unterschiede zu fassen. Auch die Kategorie des Schelmischen ist für die gleiche Aufgabe zu grobmaschig, und sie verwischt noch zusätzlich die jeweils spezifische historische Ortsbestimmung dieser Geschichten. Während nämlich die Hermes-Schelmereien vom Erzähler ausdrücklich als modern und innovatorisch bezeichnet werden, läßt sich Jaakob

[11] Im Anschluß an ähnliche Charakterisierungen des Mondes und des Gottes Hermes bei Otto, S. 120.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

nur eingeschränkt als „neuer Heldentyp“[12] bezeichnen. Amenhotep jedenfalls charakterisiert dessen Schwänke ausdrücklich als „barbarische Schnurren“, siedelt sie also im vorzivilisatorischen Raum an[13].

Wie steht es, wenn man diese zwei Maßstäbe anlegt, mit Josephs politischen Aktionen, mit dem Handlungskomplex also, auf den die Jaakobs-Geschichten und die Hermes-Schwänke gemeinsam vorausdeuten sollen? Sie sind einerseits „neu“ wie Hermes-Geschichten; zugleich aber anscheinend moralisch so ambivalent wie die Jaakobs-Schwänke. In einem Brief an Kerényi vom 18. Februar 1941 spricht Thomas Mann von der Attraktion, die die neu entdeckte Hermes-Figur auf ihn ausübe, er betont deren Vorbildlichkeit für den letzten Band der Tetralogie, der Joseph „als Staats-Geschäftsmann von reichlicher Durchtriebenheit zeigt“, und er fügt dann noch eigens hinzu: „Seine [Josephs] Aktionen und Transaktionen sind moralisch-aesthetisch nicht gut anders zu vertreten als im Sinne des göttlichen Schelmen-Romans.“[14] Damit ist offenbar eine zentrale Funktion des Hermes-Mythologems in dem Roman bezeichnet. Sie bestünde darin, politische „Aktionen und Transaktionen“ zu legitimieren. Warum aber bedürfen die Aktionen des Ernährers und Sozialreformers Joseph einer solchen Legitimation? Was ist an ihnen „moralisch-aesthetisch“ anstößig? Die folgenden Überlegungen wollen zur Beantwortung dieser Frage beitragen. Genauer zu klären sind dabei zunächst Amenhoteps Bedenken gegen die Jaakobs-Schwänke; in einem zweiten Schritt steht das traumatische Verhältnis von Gelächter und Sexualität zur Debatte; in einem dritten schließlich geht es um das für Thomas Mann offenbar zweideutige Bild des ‚lachenden Volkes‘, um ein Bild, das er erzählerisch mit Josephs Aktionen verbindet.

II

Beklemmend, so stellte Amenhotep fest, sei das Spaßhafte, und die Schwankgeschichte verziehe einem „die Miene [...] mit Lachen und Mitleid“ (GW V, 1431). Die ursprüngliche Erzählung von Esaus Überlistung in dem Kapitel „Der

[12] Vgl. Inge Diersen, *Untersuchungen zu Thomas Mann. Die Bedeutung der Künstlerdarstellung für die Entwicklung des Realismus in seinem erzählerischen Werk*, Berlin: Rütten & Loening [5]1965, S. 238. – Auch bei Jeremias (S. 315) heißt es: „Jakob ist Bringer der neuen Zeit und Weltenherr [...], Esau ist die Gegengestalt.“ – Diese jüdisch-messianische Deutung kreuzt sich bei Thomas Mann mit der durch Bachofen oder Freud vermittelten, derzufolge fortschrittlich nur das ‚Geistige‘, speziell der Monotheismus, sei und die List nur insofern, als sie im Sinne des Hermes dem Geistigen diene.

[13] Bei Hermann Gunkel (S. LXXV) konnte Thomas Mann übrigens nachlesen, daß die „älteren Sagen“ (etwa die von Jakobs Betrug an Isaak oder Rachels List gegen Laban) „oft recht derb“ seien im Unterschied zu den „späteren Erzählungen, die von Tränen überfließen“. – In der Josephssage z.B. spreche „sich ein neues Geschlecht aus, das Rührung und Tränen liebt“.

[14] Mann – Kerényi, S. 98.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

große Jokus" im ersten Band der Tetralogie hatte diese ‚gemischte Empfindung' freilich noch nicht nahegelegt, und wer sie etwa empfindet, den beruhigt der Erzähler gleich zu Beginn des Kapitels mit den Worten: „In Wahrheit, niemand wurde betrogen, auch Esau nicht." (GW IV, 201) Jaakob und Esau nämlich handeln nicht als unverwechselbare Personen, sondern als mythische Rollenträger: sie spielen „mythischer- und typischerweise" die ihnen vorgegebenen Rollen nach. Esau im besonderen verkörpert als Rolle den „dummen [...] Teufel"[15], der sich betrogen nur fühlen könnte, wenn man ihn nicht überlisten würde.[16] Diese Prädominanz des Mythisch-Typischen kennzeichnet die ersten Bände der Tetralogie.[17] Die späteren lösen gerade umgekehrt den Mythos ins Historische auf, beseitigen damit aber auch den Status vormoralischer Unschuld, der durch die einfache Wiederkehr des mythischen Geschehens gegeben war.

Sobald wir Jaakob und Esau nicht als Mythenchargen, sondern als Menschen betrachten, kann Pharaos zwiespältige Reaktion als durchaus angemessen erscheinen; erachten wir noch dazu die Setzungen der Ethik Schopenhauers als verbindlich, so werden wir uns seinen Gestus der Abwehr unbedingt zu eigen machen. Der passionierte Thomas-Mann-Leser wird außerdem vermuten, daß der junge Décadent Amenhotep sich gewisser Sympathien des Erzählers erfreut.

Blenden wir, um dies zu illustrieren, kurz zurück auf Thomas Manns Frühwerk, der Einfachheit halber auf die kleine Studie ‚Die Hungernden' von 1902. Deren Hauptfigur, der Schriftsteller Detlef, hat gerade erfahren müssen, wie eine junge Frau und deren Begleiter seinen Annäherungsversuch zurückweisen, und er versucht sich über die erlittene Unbill mit dem Gedanken an die Möglichkeiten schriftstellerischer Rache hinwegzutrösten:

Durchschaue ich nicht lächelnd eure einfachen Seelen? Merke und bewahre ich nicht mit spöttischer Liebe jede naive Regung eurer Körper? Spannen sich nicht angesichts

[15] Vgl. Jeremias, S. 318: „Der listige ‚Teufel' Laban wird im Umlauf der Motive zum ‚dummen, betrogenen Teufel'. Vorher war Jakob der Betrogene." Vgl. auch (GW IV, 371 f.) über Laban: „[...] so ungeschickt war er vor Eifer und in dem dunklen Bewußtsein, daß es seine Rolle sei, sich lächerlich zu machen."

[16] Die Geschichte ist zugleich eingebettet in das Mythologem der „rollenden Sphären" (vgl. Berger, S. 48 f.). – Vgl. dazu auch Käte Hamburger, *Thomas Manns biblisches Werk*, München: Nymphenburger 1981, S. 86: Der Humor halte sich in den Patriarchenbänden „innerhalb der mythisch-irrationalen Sphäre des Denkens und Fühlens [...]. Hier besteht noch in seiner vollen mythischen Wirklichkeit das Wort des Geheimnisses: die Sphäre rollt."

[17] Im Brief an Horovitz vom 11. 6. 1927 (Thomas Mann, *Briefe 1889–1936*, hrsg. von Erika Mann, Frankfurt: S. Fischer 1961, S. 271) spricht Thomas Mann von der „Wiederverwirklichung des ja wesentlich zeitlosen Mythos", was dem Mythenverständnis Bäumlers, aber auch dem Kerényis noch nahesteht, während er später (*Joseph und seine Brüder*, GW XI, 661) mit anderer Akzentuierung über den dritten Band der Tetralogie sagt, man werde „auch das Romanhaft-Erotische darin, trotz aller Psychologie, ins Mythische stilisiert finden." – Zum Mythenverständnis vgl. auch Wysling, S. 241 ff.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

eures unbewußten Treibens in mir die Kräfte des Wortes und der Ironie, daß mir das Herz pocht vor Begier und lustvollem Machtgefühl, euch spielend nachzubilden und im Lichte meiner Kunst euer törichtes Glück der Rührung der Welt preiszugeben? ... (GW VIII, 266 f.)

Ungerührt hatte Joseph seinen Oheim dem Gelächter der Zuhörer preisgegeben; „dicke Tränen", so gab er zu verstehen, mußte Esau „in den Staub kollern lassen unterm Gelächter der Welt". Von vornherein schon erschöpft sich Detlefs „lustvolles Machtgefühl" darin, andere der „Rührung der Welt", also bestenfalls einer empfindsamen Schrumpfform des Lachens, preiszugeben, und selbst auf dieses Rudiment der Rache lernt er, unter dem offenbaren Eindruck von Schopenhauers Mitleidsethik[18], zu verzichten. Die Macht- und Rachekämpfe der Menschen, zu denen auch Spott, Hohn und Lachen gehören, sind ein Teil des mit dem principium individuationis verbundenen Irrtums, der die Menschen verkennen läßt, daß sie sämtlich „Geschöpfe des friedlos leidenden Willens" und also „Geschwister" sind. Wer dies aber weiß, wird sich der Forderung anschließen: „Eine andere Liebe tut not, eine andere ..." (GW VIII, 270)

Diese Utopie der Liebe entwickelt ihren Glanz als Folie der Szenerien des Verlachens und Anprangerns, als Hintergrund der Verletzungs- und Lynchrituale, die das reale Leben bestimmen. In Thomas Manns frühen Erzählungen und Romanen wiederholen sie sich in geradezu stereotyper Form. „Er lehnte regungslos an der Wand, kniff die schmalen Lippen zusammen und blickte aus großen, tränenerfüllten Augen auf die übrige hoffnungsvolle Jugend, die sich gegenseitig in die Seiten stieß und gefühllos grinste" (GW VIII, 43), heißt es in der frühen Erzählung ‚Der Wille zum Glück', und was sich dort mit kindgemäßer Offenheit vollzieht, verbirgt sich im ‚Bajazzo' hinter der sehr durchsichtigen Fassade des Takts – „[...] und die junge Dame ließ einen ruhigen und prüfenden Blick über mich hingleiten, – über meinen Anzug bis auf die Stiefel hinab. Dieser Anzug war keineswegs neu" (GW VIII, 136) –, es wird in ‚Luischen' zur grausam-skandalösen Inszenierung einer Entwürdigung (GW VIII, 184 f.) und in der Bürgerballszene des Romans *Königliche Hoheit* zum fast schon staatsgefährdenden Aufstand eines gutbürgerlichen Pöbels: „Es gab ein Drunter und Drüber am Boden, und über sich im Zimmer hörte Klaus Heinrich den Chor, den er vom Schulhof kannte, wenn er zur Erfrischung einen freien

[18] Antal Mádl, (*Thomas Manns Humanismus. Werden und Wandel einer Welt- und Menschenauffassung*, Berlin: Rütten & Loening 1980, S. 37) sieht in „Schopenhauers Verbindung von Pessimismus und Humanität", die „das Gefühl des Mitleids zum Fundament einer zentralen moralischen Problemstellung macht", die Grundlage auch von Thomas Manns Humanismus. – Zu den Grenzen dieser Interpretation in Hinsicht auf das Frühwerk vgl. meinen Aufsatz „Kultur und Wahrheit. Zur thematischen Dialektik von Thomas Manns Frühwerk", *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 27, Stuttgart: Kröner 1983, S. 345–380.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Scherz versucht hatte, ein ‚Ho, ho, ho!', nur böser hier und entzügelter ..." (GW II, 104), einen Chor, der wohl auch in den „abgerissenen Rufen" sich äußern kann: „‚Herunter, herunter, herunter mit ihm ...!'" (GW II, 103)

Daß sich in solchen Szenen ein tiefliegendes Trauma ausdrückt, darauf deutet neben der Stereotypie der Situation auch die Kompromißlosigkeit in ihrer Beurteilung. Selten oder nie sind die Helden und Perspektivfiguren der Erzählungen selbst Aggressoren; stets sind sie Opfer des Verlach-Rituals. Nicht dessen Lustpotential, sondern dessen Leidenswirkung wird vermittelt. Im Zusammenhang damit aber steht nicht nur Thomas Manns bekannte Kritik des satirischen Schreibens[19], sondern vor allem auch sein Versuch, die eindeutig satirischen Züge des Frühwerks durch nachträgliche Uminterpretationen vergessen zu machen. In ‚Bilse und ich', der berühmten Apologie der *Buddenbrooks*, reinigt er nicht nur zu Recht seinen Roman vom Vorwurf der Lübecker Personalsatire, sondern erklärt zugleich seine Werke – und das zu Unrecht – zur autobiographischen Konfession (GW X, 22). Daß er uns damit zumutet, in Figuren wie Hermann Hagenström und Direktor Wulicke Ich-Projektionen und „Geschöpfe des friedlos leidenden Willens" zu sehen, kann zeigen, wie dezidiert und programmatisch Thomas Mann nach 1900 sein Werk unter das Postulat der Schopenhauerschen Mitleidsethik gestellt hat.

Dreißig Jahre später schreibt Thomas Mann im ‚Lebensabriß', er sei als Jugendlicher „von dem weichlichen Schmerz der Selbstbemitleidung zerrissen" gewesen (GW XI, 99). Die negative Formulierung scheint ein distanziertes Verhältnis zur Mitleidsethik anzudeuten. Wiederum zehn Jahre später, am 28. Dezember 1940, notiert Thomas Mann jedoch ins Tagebuch Sätze, die das alte Thema von neuem aufnehmen: „‚Ich bin zur Liebe geboren, [...] nicht zum Haß. Wünschen Sie mir zum neuen Jahr, daß ich durch den Untergang des Grundschlechten vom Haß erlöst werden möge. Ich weiß wohl, daß es mir nicht hilft, ich selbst zu sein.'"[20]

In denselben Tagen liest Thomas Mann „über Echnaton"[21]. Der junge Pharao ist ebenfalls „zur Liebe geboren, [...] nicht zum Haß", auch er propagiert die Utopie einer zur Liebe befreiten Menschheitsfamilie, und so vertritt er im Roman die ethischen Prinzipien, denen Thomas Manns Werk bis dahin gehorcht hatte. Deshalb auch läßt ihn der Erzähler deutlich auf den Bruch hinweisen, den die Jaakobs-Geschichten gegenüber der für das Frühwerk

[19] In diesem Zusammenhang wäre auch das Satire-Verdikt zu verstehen. Vgl. dazu Wysling, S. 55 mit Rückgriff auf die *Betrachtungen eines Unpolitischen* (GW XII, 144, 564 ff.). Vgl. auch GW XII, 571 zum konkurrierenden Begriff der Ironie.

[20] *Tagebücher*, S. 200.

[21] Ebd. (Eintrag vom 30. 12. 1940); Vgl. auch S. 205 (Eintrag vom 3. 1. 1941): „Über Echnatons Religion".

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

zentralen Konstellation von Gelächter und Mitleidsethik zweifellos darstellen. Indem Joseph den Oheim dem Gelächter preisgibt, erzählt er aus der Perspektive des Siegers eine „vorzügliche Schnurre". Aus der Perspektive des Opfers wirkt das gleiche „beklemmend", und angesichts dieses mehrdeutigen Ausschnitts aus der Wirklichkeit hält es Amenhotep mit den „Strahlen Atôns", die „goldenen Ernstes und ohne Falsch" sind und die Himmel und Erde „in Wahrheit verbinden" (GW V, 1455). Denn „Gott allein ist das Sonnenrund, von dem sich Wahrheit ergießt in die Welt und verläßliche Liebe" (ebd.). Angesichts des „Mäuslein[s] [...] in seinem Loch" gehen Amenhotep die Augen über; und wenn er ans „Küchlein" denkt, „das schon in der Schale piept", ist sein Gesicht „überschwemmt von Liebestränen" (GW V, 1458)[22]. Gewiß seien diese Kreaturen verschieden, „aber das alles ist kein Grund zu wechselseitigem Gelächter und zur Gehässigkeit" (GW V, 1457).

Nehmen wir also Echnaton mit seinen Bedenken gegen die Schwänke ernst, aber halten wir zugleich fest, daß Thomas Mann ihn aus guten politischen Gründen erzählerisch karikiert.[23] Die Tagebücher aus dem Sommer und Herbst 1940 zeigen, wie Thomas Mann den amerikanischen Wahlkampf mit unverhohlener Sympathie für Roosevelt verfolgt, weil er hofft, dieser werde die Vereinigten Staaten schneller und entschlossener in den Krieg gegen das „Tier"[24] Hitler und das Deutsche Reich führen als sein Gegner Wilkie[25]. Sätze aus dem Gespräch zwischen Joseph und Echnaton – so etwa das Ermannungsgebot: „Ernst und streng ist das Licht, und die Kraft, die von unten zu ihm hinauf strebt in seine Lauterkeit. – Kraft muß sie wahrlich sein und von Mannesart, nicht bloße Zärtlichkeit, sonst ist sie falsch und zu früh daran, und es gibt Tränen" (GW V, 1454f.)[26] – solche Sätze, die die Jaakob-Esau-Themen vom

[22] Der Ekstatiker Amenhotep befindet sich kurz vor einem epileptischen Anfall; er ist – so die Überschrift des folgenden Kapitels – „allzu selig"; sein Liebeshymnus ist zugleich ein Ausdruck dynastischer Dekadenz.

[23] In diesem Sinne ist Inge Diersens (S. 258) Einschätzung, Amenhotep sei ein „Humanist", einzuschränken.

[24] S. 119. – Vgl. auch GW V, 1759, wo von der Nildürre als „dem kreuzdummen und nur auf Verheerung bedachten Lindwurm" die Rede ist. – Vgl. auch Brief an Agnes E. Meyer vom 30. 1. 41: „[...] wenn das Tier aus dem Abgrund nicht ‚deutsch' wäre" (Thomas Mann, *Briefe 1937–1947*, hrsg. v. Erika Mann, Frankfurt/M.: S. Fischer 1963, S. 177).

[25] Auch fürchtet Thomas Mann, Wilkie werde anders als der eher populistisch gesonnene Roosevelt die amerikanische Großindustrie an dem Krieg verdienen lassen (*Tagebücher*, S. 141 f.).

[26] Zu Bachofens (*Der Mythus von Orient und Occident. Eine Metaphysik der Alten Welt*, hrsg. v. Manfred Schroeter, München: C. H. Beck 1956, S. 52) Sätzen „Das Tagesgestirn führt die Idee des Vatertums zum Siege" notiert Thomas Mann im Sinne des Motivs der historischen Verfrühung: „Amenhotep antizipiert im Sonnenkult sentimentalisch, nicht aus männlicher, sondern aus weiblicher Natur, die männliche Befreiungs- und Läuterungsidee, das Griechische" (zitiert nach Lehnert, S. 493). – Vgl. auch *Joseph und seine Brüder* (GW XI, 662): Amenhotep sei „der mythische Typus dessen, der auf dem rechten Wege ist, aber nicht der Rechte für den Weg."

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

falschen Rechten und von Gelächter und Mitleid noch einmal aufnehmen, sind auch ein Echo gleichzeitiger politischer Debatten und Lernprozesse. Sie sind natürlich als Kritik an Echnatons Weichlichkeit zu lesen. Nicht politische Entschlossenheit, sondern gerade umgekehrt die Zärtlichkeitsutopien waren nach den Erfahrungen der dreißiger Jahre ethisch bedenklich.

Indem Joseph ebenfalls Echnaton gegenüber politische Entschlossenheit propagiert, indem er als politischer Reformator die Gaubarone zugunsten der Krone entmachtet und enteignet, mag er die Setzungen der Mitleidsethik verletzen. Diese Setzungen aber können im Februar 1941 für den Autor nicht mehr die Verbindlichkeit haben, um Josephs „Aktionen und Transaktionen" als „aesthetisch-moralisch" geradezu anstößig erscheinen zu lassen. Suchen wir also nach einer weiteren Begründung!

III

Fragen wir zunächst, warum das Lachritual zu einer topischen Situation in Thomas Manns Werk hat werden können. Die dem Lübecker Milieu verpflichteten Erzählungen folgen in dieser Hinsicht meist einem konventionellen Schema. Im Lachritual grenzen sich gesellschaftlich dominierende Gruppen von vereinzelten Außenseitern ab; Auslöser des Gelächters sind fast immer entblößende Blicke; was sie feststellen, sind deklassierende Charakteristika wie Verarmung, Instabilität, Willensschwäche oder psychische Verletzlichkeit. Das ändert sich mit *Tonio Kröger*. Jetzt dominieren in den Lachszenen Akte „eigentlicher" Entblößung, die Formen des unerlaubten sexuellen Begehrens freilegen. Damit zugleich ergeben sich in den Lachszenen Zuordnungen, die den Bereich der empirischen Soziologie transzendieren. Die Lachenden entsprechen mythologisch jenen bacchantischen Horden, die einst vor Theben den als Frau verkleideten König Pentheus gelyncht hatten, in ihnen verkörpert sich also die Gefahr der dionysischen Regression, der jede Kultur ausgesetzt ist. Zugleich auch sind sie deutbar als Zusammenrottungen des kulturbedrohenden Pöbels. Lassen sich solche Zuordnungen in den realistischen Erzählungen nur in Andeutungen zeigen, so gewinnt Thomas Mann im mythischen Rahmen ungleich größere Möglichkeiten erzählerischer Plastizität. Das entfaltete Zeichensystem und die unmittelbare Realitätsferne des Mythologischen erlauben es, auch erotische Details – etwa im Bereich von Geschlechtsunschärfe – auszubreiten, deren unmittelbar-realistische Darstellung sich dem Autor verboten hätte.

Der Roman *Joseph und seine Brüder* ist ein Paradebeispiel für diese neu gewonnene Deutlichkeit. Gleich zu Beginn wird der Held von einem seiner

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Brüder als „Laffe und Hürchen" (GW IV, 77) bezeichnet. Er tritt dann in Gestalt eines „Mondnarren" (GW IV, 67) auf, ist als solcher mit Attributen des Weiblichen ausgestattet[27], und sein Gebet an den Mond war gerade zum „keuchenden Flüstern" geworden (ebd.), als „der Vater" hinzutritt und zu ihm sagt: „Decke deine Blöße!" (GW IV, 70) Die Szene, die den ersten Wendepunkt der Romanhandlung herbeiführt, ist nicht minder eindeutig. Mythologisch überschneiden sich in ihr zwei Modelle: das dionysische Lynchritual und der – zumindest mittelbare – Aufstand der Bruderhorde gegen den gemeinsamen Vater, eine Szene also, aus der Sigmund Freud in *Totem und Tabu* die älteren (totemistischen) Religionen überhaupt hervorgehen läßt[28]. In unserem Fall richtet sich – übrigens ebenfalls nach bekannten Mustern[29] – die Aggression nur noch gegen die Sexualität des Vaters, also gegen Joseph in seiner Funktion als Ersatz für die geliebte Rachel. Joseph nähert sich den Brüdern als Braut in „Mami's Schleiergewand" (GW IV, 547), „den Kranz auf der Schleierkapuze" (GW IV, 554), diese stürzen sich mit „einem verzweifelt frohlockenden Ahhh der Wut, des Hasses und der Erlösung" (GW IV, 555) auf ihn; mit ihren Zähnen – sie sind „rückfällig" und „gingen unter die Menschheit hinab" (GW IV, 556) – reißen sie ihm „das Mutterkleid vom Leibe" (ebd.); derweil schrie der Mißhandelte „mehrmals auf: ‚Mein Kleid!' und bettelte in Ängsten der Jungfräulichkeit ‚Zerreißt es nicht!' noch, als er schon nackend war." (ebd.) Mit einem ihrer Schlachtrufe – „Herunter! Herunter!" – wiederholen die Brüder den schon aus *Königliche Hoheit* bekannten Schrei.

Auch die zweite Entblößung des Helden, mit der der Romanteil *Joseph in Ägypten* endet, verweist auf verschiedene mythologische Schemata. Im Sinne der Tammuz-Osiris-Mythen[30] erwacht Joseph-Osarsiph in dieser Szene aus

[27] Mit beringtem Finger und gefärbten Finger- und Fußnägeln (GW IV, 63) hat sich der Jüngling, um den „Gerücht und Gedicht einen wahren Strahlenkranz von Schönheitsruhm" (ebd.) gewoben haben, vor der Mondgöttin Ischtar entblößt, die wiederum ins Männliche verzeichnet ist. Vgl. GW IV, 61: „Sie loderte silbern, entsandte verfliegende Strahlen, brannte in Zacken, und eine längere Flamme schien gleich der Spitze eines Speeres oben auf ihr zu stehen." – Vgl. auch die Reflexionen des Erzählers, denen zufolge die hebräische Gottesvermählung, die Beschneidung also, bei „dem menschlich Männlichen sittigenderweise eine Abschwächung ins Weibliche" (GW IV, 80) herbeiführe.

[28] Sigmund Freud (*Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker, Gesammelte Werke,* Bd. 9, Frankfurt/M.: S. Fischer ³1961, S. 171 ff.) läßt mit der Vatermordszene die Heiligung des Vaters, das „Schuldbewußtsein" und das Inzestverbot einsetzen. Dieses sei einerseits Akt des „nachträglichen Gehorsams" (S. 173), andererseits ein Versuch der Eindämmung des drohenden Konkurrenzkampfes der Brüder untereinander. – Dierks (S. 160) zufolge ist *Totem und Tabu* „die einzige Arbeit Freuds, die konkret [und zwar in der patriarchalischen Grundkonzeption der Kulturtheorie und der genetischen Bestimmung von Mythen und Göttern als Projektionen] auf das *Joseph*-Werk eingewirkt hat".

[29] Genannt werden wiederholt die Entblößung und Entmannung Noahs durch Cham und die Vergewaltigung der Bilha durch Reuben.

[30] Vgl. Freud, S. 183 f.: Die „Göttergestalten des Attis, Adonis, Tammuz" seien „jugendliche

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

seinem „totenähnlichen" Zustand[31]; dem dionysischen Szenarium gemäß entblößt die zur Bacchantin stilisierte Mut-em-enet (vgl. etwa GW V, 1209)[32] den sich ihr verweigernden Joseph und „mißhandelte und liebkoste" das ihr in den Händen gebliebene Gewand (GW V, 1260), und zugleich auch spielt die Szene – in doppelter Form – auf die Urszene des Vatermordes an. Indem Mut-em-enet die Sklaven des Hauses mit dem Ehrentitel „Ägyptische Brüder!" (GW V, 1262) anredet, bezieht sie sich selbst positiv auf das Modell der Bruderhorde. Joseph dagegen weist bereits die von Internalisierung und Über-Ich geprägte psychische Struktur auf, die Freud als Grundlage der neueren Kultur bezeichnet. So wird für ihn die mythische Vatermordszene bereits ein Menetekel. Was machte Joseph so keusch? „Ein Denk- und Mahnbild war es, das Bild des Vaters [...]." (GW V, 1259)[33] Sich von Mut verführen zu lassen, wäre für ihn gleichbedeutend mit einer Schändung der Vaterfiguren Jaakob, Mont-Kaw und Petepre, und indem er sich verweigert, durchbricht er das bekannte mythologische Schema, das ja auf Wiederholung besteht.

In deutlichem Kontrast zu Josephs psychischer Modernität, zu der paternalistisch induzierten Sexualmoral also, stehen die Bräuche Ägyptens als Ausdruck einer früheren Kulturstufe, die zu Gelächter und Sexualität ein vormoralisches Verhältnis bewahrt hat. Hierher gehört die „Narrheit"[34] mit den Varianten „gehörnte Narrheit, das Aulasaukaula" (GW V, 1143)[35], Baalsnarrheit, Mondnarr, Ehebruchsnarr, und hierher gehören vor allem überkommene Bräuche und Feste, in denen Sexualität in ambivalenten Formen einschließlich des rituellen Gelächters gefeiert wird. Die „Katzenstadt" (GW IV, 725) Per Bastet etwa ist eine „Stadt von lustigem Ruf und Ansehen", „von altertümlicher, derber Lustigkeit, über die ganz Ägypten das Lachen ankam beim bloßen Gedenken". (GW IV, 726) „Weiber zumal" feiern dort das Katzenfest, indem sie, „ausgerüstet mit Klappern [...] stark altertümliche Schimpfworte und Gebärden zu den Ortschaften hinübersenden [...]" (ebd.); gefeiert wird mit Opfern, Tänzen, Mummenschänzen und Geißelungen, „unter allgemeinem

Gottheiten, welche die Liebesgunst mütterlicher Gottheiten genießen, den Mutterinzest dem Vater zum Trotze durchsetzen". Sie unterliegen dann den Strafen, die auch Joseph angedroht werden, der Entmannung und Zerstückelung.

[31] Die Szene ist gelegt auf den Tag des Neujahrs und der „amtlichen Nilschwelle" (GW V, 1241).

[32] Mann – Kerényi, S. 66 (Brief vom 29. 9. 1935).

[33] Angeregt durch Micha Josef bin Gorion, *Die Sagen der Juden*, Frankfurt/M.: Rütten & Loening ²1919, S. 86; vgl. Lehnert, S. 471.

[34] Vgl. GW V, 1140 f., wo aus Jaakobs Sicht von der „greulichen Narrheit der Landeskinder" vom Fehlen des Sündenbegriffs und von „festlicher Vermischungswut" die Rede ist.

[35] Nachgebildet der bei Johannes Hempel (*Gott und Mensch im alten Testament. Studie zur Geschichte der Frömmigkeit* (Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament, F. 3, H. 2), Stuttgart: W. Kohlhammer 1926, S. 104) überlieferten Formel ekstatischen Lallens: „sau lasau kau lakau."

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Geschrei, das mit dem alten Bastet-Feste untrennbar verbunden und eben der Anlaß und Gegenstand des lachenden Gedenkens war; denn es lautet dem Geschreie der Katzen gleich, wenn sie nächtlich der Kater besucht". (GW IV, 727) Ähnlicher Art ist das Eselsfest (GW V, 968), ein „Auferstehungsjubel", bei dem eine Eselsherde einerseits „mit Hohn und Prügeln" um eine Stadt getrieben, andererseits aber als „Sinnbild phallischer Körigkeit" verehrt wird[36].

Ist hier das Lachen – angesichts des Sexuellen – gebunden an altertümliche Bräuche, transformiert es sich in der Vatermord-Szenerie zum aggressiven Urschrei derer, die die Braut des Vaters vergewaltigen, so ist es auf der „realistischen" Ebene des Romans, also in der ägyptischen Oberschicht, noch immer erhalten als gesellschaftliches Spottgelächter. Zum Syndrom der Liebespassion nämlich gehört der Öffentlichkeitsdrang, zu ihm gehört, daß Mut-emenet „ihre Liebe und ihr ungetröstetes Begehren nach allen Seiten ausschwatzte und es nicht bei sich behalten konnte" (GW V, 1209), „denn die meisten Verliebten würden nicht glauben, daß ihrem Gefühl genügend Ehre geschähe, wenn nicht alle Welt, sei es auch selbst unter Spott und Hohn, sich damit beschäftigte". (GW V, 1225)

Gänzlich anders verhält sich hier der jüdische Joseph, für den die Angst vor dem Spottgelächter gerade zur Stütze seiner Moral wird. Der siebte Grund für Josephs Keuschheit, für den Anstoß an der „Entblößung" überhaupt, so räsoniert der Erzähler, sei in der Kollektiverinnerung an Chams Verhalten gegenüber Noah zu sehen. „Dem Gedanken der Blöße und der Entblößung hatte ursprünglich an Unschuld und Heiterkeit nichts gemangelt" (GW V, 1143); „erst in übertragener Bedeutung, als Baalsnarrheit und als das tödlich blutssündliche Anschauen eines Nahverwandten, errötete der Begriff"; diese übertragene Bedeutung aber schlage zurück auch „aufs Unschuldig-Eigentliche", und jeder sexuelle Kontakt beginne so „der Empfindung und selbst dem Namen nach für Vaterschändung zu gelten". (GW V, 1144) Deshalb haben Joseph und sein Volk das naiv-einfältige Verhältnis zur Sinnlichkeit eingebüßt: sie folgen der „Netzestellerin" nicht in den Garten der Lüste, sondern dieser ist ihnen „eine Scheu und ein dämonisch Bereich, ein Spielraum verfluchten Gebotes, von Gottes Eifersucht voll. Zwei Tiere liegen davor: ‚Scham' heißt das

[36] Den Doppelcharakter des Esels – einerseits „seine Beziehung zu der zeugenden Naturkraft", andererseits „die Verachtung, welcher das Tier anheimgefallen ist" – leitet Johann Jakob Bachofen (*Urreligion und antike Symbole*, hrsg. von Carl Albrecht Bernoulli, Leipzig: Philipp Reclam jun. 1926, Bd. I, S. 437 ff.) daraus ab, daß „spätere entwickeltere Systeme" das heilige Tier einer früheren Religionsstufe abgewertet und dämonisiert haben: „Früher Darstellung der schöpferischen Naturkraft, erschien es jetzt ganz allgemein als Verkörperung des bösen Prinzips und als Träger der typhonischen Natur auf allen Gebieten des Lebens." (S. 439)

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

eine, das andere ‚Schuld'. Und noch ein drittes blickt aus den Zweigen, des Name ist Spottgelächter". (GW V, 924)[37]

Pharao und Joseph erweisen sich damit als wenigstens partiell gleich, als gleich nämlich gegenüber allen denen, die im Zustand vormoralischer Unschuld verharren und zu Sexualität und Gelächter ein ungebrochenes Verhältnis haben. Unterschieden sind sie im Umfang ihrer Traumatisierung. Für Amenhotep, den Propagator der aggressionsfreien Universalliebe, ist das Hohngelächter an sich schon eine moralisch bedenkliche Reaktion. Joseph, der mit Lynch- und Verlachszenen Erfahrungen hat, ist nur traumatisiert durch die spezielle Konstellation von Gelächter und sexueller Entblößung. Er kann daher die Erzählungen von Jakob und Esau, in denen das Lach- und das Sexualitätsmotiv sich nicht mischen, bedenkenlos und in der Absicht, Lachen zu erregen, wiedergeben.

Geht aber nicht auch Josephs politischen Taten der Aspekt der Entblößung gänzlich ab, und müßte nicht auch das Gelächter, das sie erregen, unbedenklich sein? Die Antwort auf diese Frage dürfte einen Blick auf zeitpolitische Erfahrungen des Autors erfordern. Der Vorgang, den der Erzähler als „Errötung" bezeichnet und der sich zunächst nur auf die sexuelle „Entblößung" bezog, hat sich im Zeitalter der nationalsozialistischen Masseninszenierungen offenbar auch auf andere Phänomene übertragen. Deutlich ‚errötet' ist jetzt auch die populistische Politik und deren zentrale Szene: ein Volk, das einem Politiker, in diesem Falle Joseph, zujubelt. Eben diese interpretatorische Zuordnung, so scheint mir, sucht Thomas Mann durch die Akzentuierung des Hermes-Motivs zu entschärfen.

IV

Gehen wir, um dies zu zeigen, noch einmal zurück zu einer früheren Konzeptionsphase. „Die Tammuz-Motivierung", so hatte Thomas Mann bei Jeremias[38] lesen können, „hat auch im Sinne der Jahve-Religion eine tiefe Bedeutung. Sie macht Joseph [...] zum Träger der großen Erlösererwartung." Zur frühen Romankonzeption hatte dann gehört, daß Joseph auch als königlich-ägyptischer Minister dem mythologischen Schema der Fruchtbarkeitsgötter folgen sollte. In einem Brief an Julius Bab vom 26. Oktober 1933 schreibt Thomas Mann: „Meine Idee war es, die Gestalten real zu nehmen, sie aber im Mythus leben und sich selbst als seine Verkörperung fühlen zu lassen, was bei Vater Jaakob einen bedeutsam sinnigen Charakter trägt, bei seinem Söhnchen

[37] Andererseits begegnet Joseph selbst der unverhüllten Sexualität anderer mit „Spottlust" (GW V, 1137).

[38] S. 333.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

aber [...] den eines gewissen mythischen Hochstaplertums annimmt, dergestalt daß er seine Laufbahn im [sic] Ägypten zum großen Teil durch eine blendende Anpassung an das Tammuz-Osiris-Schema macht, die ihm dazu verhilft, wenigstens momentweise von der für solche Suggestionen empfänglichen Menschheit halb und halb oder auch mehr als halb für den Gott genommen zu werden."[39] Die Sätze zeigen, daß Thomas Mann die mit Hitlers Machtergreifung verbundene Erfahrung, was sich nämlich mit einer „für solche Suggestionen empfänglichen Menschheit" anstellen läßt, noch nicht verarbeitet hat, daß also das Phänomen der Massensuggestion im Herbst 1933 noch nicht ‚errötet' ist.

In der endgültigen Romanfassung hält Thomas Mann an der ursprünglichen Intention wenigstens insofern fest, als er Joseph in die Nähe der Nil- und Fruchtbarkeitsgottheit Apis, im Roman „Chapi" genannt[40], rückt, in die Nähe einer Gottheit also, die Bachofen als die ägyptische Variante des römischen Freudengottes Saturnus interpretiert: „Als Gottheit des ganz sinnlich gedachten Naturlebens ist er [Apis] der Träger natürlicher Freiheit und Gleichheit unter den Menschen, der Vermittler, Frieden- und Freudenstifter, der Befreier der niedern Stände, der Aufheber aller Unterschiede. In dieser Natur schließt er sich Saturnus an [...]."[41] Thomas Mann hatte am Ende des zweiten Teilbandes die Saturnalienfunktion dem ägyptischen Amunsfest zugeschrieben[42], er nimmt aber jetzt bei der Beschreibung von Josephs politischen Aktionen das Apis-Chapi-Motiv noch einmal auf. Ein „Wörtlichnehmen" von Josephs Titeln habe „große Volksmassen" dazu geführt, „eine Art von Nil-Gottheit, ja, eine Verkörperung Chapi's selbst, des Erhalters und Lebensspenders, in ihm zu sehen." (GW V, 1758)

Als Volksernährer rückt Joseph in die Nähe derjenigen Gottheit, die die utopischen Wünsche des Volkes verkörpert. Betrachtet man dagegen die Art seines Handelns, so steht er in der Tradition, die mit Jaakobs Schwänken bezeichnet ist. Dieser Aspekt des Geschehens, so erklärt der Erzähler, sei in der Überlieferung gerade untergegangen, und um so wichtiger sei es, ihn zu rekonstruieren und die „geschehene Wirklichkeit von einst" wiederherzustellen. Diese aber zeige sich in dem „geschehenden Sich-selbst-Erzählen der Geschichte" (GW V, 1760), von dem auch im überlieferten Bibeltext sich gewisse Reste noch erhalten hätten. Der fiktive Textexeget wird damit zum Textarchäologen, und zugleich dankt der auktoriale Erzähler vorübergehend

[39] Zitiert nach Wysling, S. 258.

[40] Den Grund für diese Ägyptisierung des Gottes nennt Thomas Mann in *Joseph und seine Brüder* (GW XI, 660 f.).

[41] Bachofen/Bernoulli, Bd. I, S. 270.

[42] Vgl. GW V, 1241 f.; vgl. Lehnert, S. 497.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

ab, um das Sagen dem ägyptischen Volk zu überlassen und um dessen Sicht auf Josephs politische Reformen als verbindlichen Beurteilungsmaßstab zu übernehmen. Wie aber sieht das Volk Josephs Reformen? Es folgt ihnen in der gleichen Art, wie es sich die listige Übertölpelung Esaus und Labans durch Jaakob poetisch angeeignet hat, nämlich in der Perzeptionsform des Komischen.

Der Erzähler in seiner Rolle als Bibelphilologe erkennt diese komödienhafte Gesinnung an Bettelsätzen wie „Her mit Brot für uns! Sollen wir etwa sterben vor dir. Geld ist alle!" oder an Josephs Antwort „Los! Her mit eurem Vieh!" (ebd.), an Formen einer „sehr tiefstehenden Redensart, die im ganzen Bereich der fünf Bücher sonst nicht vorkommt", an „gewissen derben Wendungen von ausgesprochen komischer Prägung, die wie stehengebliebene Reste einer volkstümlichen Farce wirken und durch die der Charakter des Urgeschehens hindurchschimmert"[43]. (ebd.) In ihnen zeige sich, „in welcher Gesinnung das Volk die Vorgänge erlebte – einer komödienhaften Gesinnung, die moralischer Wehleidigkeit ganz entbehrte". (ebd.)

Halten wir noch einmal fest, daß dies eine sehr dezidierte Wendung gegen Positionen des Frühwerks bedeutet. Im ‚Versuch über das Theater' von 1908 hatte Thomas Mann sich gerade entschieden gegen die regressiven Tendenzen des Volkstheaters ausgesprochen und statt dessen für das literarische, psychologisierende und dabei natürlich die Mitleidsfähigkeit schulende Drama plädiert[44]. Im Gegenzug dazu sucht er jetzt den ursprünglichen Sinn einer politischen Handlung als Farce zu bestimmen und aus der unsentimentalen Perspektive des Volkes wiederzugeben. Gegner dieser komödienhaften Volksperspektive sind nicht nur die politischen Verlierer, also die untergehende Feudalklasse, sondern *vielmehr die Verfechter eines aufklärerisch-liberalen Staatsbegriffs, die Joseph* der Einführung der Sklaverei in Ägypten beschuldigen. Sie werden ironisch als „heutige Staats-Moralisten" (GW V, 1761) oder „Freunde der Menschlichkeit und Bürger einer humanen Neuzeit" abgefertigt (GW V, 1764)[45]: ein derartiges

[43] Im sprachlichen Detail folgt Thomas Mann hier der Wiedergabe von 1. Mos. 47, 16f. durch B[enno] Jacob (*Genesis. Das erste Buch der Thora*, übersetzt und erklärt von B. Jacob, Berlin: Schocken 1934, S. 851), wo zugleich auch auf die für den Pentateuch einzigartig „drastische" Ausdrucksweise dieser Passagen hingewiesen wird. Auch in anderen Einzelheiten wie dem Hinweis auf das Verfahren der „Lombardierung", Josephs Hirtenstilisierung, das ‚Translozieren' des Volkes folgt der Erzähler Jacobs Kommentierung. – Der von Jacob heftig kritisierte Kommentar Gunkels deutet (S. 466) die Erzählung als schwankartige Sage, bei der die Juden lachend Josephs Klugheit gerühmt hätten, „der die Landeskinder so hart behandelt, während er seine eigene landfremde Sippschaft begünstigt".

[44] Vgl. GW X, 23–62.

[45] Kurze Hinweise auf negative Beurteilungen von Josephs politischer Strategie gibt Jacob, S. 857. Ihnen zufolge handelt es sich dabei freilich eher um topoi antisemitischer Argumentation.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

„Verdammungsurteil sittlich ernst gestimmter Gemüter" (GW V, 1760) halte den Tatsachen nicht stand.

Diese Attacke nun freilich ist, wenn man an Thomas Manns früheres Werk denkt, bestens bekannt. Sie erinnert an Angriffe auf Zivilisationsliteraten und Freunde entschlossener Menschenliebe, also an Angriffe auf die linksliberalen Schriftsteller zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Nur scheint der Erzähler den Standpunkt gewechselt zu haben, indem er nicht von rechts, sondern vielmehr von einer populistischen Position aus seine Kritik vorträgt. Und entspricht nicht diesem populistischen Politikbegriff auch der Versuch, das historische Geschehen aus der Volksperspektive zu erzählen, Josephs Tat den Schwänken der Hirtenpoesie anzugleichen und unkritisch vom Lachen des Volkes zu berichten? Bedeutet diese neue Position nicht zugleich auch, daß Thomas Mann seinen früheren Politikbegriff aufgibt, demzufolge die Aufgabe der Politik in der Stabilisierung der Kultur besteht, und daß er das Volk anders zu sehen lernt, nämlich nicht als regressionsbereite Masse, sondern vielmehr als bedürftige, hungernde Menschen, die ihren Bedürfnissen entsprechend mit der aufklärerischen Freude an technischen und gedanklichen Innovationen reagieren und ebendeshalb mit Joseph zu lachen vermögen? Werden nicht angesichts dieses Hungers auch die sozialen Verteilungskämpfe legitimiert, bei denen sich Verlierer und Gewinner gegenüberstehen, Handlungen also, die zuvor unter dem Begriff der „Kujone", die einander „auf den Leim" führen[46], gefaßt worden waren? Anders gesagt: scheint dieser Autor nicht Marx, oder zumindest Marx und Hölderlin gelesen zu haben?

Mir scheint, all diese Tendenzen sind in der Tat in dem Romankapitel nachweisbar, und sie dürften – wie der Brief an Bab andeutet – zur ursprünglichen Romankonzeption gehört haben, zu einer Konzeption, die dann durch die faschistische Variante populistischer Politik widerlegt wurde. Gerade diese aber führt Thomas Mann wiederum dahin, die Erhaltung der Kultur als primäre Aufgabe von Politik zu begreifen.

Ich nenne zwei Beispiele: In dem bekannten Brief an den sowjetischen Schriftsteller-Verband vom 5. April 1937 schreibt er, er empfinde einerseits „Ehrfurcht vor dem gewaltigen sozialen Experiment, das die russische Revolution bedeutet", andererseits einen Schauer angesichts der verübten Grausamkeiten, wolle aber dabei nicht verkennen, „daß sie für die kulturelle Hebung des russischen Volkes Großes geleistet hat und zu leisten fortfährt [...]"[47]. Die Frage, welche kulturellen Folgen ein historisches Ereignis gehabt habe, diese für Thomas Manns Politikbegriff zentrale Frage, entscheidet über seine Bewertung

[46] *Königliche Hoheit* (GW II, 363).
[47] *Briefe 1937–1947*, S. 21.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

der russischen Revolution[48]. Deutlicher noch ist das Urteil aus den 1940er Jahren über Roosevelt. „Diese Mischung von Schlauheit, Sonnigkeit, Verwöhntheit, Gefallustigkeit und ehrlichem Glauben ist schwer zu charakterisieren, aber etwas wie Segen ist auf ihm, und ich bin ihm zugetan als dem, wie mir scheint, geborenen Gegenspieler gegen Das, was fallen muß. Hier ist einmal ein Massen-Dompteur modernen Stils, der das Gute oder doch das Bessere will [...]", so schreibt Thomas Mann am 24. Januar 1941 an Agnes E. Meyer[49], und am 1. November 1940 hatte er in sein Tagebuch eingetragen: „[...] einmal das Führer- und Massenmotiv mit dem höheren und geistigen Interesse zusammen – dies könnte zu einer Genugtuung führen und den Nazismus schlagen"[50].

Das „Führer- und Massenmotiv" verkörpert Joseph in seiner mythischen Rolle als Chapi oder auch in seiner komödiantischen Rolle als Sozialreformer, dem das Volk lachend Beifall klatscht. Thomas Mann kann dieses Motiv deshalb so breit ausführen, weil er ihm mit dem dominant gesetzten Hermes-Mythologem die populistische Spitze bereits abgebrochen hat. Als Hermes nämlich handelt Joseph nicht primär im Auftrag und zum Nutzen des Volkes – dies sind eher angenehme Begleiterscheinungen seines Handelns –, sondern zugunsten der „höheren und geistigen Interessen", für die – wie schwächlich auch immer – Echnaton in dem Roman einsteht[51].

Freilich legt der Erzähler uns nahe, im Anschluß an die ironisch-zwiegesichtige Natur des Gottes Hermes auch den doppelten, populär-materiellen und monarchisch-ideellen Nutzen von Josephs Politik als ironisches Sowohl-als-auch zu verstehen. Ob sich damit eine liberale Gleichgewichtigkeit konkurrierender Perspektiven herstellt, ist dennoch zu bezweifeln. Die alternativen

[48] Ebd., S. 19 f. – Vgl. auch das anschließende Urteil über Roosevelt: Dessen Persönlichkeit weise „diktatorische Züge auf, und doch ist er ein aufrichtiger Diener der Demokratie. Wahrscheinlich ist die Freiheit ohne diktatorische Züge und Einschläge auf Erden nicht mehr möglich und denkbar". – Zur Annäherung des Roosevelt-Bildes an die Gestalt Josephs vgl. Jürgen Scharfschwerdt, *Thomas Mann und der deutsche Bildungsroman. Eine Untersuchung zu den Problemen einer literarischen Tradition*, (Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur, Bd. 5), Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: W. Kohlhammer 1967, S. 210–214.

[49] *Briefe 1937–1947*. S. 176. – Vgl. *Tagebücher*, S. 210 (Eintrag vom 14. Jan. 1941).

[50] *Tagebücher*, S. 173.

[51] Vgl. die ähnliche, ihrem Untersuchungsgegenstand gemäß freilich dezidiertere Schlußfolgerung von Børge Kristiansen, „Freiheit und Macht. Totalitäre Strukturen im Werk Thomas Manns. Überlegungen zum ‚Gesetz' im Umkreis der politischen Schriften", *Internationales Thomas Mann Kolloquium 1986 in Lübeck* (Thomas-Mann-Studien 7), Bern: Francke 1987, S. 53–72, hier S. 66: „In der Optik der Mose-Erzählung heißt Humanität somit nicht die freie Entfaltung des Individuums innerhalb der Grenzen eines offenen demokratischen Spielraums. Sie bedeutet vielmehr die völlige Knechtung der individuellen Freiheit und die unerbittliche Unterwerfung unter die Idee und die diktatorischen Verordnungen eines totalitären Systems." – Fraglich scheint mir, ob diese härtere Fassung tatsächlich „die mythisch fundierte Humanitätskonzeption der *Joseph*-Romane ablöst" oder ob sie in deren letzten Bänden nicht bereits als Generalbaß enthalten ist.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Deutungen – Joseph gleich Chapi-Jaakob oder Joseph gleich Diener-Hermes – stehen nämlich zueinander im Verhältnis von esoterischer und exoterischer Deutung. Die Ägypter erkennen in Joseph deshalb nicht den Hermes, weil ihnen diese neue Gottesfigur fremd ist; nur Pharao „hatte Kunde von einer vollendeteren Ausbildung dieses Gottescharakters, und die Gnade, die Joseph vor ihm gefunden, dankte er vorwiegend dem Umstande, daß Pharao die Züge des schelmischen Höhlenkindes, des Herrn der Stückchen, in ihm wiedererkannt" hatte (GW V, 1758). Nicht der Bemühung um ironische Gleichgewichtigkeit verdankt sich demnach die auffällige Akzentuierung der Volksperspektive; sondern diese kann nur deshalb eintreten, weil sie durch die übermächtige Herrscher-Geist-Perspektive schon von vornherein ironisch abqualifiziert wurde.

In der Überschrift des Kapitels hatte die esoterische Perspektive dominiert; sie bestimmt auch dessen Schluß mit einem Satz nämlich, der wie eine abschliessende Antwort auf die Frage klingt, welches Lachen „aesthetisch-moralisch" erlaubt sei. Die Jaakobs-Geschichten waren „barbarische Schnurren"; sie hatten „Lachen und Mitleid" erregt. Josephs Geschäftsführung dagegen „erregte Lachen und Bewunderung, – und was kann der Mensch unter Menschen Besseres gewinnen, als die Bewunderung, die, indem sie die Seelen bindet, sie zugleich zur Heiterkeit befreit!" (GW V, 1769)

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Hans Wißkirchen

Nietzsche-Imitatio

Zu Thomas Manns politischem Denken in der Weimarer Republik

Für uns Ältere aber, die wir in der ganzen Epoche seit 1870 unser Leben geformt haben, liegt ein Abgrund von kaum abschätzbarer Breite zwischen ehemals und künftig, vor dem wir stehen wie vor der Entscheidung: noch einmal ein Leben auf neuen Voraussetzungen und in neuer Atmosphäre aufzubauen, oder, wenn die Kraft dazu nicht reicht, in Desorientiertheit und als unbrauchbares Überlebsel zugrunde zu gehen[1].

Was der Kulturphilosoph Georg Simmel hier äußert, trifft in gleichem Maße auch für Thomas Mann zu. Auch für ihn tut sich nach 1918 ein Graben auf zwischen der romantisch-konservativen Welt, in der er über vierzig Jahre gelebt hatte, und der Weimarer Republik, die nach dem verlorenen Weltkrieg an Stelle des alten, des wilhelminischen Reiches getreten war. Im folgenden sollen nun die Mechanismen dargestellt werden, mit denen Thomas Mann es unternimmt, in den zwanziger Jahren diesen Abgrund zu überwinden, eben das Romantische seines Wesens, sein Bekenntnis zur Republik und seine Ablehnung des aufkommenden Faschismus in Einklang zu bringen.[2]

Im Juni 1925 erhält Thomas Mann einen verspäteten Glückwunsch zu seinem fünfzigsten Geburtstag. Der Brief ist von Hans Pfitzner, und er reiht sich nicht ein in die Flut der glatten und harmonischen Lobeshymnen, sondern enthält auch Kritisches, genauer Politisches.

Zum Verständnis des Briefes ist ein kurzer Blick nach rückwärts notwendig. Hans Pfitzner ist für Thomas Mann die Inkarnation des romantisch-konservativen Künstlers in der Gegenwart. In den *Betrachtungen eines Unpolitischen*

[1] Georg Simmel, Deutschlands innere Wandlung, Georg Simmel, *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze*. München und Leipzig: Duncker & Humblot 1917, S. 9 f.

[2] Vgl. dazu an neuerer Literatur: Hermann Kurzke, Dichtung und Politik im Werk Thomas Manns von 1914 bis 1955, *Literatur in Wissenschaft und Unterricht*, Jg. 16, H. 2. Würzburg 1983, S. 153–169. – Terence J. Reed, The Writer as Historian of his Time, *Modern Language Review*, Jg. 71, H. 1. London 1976. – Hans Wysling: *Narzismus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull*. Bern und München: Francke 1982 (Thomas Mann Studien 5), S. 200–206. – Eckhard Heftrich, *Vom Verfall zur Apokalypse. Über Thomas Mann*. Bd. II. Frankfurt: Klostermann 1982, S. 103 ff.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

nennt er seine Oper *Palestrina* eine Dichtung, deren Sympathie „nicht dem Neuen, sondern dem Alten, nicht der Zukunft, sondern der Vergangenheit" (GW XII, 421) gelte. Thomas Mann sieht Pfitzner in einer Linie mit Wagner, und so erblickt er in *Palestrina* dann auch „den ‚letzten Stein' zum Gebäude der romantischen Oper". (GW XII, 425) Man kannte sich zudem persönlich und traf sich oft. Nach 1922 bricht der persönliche Kontakt jedoch ab.

Hier knüpft Pfitzner in seinem Geburtstagsbrief an. Er versucht zu erklären, warum er an einer persönlichen Begegnung nicht mehr interessiert ist, und die Gründe dafür liegen in der politischen Entwicklung Thomas Manns. „So möchte ich Ihnen denn das sagen, was Sie wahrscheinlich schon längst fühlen, daß mich Ihre letzten öffentlichen ‚politischen' [...] Kundgebungen schmerzlich Ihnen entfremdet haben." Der ‚öffentliche' Thomas Mann, das ist der, der die Rede ‚Von Deutscher Republik' gehalten und sich damit offen zur Weimarer Demokratie bekannt hat. Das tut Hans Pfitzner auch 1925 nicht und deshalb die Entfremdung.

Nun gibt es in seinem Brief aber nicht nur die politische Dimension, sondern auch eine ästhetische. Hier herrscht nahezu Einklang zwischen Pfitzner und Thomas Mann. Es ist diese Einigkeit, die es ihm schwer macht, auf persönliche Treffen zu verzichten. „Denn die wirklichen Freunde meiner Kunst und die Personen, die mir so wenig fern stehen in ihrem Leben und Wirken wie Sie, sind nicht so dicht gesät, als daß mir ein Verzicht auf ihre zeitweilige menschliche Nähe ein Vergnügen wäre."[3]

Genau diesen Widerspruch, daß sich eine gemeinsame künstlerische Grundstimmung und ein vollkommen verschiedenes politisches Denken gegenüberstehen, greift Thomas Mann in seinem Antwortschreiben auf und macht ihn zu einem exemplarischen Fall politisch-moralischen Handelns.

> Unser Stück, lieber Meister, hat sich geistesgeschichtlich, im Großen und Repräsentativen, längst abgespielt; wir Heutigen sind nur eine journalistisch-aktuelle Durchführung des Falles Nietzsche contra Wagner. Nietzsche war, wie Wagner, von dem er sich mit seinem Gewissensurteil gelöst, den er aber bis in den Tod geliebt hat, seiner geistigen Herkunft nach ein später Sohn der Romantik. Daß aber Wagner ein mächtig-glückhafter Selbstverherrlicher und Selbstvollender, Nietzsche dagegen ein revolutionärer Selbstüberwinder war und „zum Judas wurde", das macht es, daß jener auch nur der letzte Verherrlicher und unendlich bezaubernde Vollender einer Epoche blieb, dieser aber zu einem Seher und Führer in neue Menschenzukunft geworden ist.[4]

Die politischen Fronten sind damit geklärt. Pfitzner bleibt ein Romantiker im Sinne Wagners. Thomas Mann dagegen knüpft an Nietzsche an, „Selbstüber-

[3] Hans Pfitzner, Zur Kundgebung gegen die Wagner-Rede Thomas Manns, *Frankfurter Zeitung*, Jg. 77, Nr. 483/484. 2. 7. 1933, S. 1.

[4] Thomas Mann, *Briefe I. 1889–1936*. Hrsg. von Erika Mann. Frankfurt: S. Fischer 1979, S. 241.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

windung" ist der Schlüsselbegriff, der die Differenz des politischen Weges erklären soll. Darüber wird später mehr zu sagen sein. Zuerst aber gilt es, nach dem ästhetischen Element in Thomas Manns Brief zu fragen. Er schreibt dazu:

> Was zwischen uns steht, zwischen uns schwebt, es verbindet uns auch wieder, mindestens so sehr, wie es uns trennt. Es kann für manches, was ich geschrieben, keinen besseren Leser geben, als Sie, und umgekehrt ist mein Versuch über den „Palestrina" – sagen wir doch die Wahrheit – der einzige, der seines Gegenstandes annähernd würdig ist, – was die Esel unter Ihren Freunden, z.B. Ehlers auch sagen mögen. Unsere beiderseitige Stellung in der Zeit weist eigentümliche Verwandtschaften auf. Es steht uns frei, uns zu verfeinden; aber wir werden nicht hindern können, daß künftige Zeiten unsere Namen häufig in einem Atem nennen werden[5].

Im ästhetischen Bereich, so muß man das wohl lesen, versteht sich Thomas Mann auch noch 1925 als ein Romantiker. Die Wendung zur Demokratie, sie hat hier das Romantische seines Wesens nicht tangiert. Versteht man den „Fall Pfitzner" als einen exemplarischen, und Thomas Mann selbst betont dies ja ausdrücklich, indem er ihn auf das große Vorbild, den „Fall Wagner" bezieht, dann sind es zwei Bereiche, die im folgenden von Interesse sind.

Zum einen das Feld des Politischen. Hier nimmt Thomas Mann sich die „Selbstüberwindung" Nietzsches zum Vorbild. Es wird zu fragen sein, was dieses Lebensmodell genau meint, woher Thomas Mann es hat und welche Folgen es für sein politisches Denken in den zwanziger Jahren zeitigt.

Zum zweiten der Bereich des Ästhetischen. Daß hier weiter die Romantik dominiert, hat Vor- und Nachteile. Das Romantische, wie Thomas Mann es versteht, eben jene Sympathie mit dem Tode, den dekadenten und morbiden Seiten des Lebens, es macht zweifellos seine Kunst interessant, bewahrt sie vor einer lebensfreundlichen Sterilität. Andererseits ist die Romantik politisch obsolet geworden und Thomas Manns Affinität eine Bedrohung für ihn. Wie schwierig es war, die Bereiche des Politischen und Ästhetischen zu trennen, hatte der Briefwechsel mit Pfitzner gezeigt. Es ist von daher zu fragen, wie Thomas Mann seine literarische Arbeit mit der politischen in den zwanziger Jahren verbinden kann, mit anderen Worten: wie der romantische Dichter und der demokratische Politiker zusammengehen.

„Selbstüberwindung", das war die Losung Thomas Manns. Im politischen Kontext taucht dieser Begriff das erste Mal im *Zauberberg* auf. Im Kapitel „Fülle des Wohllautes" wird damit die Haltung beschrieben, die Hans Castorp gegenüber dem Schubert-Lied „Am Brunnen vor dem Tore", das hier für die romantische, todesverbundene Welt steht, einnimmt. Auch hier findet sich schon die Trennung von politischem und ästhetischem Denken. Die weltan-

[5] Ebenda, S. 242.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

schauliche Sphäre des Lindenbaumliedes, so der Erzähler, sei vielleicht „vor dem Angesicht gewissenloser Schönheit" zu verantworten, „jedoch mit Mißtrauen betrachtet aus triftigen Gründen vom Auge verantwortlich regierender Lebensfreundschaft, der Liebe zum Organischen, und Gegenstand der Selbstüberwindung nach letztgültigem Gewissensspruch." (GW III, 906f.)

Die Gefahr, die von der romantischen Welt ausgeht, liegt in ihrer geschichtlichen Entwicklung begründet. Da steht zu Beginn das romantische Lied, eben „das Urbild des Innigen, die Liebenswürdigkeit selbst". (GW III, 905) Es bleibt aber nicht bei dieser rein musikalisch-künstlerischen Bewandtnis, und eben hierin liegt das Problematische der Romantik. Die weitere politische Entwicklung des 19. Jahrhunderts, sie ermöglicht es, „dem Liede Riesenmaße zu geben und die Welt damit zu unterwerfen". Und der Erzähler fährt fort: „Man mochte wahrscheinlich sogar Reiche darauf gründen, irdisch-allzu-irdische Reiche, sehr derb und fortschrittsfroh und eigentlich gar nicht heimwehkrank, – in welchen das Lied zur elektrischen Grammophonmusik verdarb." (GW III, 907) Kein Zweifel, hier ist das Bismarckreich gemeint. Thomas Mann argumentiert hier historisch, er differenziert zwischen der ursprünglichen Romantik und dem, was sie im weiteren Verlaufe des 19. Jahrhunderts geworden ist.

Die Quelle für diese Sicht der Romantik ist nun sehr wichtig. Es ist Ernst Troeltschs posthum veröffentlichter Vortrag ‚Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik' von 1922. Für Thomas Manns Wendung zur Weimarer Demokratie ist dieser Vortrag von entscheidender Bedeutung gewesen, dies vor allem deshalb, weil er eine exakte geistesgeschichtlich orientierte Analyse der deutschen historischen Sonderentwicklung im Unterschied zu den Staaten Westeuropas, zu England und Frankreich, aber auch den USA lieferte. Thomas Mann lobt Troeltschs Schrift emphatisch und stellt die Analyse in direkten Bezug zu seiner eigenen Biographie:

> Was aber hier von einem gelehrten Denker mit stärkender Bestimmtheit ausgesprochen wurde, das war, gefühlsweise, als dunkle Gewissensregung, seit Jahr und Tag in manchem Deutschen lebendig gewesen – in solchen vielleicht sogar, die im Zauberberge des romantischen Ästhetizismus recht lange und gründlich geweilt – und hatte zu Bekenntnissen geführt, die von einer Zukunftslosigkeit, die sich treu dünkt, als Zeugnis des Überläufertums und der Gesinnungslumperei übel begrüßt worden waren. (GW XII, 628)

Die autobiographischen Signale sind überdeutlich. Es ist der *Zauberberg*, der gerade vor der Vollendung stehende Roman, und es ist die Rede ‚Von Deutscher Republik', die ihm von seiten der Konservativen den Vorwurf des Verrates an der deutschen Sache eingetragen hatte, auf die Thomas Mann hier anspielt. Troeltsch sieht nun die Romantik in einem ersten Zugriff als eine Gegenbewe-

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

gung zur Französischen Revolution. Der aufklärerischen Linie wird hier eine deutsche Tradition entgegengesetzt und vor allem der Individualitätsbegriff der deutschen Romantiker betont, der sich in „mystischen und poetischen Richtungen" ausgedrückt habe. Die Assoziation zum Lindenbaumlied liegt hier nahe. Dann aber konstatiert Troeltsch eine „Verengung und Verhärtung" der Romantik. Er zeigt auf, wie nach 1815, im Zeitalter der Restauration, aus der mehr musisch orientierten Bewegung, die einen festen politischen Standort scheute, eine konservative Geistesmacht wird. „Das alles", so resümiert er ein wenig elegisch, „hat jenen ursprünglichen Idealismus in einen harten Realismus umgebogen"[6]. Troeltsch verlängert diesen Prozeß dann hin bis zum Imperialismus, bis zur Zeit vor dem ersten Weltkrieg. „Das deutsche politische Denken", so Troeltsch, neige nun dazu, „die Romantik zu brutalisieren"[7]. Es ist diese Brutalisierung der Romantik im Weltkrieg und dem rechten Terror der Weimarer Republik, die für Thomas Mann im *Zauberberg* und in der geschichtlichen Wirklichkeit ab 1922 eine Abkehr von der Romantik notwendig machte. Fixpunkt ist aber weiterhin die Liebe zur Romantik, im *Zauberberg* zum Lindenbaumlied. Und so schließt der Erzähler das Kapitel „Fülle des Wohllautes" mit den folgenden Worten:

> Aber sein bester Sohn mochte doch derjenige sein, der in seiner Überwindung sein Leben verzehrte und starb, auf den Lippen das neue Wort der Liebe, das er noch nicht zu sprechen wußte. Es war so wert, dafür zu sterben, das Zauberlied! Aber wer dafür starb, der starb schon eigentlich nicht mehr dafür und war ein Held nur, weil er im Grunde schon für das Neue starb, das neue Wort der Liebe und der Zukunft in seinem Herzen – – (GW III, 907).

Von hier aus führen Spuren in zwei Richtungen. Die erste verläuft innerhalb des Romans. Hans Castorp geht am Schluß genau mit dem Lindenbaumlied auf den Lippen in den wahrscheinlichen Tod.[8] Die zweite Spur führt aus dem

[6] Ernst Troeltsch, Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik, *Deutscher Geist und Westeuropa. Gesammelte kulturphilosophische Aufsätze und Reden.* Hrsg. von Hans Baron, Tübingen: Mohr 1925, S. 17.

[7] Ebenda, S. 18. Zur Etablierung der Demokratie in Deutschland schlägt Troeltsch nun als Lösung eine Art „Kultursynthese" vor. Deutsches und westeuropäisches Denken müßten in einer höheren Form des demokratischen Lebens zusammengeführt werden. Es ist nun interessant und bezeichnend, daß Thomas Mann, obwohl er Troeltsch bei der Analyse des romantischen deutschen Sonderweges folgt, an dieser Stelle des *Zauberbergs* seinen Lösungsversuch nicht übernimmt. Der Synthesegedanke findet sich vielmehr im Kapitel „Schnee", und bezeichnenderweise vergißt der Held die dort gemachten Gedanken über Tod und Leben sehr bald. Es ist dies eine Lösung, die mit der Rede ‚Von Deutscher Republik' auf das engste zusammenhängt. Das Äußerliche der Lösung wird durch das ästhetische Vergessen treffend zum Ausdruck gebracht.

[8] Vgl. dazu Ulrich Karthaus, Thomas Mann: Der Zauberberg, Paul Michael Lützeler (Hrsg.), *Deutsche Romane des 20. Jahrhunderts. Neue Interpretationen.* Königstein/Ts.: Athenäum 1983, S. 95–109. Hier wird der Roman über das Musik-Kapitel gelesen.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Roman heraus und verweist auf das hinter Hans Castorp durchscheinende Schicksal eines anderen, durchaus nicht „mittelmäßigen" Geistes, verweist auf das Leben Friedrich Nietzsches. In Ernst Bertrams Buch *Nietzsche. Versuch einer Mythologie*[9], erschienen im September 1918, wenige Wochen vor den *Betrachtungen eines Unpolitischen*, heißt es an einer zentralen Stelle über Nietzsches Verhältnis zur Musik:

> Musik und Pessimismus gehören zusammen, denn beide sind Anzeichen, Formen, Masken des Endes, jeder Art Endes – sie sind in jedem Sinne ein Letztes: das war Erlebnis und Erkenntnis Nietzsches zugleich. Aber in beiden lebt auch ein Element der Überwindung dieses Endfatums, beide sind ein „und doch" – beide sind, auch sie noch, Formen des Lebens, Masken des Glücks. [...] Sein Leben, dessen vorbildliche und vorbedeutende Selbstüberwindung vielleicht eine Überwindung der Musik darstellt, ein Herbeisehnen, Heranwollen, Heraufrufen übermusikalischer, gestaltender Kräfte – es verließ selber nicht mehr die Grenzen einer noch-musikalischen Welt[10].

Die Ähnlichkeiten springen ins Auge, und an anderer Stelle weist Thomas Mann auf die Identität Hans Castorps und Friedrich Nietzsches in diesem Punkte dann auch direkt hin. In dem 1924 entstandenen ‚Vorspruch zu einer musikalischen Nietzsche-Feier' wird Nietzsches Selbstüberwindung der Romantik mit genau denselben Worten gefeiert, wie Hans Castorps Überwindung im Roman[11]. Die Nietzsche-Imitatio wird also zur Stütze in schwieriger Zeit. Es ist mithin der Lebenslauf eines extremen Romantikers, an den sich Thomas Mann anlehnt, und es ist tatsächlich Ernst Bertrams Buch, das den Schlüssel zur politischen Nietzsche-Imitatio liefert. Hier finden sich die entscheidenden Zitate, und sie sind in diesem Buch und gerade nicht in den entsprechenden Nietzsche-Schriften der Thomas Mannschen Ausgabe angestrichen[12]. Thomas Mann selber weist mit Nachdruck darauf hin, daß zwischen beiden Werken nicht nur eine zeitliche Verwandtschaft besteht: „Wie nahe es mir ist; wie mein ganzes Wesen beständig darin mitschwingt; wie geschwisterlich es, in seiner Besonnenheit, Bildung, historisierenden Würde, seiner Unantastbarkeit, Unbeschimpfbarkeit, neben meinem unbesonnenen, ungebildeten, wirren und kompromittierenden Künstlerbuche steht: Sie wissen es so gut, wie ich"[13]. Nach einer solchen Äußerung, und es ist nicht die einzige in diesem Tenor, scheint es nicht übertrieben, wenn man Bertrams Nietzsche-Bild auch für das Thomas Manns nimmt.

[9] Ernst Bertram, *Nietzsche. Versuch einer Mythologie*. Berlin: Bondi 1918.
[10] Ebenda, S. 122 f.
[11] Vgl. GW X, 182.
[12] Bertrams Buch und Thomas Manns Nietzsche-Ausgabe befinden sich im Züricher Thomas-Mann-Archiv.
[13] *Thomas Mann an Ernst Bertram. Briefe aus den Jahren 1910–1955*. Hrsg. von Inge Jens. Pfullingen: Neske 1960, S. 75.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Leitmotiv für Bertrams Stilisierung des Nietzsche-Lebens ist ein Briefzitat aus dem Jahre 1882 an Overbeck: „‚Meine Selbstüberwindung', heißt es dort, ‚ist im Grunde meine stärkste Kraft: ich dachte neulich einmal über mein Leben nach und fand, daß ich gar *nichts* weiter bisher getan habe.'"[14] Fragt man nun, was Bertram genau unter der Formel von der Selbstüberwindung versteht, so sind es vor allem zwei Komplexe, die auf Thomas Mann entscheidende Wirkung gehabt haben.

Zum einen die immense Kraft und Tiefe dieser Überwindung. Sie ist nach Bertram eben nicht zu verstehen als eine Geste, ein rein äußerliches Lossagen von einem frühen Fehlglauben. Sie ist mehr, denn sie erfaßt das Innerste der Person. Bertram macht das am Beispiel der Musik Wagners deutlich.

> So erleben wir die seltsame aber sinnbildliche Paradoxie, daß gerade *die* Gewalt, welche am meisten Nietzsche der alten hinabsinkenden Welt verknüpft, daß sie allein ihm die Kraft schenkt, einen neuen am Horizont der Menschheit heraufsteigenden Kontinent, wenn auch nicht zu betreten, so doch zuerst zu deuten. [...] Wenn Überwindung der Musik das klassische Zeichen ist, unter dessen Stern Nietzsches Leben sich erfüllte – Symbol: das Wagnererlebnis – so glänzt dennoch in dieser Überwindung zugleich eine äußerste Treue und letzte Dankbarkeit für das Überwundene: der die Musik opfern muß, folgt ihr hinab[15].

Die Selbstüberwindung, sie bezieht ihre Kraft, ja überhaupt erst ihre Möglichkeit, aus dem zu Überwindenden. Das ist die „sinnbildliche Paradoxie", die Bertram meint. Es ist dieses Bild Nietzsches, das grundlegend auf Thomas Mann gewirkt hat. Entscheidend für das Modell der „Selbstüberwindung" ist hierbei, daß die „äußerste Treue und letzte Dankbarkeit" für die Romantik, das jetzt Gehaßte, bestehen bleibt. Dies ist sicherlich der komplizierteste Punkt beim Nachahmungsprozeß, und wir werden sehen, daß Thomas Mann gerade hier enorme Schwierigkeiten hat.

Auch Bertrams Versuche kreisen immer wieder um genau dieses Phänomen. Etwa in folgender Äußerung: „Die décadence, der Nihilismus waren ihm das eigentlich Teuflische, das Böse an sich; aber er bekämpfte diese Mächte, er überwand sie, indem er sich ihnen hingab, indem er sie tiefer erlitt als irgendein anderer – und sich zuletzt noch dafür richtete, *daß* er sich ihnen hingegeben hatte."[16] Dem tiefen Erleiden geht die große Kraft, man muß wohl genauer von Willenskraft sprechen, einher. Aus diesem Grunde läßt sich zwischen Lehre und Leben, Gedanken und Tat bei Nietzsches Selbstüberwindung nicht trennen.

[14] Bertram, *Nietzsche*, S. 130.
[15] Ebenda, S. 124.
[16] Ebenda, S. 155.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Bertram sieht aber nun diesen persönlichen Kampf Nietzsches durchaus nicht isoliert, sondern betont mit Nachdruck seine repräsentative, ja politische Bedeutung. Nietzsches Auseinandersetzung mit der Romantik steht für seine Auseinandersetzung mit Deutschland. Die Romantik, so Bertram, „gibt für Nietzsche allezeit den vollkommensten Ausdruck deutschen Wesens“[17]. Damit aber ficht Nietzsche mit seinem inneren Kampf gegen das Romantische in seinem Wesen Großes aus, weitet sich das Subjektive ins Objektive.

> Nietzsche ist mehr als ein klassisches Sinnbild jenes deutschen Werdens, das er selbst deutlich gemacht hat; seine beständigen Auseinandersetzungen mit dem Deutschtum bilden eine großartige, vielleicht die großartigste Auseinandersetzung deutschen Wesens mit sich selber: der deutsche Geist setzt sich in Nietzsche *als* Nietzsche mit sich selbst auseinander, sucht sich leidenschaftlich zu verdeutlichen, mit sich „fertig zu werden“; Nietzsche *ist* eine Form deutschen Werdens, eine einzige unvergeßliche Gebärde des deutschen „Über sich hinaus“, deutscher Selbstüberwindung, von der seine einzelnen persönlichen Überwindungen, seine leidenschaftlichen Askesen doch nur Abglanz und Gleichnis sind[18].

Der exemplarische Charakter des Modellfalls der Selbstüberwindung ist damit hergestellt. Es ist nicht nur der Streit Nietzsche contra Wagner, sondern es ist vor allem die Auseinandersetzung Nietzsches mit den zwei Seelen in seiner Brust, es ist aber damit die deutsche Frage. Wo bei Bertram nur abstrakt von ‚jenem neuen Land‘ die Rede ist, das Nietzsche zwar geschaut, aber nicht mehr betreten habe, da plaziert Thomas Mann die Weimarer Demokratie. Die Selbstüberwindung, sie soll mithin den Graben überbrücken, der das Romantische vom Demokratischen trennt.

Bei der Imitatio gibt es nun aber Grenzen für Thomas Mann. Die Selbstüberwindung ist eben an die Einheit von Leben und Werk bei Nietzsche geknüpft. Nicht umsonst sieht Bertram in Nietzsches schlimmem Ende einen Opfertod, die Parallele zu Christus ist hier gewollt. Daß „Selbstüberwindung“ bei Nietzsche auch und vor allem „Selbstzerstörung“ meint, dies zeigt Nietzsches Leben nur allzudeutlich[19]. Die Spannung von Liebe und Haß gilt es ständig durch einen gewaltigen Willensakt auszuhalten, eben zu überwinden. Daß einer krank wird und schließlich auch stirbt an dieser Selbstüberwindung der Romantik, ist daher diesem Modell inhärent. Sterben tut Thomas Mann natürlich nicht, aber

[17] Ebenda, S. 109.

[18] Ebenda, S. 79.

[19] Als Beispiel mag hier die Reaktion auf den Tod Wagners 1883 dienen. Nietzsche schreibt: „W‹agner›s Tod hat mir fürchterlich zugesetzt; und ich bin zwar wieder aus dem Bett, aber keineswegs aus den Nachwirkungen heraus. – Trotzdem glaube ich, daß dies Ereigniß, auf die Länge gesehen, eine Erleichterung für mich ist. Es war hart, sehr hart, sechs Jahre lang Jemandem Gegner sein zu müssen, den man so verehrt und geliebt hat, wie ich W‹agner› geliebt habe.“ (Bertram, *Nietzsche*, S. 335).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

stellvertretend für seinen Autor tut dies Jahre später Adrian Leverkühn, der Held des *Doktor Faustus*. Dessen Biographie ist dann auch genau dem Leben Nietzsches nachgebildet, bis in den Tod hinein, dem der jahrelange Wahnsinn vorausgeht und der im Roman ausdrücklich als ein Opfer bezeichnet wird. Stellvertretend für die Zeit nimmt Adrian die Schuld der Zeit auf sich und will sie durch sein Tun überwinden.

Was uns interessiert ist aber: Wie weit trägt nun dieses Modell in den zwanziger Jahren, wie weit gelangt Thomas Mann damit über die Romantik hinaus und wie fest gründet seine demokratische Haltung?

Auf den Willensakt, das Sich-Losreißen vom ehemals Geliebten und Gelebten weist auch Thomas Mann in seinen politischen Reden immer wieder hin. Stellvertretend sei die folgende Bemerkung aus ‚Kultur und Sozialismus' zitiert, die sich gegen den Vorwurf des Verrates der romantischen Sache wendet. „Man verleugnet sein Leben, seine Erlebnisse nicht, verleugnet nicht das, was man ‚durchgemacht' hat, *weil* man es ‚durch'gemacht hat und – wenn nicht wesentlich, so doch willentlich – ein Stück darüber hinausgekommen ist." (GW XII, 639 f.)

Gleichsam auf die Probe gestellt wird dieser Willensakt Ende der zwanziger Jahre, als der Faschismus immer stärker aufkommt und die Demokratie in existentielle Bedrohung gerät. Thomas Manns Abwehrstrategie wird exemplarisch deutlich in der ‚Deutschen Ansprache' von 1930. Er spricht über die Reichstagswahlen vom 14. 9., die den Nazis gewaltige Stimmengewinne brachten. Die Stimmenzahl schnellte von gut 800000 auf fast 6,5 Millionen. Es ist dabei der Zusammenbruch der politischen Mitte, der den nationalsozialistischen Erfolg vor allem möglich gemacht hat[20]. Thomas Mann stimmt im Rahmen der Analyse der Behauptung zu, „daß das politische Fühlen und Denken der Massen weitgehend von ihrem wirtschaftlichen Befinden bestimmt wird [...]. Es heißt wohl zuviel verlangen, wenn man von einem wirtschaftlich kranken Volk ein gesundes politisches Denken fordert." (GW XI, 871 f.) Aber dann kommt er auf seine spezifische Erklärung des Faschismus zu sprechen:

„Der Ausgang der Reichstagswahlen, meine geehrten Zuhörer, kann rein wirtschaftlich erklärt werden. Wenn es nach dem bisher Gesagten den Anschein hatte, als wäre das meine Meinung, so bedarf das Gesagte der Korrektur." (GW XI, 873 f.) Was folgt, ist eine kluge und vollkommen angemessene geistesgeschichtliche Ableitung des Faschismus aus der romantischen deutschen Sondertradition. Thomas Mann gibt eine Antwort darauf, warum vor allem Massen von bürgerlichen Wählern zu den Faschisten übergelaufen sind. „Aber der

[20] Vgl. etwa Karlheinz Dederke, *Reich und Republik. Deutschland 1917–1933*. 5. erweiterte Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 1984, S. 227 ff.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Nationalsozialismus hätte als Massen-Gefühls-Überzeugung nicht die Macht und den Umfang gewinnen können, die er jetzt erwiesen, wenn ihm nicht, der großen Mehrzahl seiner Träger unbewußt, aus geistigen Quellen ein Sukkurs käme", so beginnt Thomas Mann seine Analyse. Und er verknüpft dann die ökonomische mit der geistesgeschichtlichen Erklärung:

> Mit dem wirtschaftlichen Niedergang der Mittelklasse verband sich eine Empfindung, die ihm als intellektuelle Prophetie und Zeitkritik vorangegangen war: die Empfindung einer Zeitwende, welche das Ende der von der Französischen Revolution datierenden bürgerlichen Epoche und ihrer Ideenwelt ankündigte. Eine neue Seelenlage der Menschheit, die mit der bürgerlichen und ihren Prinzipien: Freiheit, Gerechtigkeit, Bildung, Optimismus, Fortschrittsglaube, nichts mehr zu schaffen haben sollte, wurde proklamiert [...] ein irrationalistischer, den Lebensbegriff in den Mittelpunkt des Denkens stellender Rückschlag, der die allein lebensspendenden Kräfte des Unbewußten, Dynamischen, Dunkelschöpferischen auf den Schild hob.

All dies und besonders, was „zum Orgiastischen, zur bacchischen Ausschweifung" neige, sei „eingegangen in den Neo-Nationalismus unserer Tage, der eine neue Stufe gegen den bürgerlichen, durch stark kosmopolitische und humanitäre Einschläge doch ganz anders ausgewogenen Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts darstellt." (GW XI, 876 f.)

Hier wird die Vorgeschichte des Faschismus gegeben. Vom frühen 19. Jahrhundert bis zur Jetztzeit. Das böse Deutschland ist das fehlgegangene gute, das wird später dafür die Formel sein. Die Romantik ist auf dem Wege über Bismarck und den deutschen Obrigkeitsstaat in den Faschismus gemündet. Die Scheidewand freilich, die Thomas Mann 1930 zwischen dem guten und dem schlechten Nationalismus – und das meint nichts anderes als zwischen der guten und der schlechten Romantik – aufrichten will, sie ist brüchig. Das wird deutlich im weiteren Fortgang der Ansprache. Thomas Mann muß sich von der neuen, der gleichsam faschistischen Romantik abschotten, wenn es um die politische Lösung des Problems geht. Die Liebe ist zu gefährlich, als daß sie in die politische Alternative eingehen könnte. Er gerät auf die Oberfläche. „Ist das Wunschbild einer primitiven, blutreinen, herzens- und verstandesschlichten, hackenzusammenschlagenden, blauäugig gehorsamen und strammen Biederkeit, diese vollkommene nationale Simplizität, auch nach zehntausend Ausweisungen und Reinigungsexekutionen zu verwirklichen in einem alten, reifen, vielerfahrenen und hochbedürftigen Kulturvolk", so fragt Thomas Mann und gibt dann die beruhigende Antwort: „Der Nationalismus will das Fanatische mit dem Würdigen vereinigen; aber die Würde eines Volkes wie des unsrigen kann nicht die der Einfalt, kann nur die Würde des Wissens und des Geistes sein, und die weist den Veitstanz des Fanatismus von sich." (GW XI, 881 f.)

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Zwei Dinge sind es, auf die hier besonders hingewiesen werden muß. Zum einen auf die Verdammung des Nationalsozialismus als einer Bewegung, die den Nationalismus des 19. Jahrhunderts ins Fanatische und Orgiastische gesteigert hat. In einem Brief aus dieser Zeit beklagt Thomas Mann, daß man die Welt des 19. Jahrhunderts, die Welt Schopenhauers, „heute in den Händen von bösartigen Spießbürgern und Militaristen [sehe], die, wenn sie ‚Seele' sagen den Gaskrieg meinen und tief verärgert sind, wenn wir ihnen nicht auf den Leim dieser Verwechslung gehen"[21]. Über die Wurzeln dieser radikalen Ablehnung klärt eine Bemerkung Bertrams über den Haß Nietzsches auf den deutschen Machtstaat auf. Für Bertram ist es „ein Liebeshaß, ein Haß aus tiefstem Verwandtschaftsgefühl, aus dem bösen Gewissen einer inneren Identität heraus, der sein Gegendeutschtum speist. Es ist der Haß auf eigene Gefahren, auf eine Bedrohung des Besseren in ihm selber. Die Verkleinerung, die karikaturistische Verzerrung seines eigenen Ideals [...], das ist es, was Nietzsche dem Deutschtum des bismärckischen ‚Reichs' nicht verzeihen kann"[22]. Setzt man für das Bismarckreich die Faschisten, so beschreibt der Satz exakt das Dilemma Thomas Manns am Ende der zwanziger Jahre. Es ist die fratzenhafte Verzerrung dessen, was er geliebt hat, das ihm nun im Nationalsozialismus als die herrschende politische und ideologische Macht in Deutschland gegenübertritt. Während Nietzsche als Konsequenz die karikaturistische Verkleinerung wählt, findet sich bei Thomas Mann die Umbiegung Deutschlands ins Positive.

Von Bedeutung ist hier das Bild vom blauäugigen Deutschen als Prototyp des faschistischen Parteigängers. Thomas Mann hält es in Deutschland für unmöglich, und dagegen steht nicht nur die Wirklichkeit, sondern auch das eigene Werk. Das Bild vom Blauäugigen dementiert die Vernunftargumente seines Urhebers. Es weist auf Hans Hansen hin, der das alles sehr wohl hat werden können. Daß hier das eigene Werk gegen den Autor steht, macht sehr gut eine spontane Reaktion auf Thomas Manns Rede ‚Von Deutscher Republik' deutlich. Direkt im Anschluß an die in Berlin gehaltene Rede findet sich im *Deutschen Volkstum* der offene Brief eines begeisterten Thomas-Mann-Verehrers, der die politische Wende des geliebten Autors auf das schärfste ablehnt. Karl Pflug, dies der Name des jungen Mannes, wirft Thomas Mann vor, die Ziele der Jugend zu verkennen: „‚Von deutscher Republik' [...] will sie nun einmal nichts wissen. Ich kenne diese Jugend, verehrter Thomas Mann. Sie wird weiter das Heroische lieben und das ‚Bürgerliche', das Bourgeoise, ablehnen." Dann spricht er von der positiven Reaktion des Publikums auf die Rede. Thomas Mann solle sich auf den Beifall nichts einbilden, er sei nicht von der

[21] *Briefe I*, S. 301. Brief vom 26. 6. 1930.
[22] Bertram, *Nietzsche*, S. 82.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

heute dominierenden Fraktion der deutschen Jugend gekommen. Um zu verdeutlichen, was er meint, wählt er ein Bild aus dem *Tonio Kröger* und Thomas Manns eigene Worte.

„Sie fanden sich gestern, wie Tonio Kröger, ‚wieder einmal, wie zuweilen, auf irgend einem Podium' und fanden doch wohl auch wieder ‚die Herde und Gemeinde' derer, ‚denen die Poesie eine sanfte Rache am Leben ist' statt ‚der anderen, der Blauäugigen'. Sie wissen zu unterscheiden. Also werden Sie ja wohl den gestrigen Beifall der im Saale Gebliebenen nicht überschätzen."[23] Von einem seiner Leser, mit seinen eigenen Worten, bekommt Thomas Mann hier gesagt: Es sind gerade die „Blauäugigen", die Nachfahren Hans Hansens, die die Rede und damit die Demokratie ablehnen, die das andere, das völkische Deutschland wollen. Gerade danach muß man klar sagen: Wenn Thomas Mann auf der Vernunftebene argumentiert, muß er einen Teil seiner Faschismusanalyse weglassen. Die Nietzsche-Imitatio Thomas Manns bleibt aus genau diesem Grunde eine äußerliche, eine gutgemeinte Geste, die Kraft des Willens ist nicht so groß wie die Nietzsches, die Nachfolge stößt an die Grenzen der Wirklichkeit der späten zwanziger Jahre.

Das letzte Beispiel zeigt, daß Thomas Manns politisches Denken von einer Zweisträngigkeit geprägt ist. Der romantischen Analyse, die an das Innere seines Wesens angebunden ist, steht die demokratische Hoffnung gegenüber, die auf der Oberfläche bleibt.

Exemplarisch deutlich wird die Zweisträngigkeit der Weltsicht Thomas Manns in einer Debatte, die sich um die ‚Deutsche Ansprache' entspann. Rudolf Ibel antwortete Thomas Mann in der in Hamburg erscheinenden *Zeitschrift für künstlerische Kultur: Der Kreis.* Es ist die deutsche Kulturidee, die Ibel bei Thomas Mann nur unvollkommen wahrgenommen sieht. „Das Erschütternde an den Worten Thomas Manns ist", so Ibel, „daß er von Kräften spricht, aus denen er selbst nicht zu leben vermag; so bleibt ihm einzig das Mißverständnis und die nicht immer vornehme Ablehnung. Wie anders wäre es erklärlich, daß er Worte wie ‚rassisch, völkisch, bündisch und heldisch' als ‚Vokabeln' eines ‚Idioms von mystischem Biedersinn und verstiegener Abgeschmacktheit' zitiert. Man kann von Thomas Mann füglich erwarten, daß ihm diese Begriffe bereits in einem anderen Zusammenhang als im Trubel politischen Mißbrauchs begegnet sein dürften."[24]

Was ist hier geschehen? Von seiten der völkischen Jugendbewegung, der sich Ibel zugehörig fühlt, wird Thomas Mann vorgeworfen, nicht mehr im Sinne der

[23] Karl Pflug, An Thomas Mann, *Deutsches Volkstum,* Jg. 6, H. 11. Hamburg 1922.

[24] Rudolf Ibel, Thomas Manns „Deutsche Ansprache". Eine Entgegnung, *Der Kreis,* Jg. 8, H. 1. Hamburg 1931, S. 9.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

deutschen, romantischen Tradition leben zu können, seit sie politisch mißbraucht, mithin vom Faschismus okkupiert worden ist. Wie genau Ibel mit diesem Vorwurf das Problem Thomas Manns benannt hat, macht vor allem dessen Reaktion deutlich. In ‚Die Wiedergeburt der Anständigkeit' verwendet er sieben Seiten, ein Drittel des Textes, auf eine Polemik gegen Ibel.

Er bezichtigt Ibel eines grundsätzlichen Mißverständnisses, wenn der ihm „die humanistische Seichtheit" (GW XII, 660) seiner Weltanschauung nachweisen wolle. Dagegen führt er an: „Nun hatte die Rede aber gar keine politische ‚Seite', sondern sie war eine vom brennenden Augenblick diktierte politische Aktion und nichts weiter." (GW XII, 660 f.) Worauf das zielt, ist eindeutig. Indem Thomas Mann die „zweckhafte Vereinfachung" der Ansprache hervorhebt, will er einer tiefergehenden Interpretation das Wasser abgraben. Die Ansprache, so die Argumentation, sei nur politische Aktion, mithin nicht mit seiner eigentlichen Weltanschauung verbunden. Von daher kann er den Vorwurf, er lebe nicht im Sinne der deutschen Kulturidee, mit der Bemerkung kontern: „Was diese Leute von Tod, Vornehmheit, Überlieferung wissen, weiß ich auch; nur daß ich, wenn ich mein Wort zur Politik spreche, es vorziehe, dem Leben und der Zukunft zugunsten zu reden." (GW XII, 663)

Erstmals wird hier die vollkommene Trennung der Rede über Politik von der irrationalen, todesverbundenen, romantischen Seite seiner Persönlichkeit ausgesprochen. Im Sinne der hier vollzogenen Zweiteilung der Existenz wirft Thomas Mann Ibel dann vor, er verwechsle „den Augenblick mit einem Leben, eine sittliche Handlung mit der Persönlichkeit, aus der sie" komme. (GW XII, 664) Wie dieses Verhältnis von Persönlichkeit und Leben auf der einen und Handeln für den Augenblick auf der anderen Seite zu verstehen ist, macht Thomas Mann unzweifelhaft deutlich, wenn er gegen Ende seiner Polemik resümierend meint: „Ich wollte sagen: Man gibt also bei einer guten Zurede an die Mitbürger, wie ich sie versuchte, nicht alles, was man ist, weiß, kann und hat." (GW XII, 665)

Wie deutlich Thomas Mann hier geworden ist, wie klar er die Trennung von oberflächlicher politischer Aktion und romantischer deutscher Kulturidee dargelegt hat, zeigt die abermalige Replik Ibels, der genau dieses Auseinanderdividieren zum Kernpunkt seiner Einwände macht: „Sie begeben sich in die Politik und nehmen die gegenwärtig herrschenden politischen Sitten an. Ein Dichter hat nur dann das Recht, in die Politik zu gehen, wenn er die Kraft hat, in ihr seinen Gesetzen zum Durchbruch zu verhelfen."[25]

Daß Ibel hier einen wunden Punkt anspricht, bestätigt am eindrucksvollsten Thomas Mann selber, genauer sein Œuvre. An entscheidenden Stellen finden

[25] Rudolf Ibel, Wiedergeburt der Anständigkeit? Offener Brief an Thomas Mann, *Der Kreis*, Jg. 8, H. 4. Hamburg 1931, S. 207 f.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

wir dort den Leistungsethiker, dessen Willenskraft zu schwach ist und der daher die romantische Welthaltung nicht eigentlich überwinden kann. Kurz vor dem Krieg hatte Thomas Mann diese Haltung im *Tod in Venedig* entscheidend kritisiert. Gustav von Aschenbach ist ein solcher Leistungsethiker, der „die Abkehr von allem moralischen Zweifelsinn, von jeder Sympathie mit dem Abgrund" (GW VIII, 455) vollzogen hat. In der Begriffs- und Bilderwelt des Textes ist es das apollinische Bollwerk, eben die „moralische Entschlossenheit jenseits des Wissens" (GW VIII, 455), die Aschenbach als willentlichen Entschluß gegen das Dionysische, die „Unzucht und Raserei des Unterganges" (GW VIII, 517) richtet. Tadzio, als der „*fremde Gott*" (GW VIII, 516), zerstört diesen Panzer und damit auch die Person Aschenbachs. Der Fall macht exemplarisch deutlich, daß die Unterdrückung der todesverbundenen Romantik keine Lösung ist, da sie letztendlich doch hervorbricht und dann um so furchtbarere Macht entfaltet.

Beschrieben ist damit auch Thomas Manns Dilemma: Gefunden werden mußte eine Position, die das Romantische und damit die Basis seiner Kunst produktiv aufhob auf dem Weg zu einer antifaschistischen Haltung. Gefunden werden mußte eine Haltung, die die Liebe zur Romantik produktiv einbrachte in den Haß und die Ablehnung des Völkischen und Faschistischen.

Möglich wurde dies durch das Zusammentreffen des Denkens Freuds und Nietzsches. In dem Vortrag ‚Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte' beginnt Thomas Mann mit der vollständigen und zustimmenden Wiedergabe eines mit „Die Feindschaft der Deutschen gegen die Aufklärung" betitelten Aphorismus aus Nietzsches *Morgenröte*. Nietzsche schildert die Gefahren, die vom romantischen Denken der Deutschen ausgegangen sind. Man habe den „Gefühlskultus an Stelle des Kultus der Vernunft" und den „Glauben" wieder über das „Wissen" gesetzt. Nietzsche sieht das negativ und will um 1880 eine positive Wende sehen. Er schreibt:

> Athmen wir wieder freie Luft: die Stunde dieser Gefahr ist vorübergegangen! Und seltsam: gerade die Geister, welche von den Deutschen so beredt beschworen wurden, sind auf die Dauer den Absichten ihrer Beschwörer am schädlichsten geworden, – die Historie, das Verständnis des Ursprungs und der Entwicklung, die Mitempfindung für das Vergangene, die neu erregte Leidenschaft des Gefühls und der Erkenntnis, nachdem sie alle eine Zeitlang hilfreiche Gesellen des *verdunkelnden, schwärmenden, zurückbildenden Geistes* schienen, haben eines Tages eine andere Natur angenommen und fliegen nun mit den breitesten Flügeln an ihren alten Beschwörern vorüber und hinauf, als neue und stärkere Genien *eben jener Aufklärung*, wider welche sie beschworen waren.

Nietzsche entwickelt hier ein progressives, triadisch aufgebautes geschichtsphilosophisches Modell. Er selbst weist am Schluß des Aphorismus auf die drei Schritte hin, wenn er fordert, man müsse nun diese neue Aufklärung weiterfüh-

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

ren, obwohl es ja eine „große Revolution", das ist die ursprüngliche Aufklärung und „eine ‚große Reaktion' gegen dieselbe", das meint die Romantik, gegeben habe. Thomas Mann lobt diese Gedanken über alle Maßen. Er betont die „brennende Lebendigkeit dieser Worte, ihre unmittelbare und höchst stärkende Anwendbarkeit auf das Heute". (GW X, 257)

Es ist dies die eigentliche Selbstüberwindung. Denn die Selbstüberwindung ist aus dem äußeren Willensakt in das Material hineinverlegt worden. Die romantischen Denkakte selber haben eine andere Gestalt angenommen, sind zu einer neuen Aufklärung geworden. Ich möchte sie die 2. Aufklärung nennen[26]. Diese 2. Aufklärung, die gleichsam durch das romantische Fegefeuer hindurchgegangen ist, sie hat das Positive des romantischen Denkens in sich aufgenommen, ist eben nicht mehr die nur optimistisch-flache 1. Aufklärung und kann von daher den rückwärtsgewandten politischen Kräften erfolgreich Paroli bieten. Sowohl bei Nietzsche als auch bei Thomas Mann ist es der einmalige Einbruch geschichtsphilosophischen Denkens, der hier die Basis für eine politisch funktionierende Nietzsche-Imitatio schafft. Daß die Romantik am Ende ihrer Geschichte im Bilde des Vogels gesehen wird, und „mit den breitesten Flügeln an ihren alten Beschwörern" vorbeifliegt, das erinnert dann auch an Hegels Eule der Minerva, die erst in der Dämmerung, gemeint ist am Ende einer Epoche, ihren Flug beginnt. Zumindest Nietzsche kannte das Bild sicherlich. Es ist dieses geschichtsphilosophische Modell, eben die in die Objektivität des Materials verlegte Gewißheit, daß die Romantik gerade in ihrer äußersten Zuspitzung ihr Gegenteil hervorbringt, das von nun an hinter der Auseinandersetzung mit dem Faschismus steht. Sein Verfahren beschreibt Thomas Mann folgendermaßen: Es sei falsch zu glauben, „der revolutionäre Wille" wisse nichts „von Vergangenheit und Tiefe. Das Gegenteil soll besagt werden. Er muß und will sehr viel davon wissen, sehr gründlich darin zu Hause sein; nur daß diese dunkle Welt ihn nicht um ihrer selbst willen lockt, daß er sie nicht um scheinfrommer, scheinreligiöser Erhaltung willen, kurz aus reaktionärem Instinkt zu seiner Sache macht, sondern als ein Erkennender und ein Befreier in ihre mit Greueln und Schätzen gefüllten Verliese dringt." (GW X, 265)

Das Bild ist hier enorm wichtig. Das Hinabsteigen in die romantischen Verliese, in denen das Gute und das Schlimme gesichtet werden müssen, es wird nachgebildet in dem, was ich die *Versenkung im romantischen Material* nennen möchte. Gemeint ist, daß Thomas Mann ausschließlich Quellen aus der romantisch-konservativen Tradition benutzt, um die Selbstüberwindung in Richtung Demokratie zu bewerkstelligen. Nietzsche und Bertram sind schon erwähnt

[26] Über die Aufklärung bei Thomas Mann siehe vor allem: Hermann Kurzke, *Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung*, München: Beck 1985, S. 220 f.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

worden, zu nennen wären noch Hermann Graf Keyserling, Ernst Troeltsch, Friedrich Meinecke, Max Scheler und andere[27]. Diese Versenkung in das romantische Material bildet im Kleinen das große Vorbild ab. Wie Nietzsche sich gleichsam in Wagner verbohrte, um über ihn hinauszukommen, so häuft Thomas Mann ‚antidemokratisches' Material um zu zeigen, daß man daraus sehr wohl eine lebensfreundliche, demokratische Haltung entwickeln kann. Viele der Quellen zum *Joseph*-Roman sind unter diesem Aspekt zu verstehen. Klages, Bäumler, Dacqué, Goldberg und andere[28], sie alle wurden im Sinne der 2. Aufklärung benutzt, eben den Faschisten aus den Händen genommen, wie Thomas Mann selbst schreibt.

Dabei nimmt Thomas Mann die Gefahren in Kauf, die aus solcher Selbstüberwindung entstehen. Er exemplifiziert sie am Beispiel des Freudschen Begriffs des Interesses. „Ein Interesse", so gesteht er ein, „gerät sehr leicht in ein Verhältnis der Solidarität und der endgültigen Sympathie mit seinem Gegenstande, es gelangt leicht dahin, zu bejahen, was es nur zu erkennen ausgegangen war." (GW X, 276) Das Verhältnis ist verwickelt. Die Affirmation schlägt in Stärke nur um, wenn sie nicht vorschnell sich vor dem gefährlichen Bereich abschottet, sie muß aber gerade daher immer der Gefahr gegenwärtig sein, in Bejahung umzuschlagen. Freud wird hier wie Nietzsche zum positiven Beispiel, zum Orientierungspunkt: „Freuds Forscherinteresse fürs Affektive", so ein Kernsatz bei Thomas Mann, „artet nicht in die Verherrlichung seines Gegenstandes auf Kosten der intellektuellen Sphäre aus." (GW X, 276)

Im ästhetischen Bereich findet sich der neue Antifaschismus am Ende der zwanziger Jahre vor allem in *Mario und der Zauberer* ausgedrückt. Speziell in der Begründung, die der Erzähler für das Bleiben am italienischen Urlaubsort gibt, obwohl sich fremdenfeindliche Züge, die klar mit Mussolinis Politik in Verbindung gebracht werden, nur allzudeutlich zeigen.

> Soll man ‚abreisen', wenn das Leben sich ein bißchen unheimlich, nicht ganz geheuer oder etwas peinlich und kränkend anläßt? Nein doch, man soll bleiben, soll sich das ansehen und sich dem aussetzen, gerade dabei gibt es vielleicht etwas zu lernen. (GW VIII, 669)

„Bleiben", „sich etwas ansehen" und dann etwas „lernen", es ist dieser Dreischritt, der von nun an Thomas Manns Verhältnis zum Faschismus bestimmt, und eindrucksvoll zeigt er dies an der Person Hitlers.

[27] Vgl. dazu: Hans Wißkirchen, Mittelalterrezeption um 1920. Ein Beitrag zur Wirklichkeitsbewältigung der bürgerlich-konservativen Intelligenz nach dem 1. Weltkrieg, *Forum. Materialien und Beiträge zur Mittelalter-Rezeption*, Band 1. Hrsg. von Rüdiger Krohn. Göppingen: Kümmerle 1986, S. 257–275.

[28] Vgl. dazu Herbert Lehnert, Thomas Manns Vorstudien zur Josephstetralogie, *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*. Jg. 7. Stuttgart: Kröner 1963, S. 458–520.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Wie das Interesse zur politischen Kategorie werden kann, das macht exemplarisch der Essay ‚Bruder Hitler' deutlich. Interesse sei dem selbsternannten Führer gegenüber die politisch angemessenste Haltung, so Thomas Manns These. Dies sei der moralischen Verurteilung, dem reinen Haß weit überlegen. Die Begründung ist aus dem Modell der Selbstüberwindung abgeleitet:

> Ein Bruder ... Ein etwas unangenehmer und beschämender Bruder; er geht einem auf die Nerven, es ist eine reichlich peinliche Verwandtschaft. Ich will trotzdem die Augen nicht davor schließen, denn nochmals: besser, aufrichtiger, heiterer und produktiver als der Haß ist das Sich-wieder-Erkennen, die Bereitschaft zur Selbstvereinigung mit dem Hassenswerten, möge sie auch die moralische Gefahr mit sich bringen, das Neinsagen zu verlernen. (GW XII, 849)

Auf engstem Raum findet sich hier Thomas Manns politisches Manifest. Voraussetzung zu einer wirksamen Kritik der völkischen und faschistischen Kräfte ist die „Selbstvereinigung mit dem Hassenswerten", das meint, man darf die gemeinschaftlichen Traditionen, hier das Romantische bei Hitler und Thomas Mann, nicht vorschnell verdrängen, sondern muß es als Basis zur Selbstüberwindung ansehen. Die Kraft für diese gefahrbringende Haltung liefert der Gedanke der 2. Aufklärung, eben das Wissen, daß einzig das Zuendedenken der Romantik ein Umschlagen, ihre Überwindung zustandebringt. Damit aber gilt: Diese 2. Aufklärung erst macht ein produktives Zusammengehen von Romantik, Selbstüberwindung, antifaschistischem Kampf und Kunst möglich, erst hier wird die Einheit von Leben, Denken und Werk wiederhergestellt, die durch das Ende des Wilhelminischen Reiches zerbrochen war.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Klaus Bohnen

Faszination und Verfall des Authentischen

Thomas Manns frühe Erzählungen in komparatistischer Sicht

I

Thomas Manns ungeteiltes Wohlwollen hätte das, was ich hier zu tun gedenke, gewiß nicht gefunden: für ihn stand fest, „daß es mit den ‚wechselseitigen Beziehungen' eine komplizierte Bewandtnis hat". Und dennoch läßt auch er sich – zwar mit „Einschränkungen und Bedenklichkeiten" – darauf ein. In einer Antwort auf eine Rundfrage von 1904 bekennt er: „Ich bin nordisch gestimmt, bin es mit der ganzen Bewußtheit, die heute überall in Sachen der Nationalität und Rasse herrscht." Als den „Meister", an dem er sich in seiner literarischen Technik orientiert, nennt er sodann Wagner und dessen Werke, „die so stimulierend wie sonst nichts in der Welt auf meinen Kunsttrieb wirken", aus der „Reihe der großen Schriftsteller [...], die meinen erzählenden Stil beeinflußt haben", hebt er „Andersen, Jacobsen, Dickens, die Russen, Fontane" hervor, um sie gegenüber „ein paar französischen Namen", „die mich anregten, ohne mich zu beeinflussen", abzuheben[1]. Er scheidet dabei sehr genau: zwischen ‚Stimmung', ‚Stimulation', ‚Einfluß' und ‚Anregung' entfaltet sich ihm das breite Spektrum „wechselseitiger Beziehungen". Und eine komparatistische Literaturbetrachtung tut gut daran, ihm in dieser Differenzierung zu folgen.

Ohne Stimmungsgleichklänge, Übernahme von literarischen Techniken im Sinne Wagners oder Anregungen in Einzelfällen unterzubewerten, soll der Blick im folgenden auf einen der „großen Schriftsteller [...], die [Thomas Manns] erzählenden Stil beeinflußt haben", gerichtet werden: auf den nach dem Märchendichter Hans Christian Andersen an zweiter Stelle genannten – und damit wohl auch Rangfolge und Chronologie andeutend – dänischen Dichter Jens Peter Jacobsen. Was hier ‚Einfluß' heißt und wie ‚Stil'-Bezüge auch ‚Sinn'-Brücken einbeziehen, wird im Zusammenhang mit Thomas Manns Frühwerk vor den *Buddenbrooks* die Frage nach der Genese seiner literarischen Arbeit im Zwischenfeld von poetischer ‚Bild-Abhängigkeit' und gedanklicher Selbstbe-

[1] Die Zeit, Wien, 38. Bd., Nr. 485, 16. Januar 1904, GW X, 837f. – Es handelt sich dabei um eine von Otto Julius Bierbaum veranstaltete Rundfrage nach den ihn bestimmenden literarischen Einflüssen.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

stimmung aufwerfen. Leitgedanke dabei ist, daß Thomas Manns frühe Erzählungen Dokumente der literarischen Bearbeitung einer Problemwelt sind, die er in Jacobsens Werk vorgeformt findet und die er in Anlehnung an diesen Autor zur Sprache bringt. Nicht die üblicherweise als prägend angesehene philosophische Erfahrungswelt erscheint so als vordringlich, sondern die Bildform einer alle Lebenszugänge zersetzenden Melancholie, die vom Werk des Dänen aus für Thomas Mann bestimmend wird.

Für das Gesamtwerk Thomas Manns ist bekanntlich die literarische Verarbeitungstechnik von Sinnangeboten in der Nachfolge Schopenhauers, Nietzsches oder Kierkegaards unabweisbar[2]. Dies gilt indes nur bedingt für die Genese des Werks. Wie gesagt worden ist, daß „nahezu alles [...] bei Thomas Mann biographisch motiviert" sei, und daß etwa skandinavische Autoren „nur deshalb zu Vorbildern wurden, weil die Prädisposition dafür gegeben war"[3], so wird genauer danach zu fragen sein, wie die von Thomas Mann selbst bezeichneten Vorbilder überhaupt erst eine Aneignungsbereitschaft für eine sich an Schopenhauer und Nietzsche anlehnende reflexive Deutung seiner literarischen Problemwelt schufen. Der Zusammenhang von biographischer, literarischer und philosophischer Erfahrung ist dabei natürlich nicht schematisch im Sinne einer chronologischen Abfolge zu sehen; Überschneidungen vielfacher Art sind ein Bestandteil des literarischen Prozesses. Dennoch wird es angemessen sein, die Vorbild-Schicht aus diesem Bezugsfeld gesondert herauszulösen und daraufhin zu untersuchen, wie sie als Bindeglied zwischen Erfahrung und Reflexion das literarische Frühwerk Thomas Manns prägt. Es dreht sich dabei um den poetisch vorgeformten Erzählraum eines Vorbildes, in dem sich die eigene Erfahrung des jungen Autors in der Suche nach einer literarischen Bewältigung wiedererkennt und der – gewissermaßen als ‚Bildbrücke' – die gedankliche Einordnung steuert. Ziel einer solchen vergleichenden Literaturbetrachtung ist es, Einflüsse, Abhängigkeiten oder Bezugsflächen nicht nur im Sinne punktueller ‚Anklänge' zwischen zwei Werkkomplexen zu beschreiben, sondern in der Kontrastierung von Bild- und Problemfeldern zweier vergleichbarer literarischer Größen die Linien aufzudecken, die impulsgebend und daher brückenschlagend gewirkt haben.

Auf den Weg dorthin führt Thomas Mann selbst. In seinem ‚Lebensabriß' von 1930 spricht er davon, wie sehr er sich „in jungen Jahren auf Muster

[2] Zur Forschungssituation, auf die in ihrer Breite hier nicht eingegangen werden kann und die nur berücksichtigt wird, wo sie die hier angesprochenen Fragen berührt, vgl. Hermann Kurzke, *Thomas-Mann-Forschung 1969–1976. Ein kritischer Bericht*, Frankfurt am Main: S. Fischer 1977; ders., *Thomas Mann*, München: C. H. Beck 1986 (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte).

[3] Helmut Koopmann, *Thomas Mann. Konstanten seines literarischen Werks*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1975 (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1404), S. 8ff.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

angewiesen fühlte und ohne steten Kontakt mit bewunderten Beispielen keinen Schritt zu tun wagte"[4]. Für die *Buddenbrooks* sind dies bekanntlich die norwegischen Familienromane Kiellands und Lies, die als „Muster" seinen Erfahrungen einen literarischen Rahmen gaben – eingestandenermaßen zunächst noch, um die „atmosphärische Verwandtschaft der Heimatwelt mit der skandinavischen bewußt [herauszuarbeiten]".[5] Für die frühen Erzählungen hat er die „bewunderten Beispiele", ohne die er „keinen Schritt zu tun wagte", nicht in gleicher Eindeutigkeit benannt. Mit der Bemerkung von 1904 verwies er allerdings bereits auf Jacobsen, und er verstärkt dies, wenn er 1903 konstatiert, daß es „vielleicht" J. P. Jacobsen gewesen sei, „der meinen Styl bis jetzt am meisten beeinflußt hat"[6], oder im Rückblick von 1951 mit zureichender Eindeutigkeit festhält: „Jacobsen, of course, plays a special role [...] and books like ‚Niels Lyhne' and ‚Frau Marie Grubbe', as well as his shorter novels, constitute a permanent part of my intellectual and artistic inventory."[7] Was hier und bei zahlreichen anderen Gelegenheiten an genereller Verpflichtung gegenüber dem Dänen zum Ausdruck kommt, läßt sich – so habe ich an anderer Stelle gezeigt[8] – als zentraler Einfluß auf Thomas Manns „artistic inventory" konkretisieren: und zwar im Bild- und Problemansatz der ‚Durchbruchserzählung' ‚Der kleine Herr Friedemann', der – wie er 1940 in ‚On myself' sagt – „melancholische[n] Geschichte des kleinen Buckligen", die „insofern einen Markstein in meiner persönlichen Geschichte [darstellt], als sie zum erstenmal ein Grundmotiv anschlägt, das im Gesamtwerk die gleiche Rolle spielt, wie die Leitmotive im Einzelwerk"[9]. Und dies „Grundmotiv" ist – was bisher noch nicht gesehen wurde[10] – in zitathafter Parallelität von einer zentralen, die melancholische

[4] Thomas Mann, Lebensabriß (GW XI, 98–144, hier S. 139).

[5] Ebd., S. 142.

[6] Brief an Vilhelm Andersen v. 8. 7. 1903, abgedruckt bei Steffen Steffensen, Thomas Mann und Dänemark, *Thomas Mann Gedenkschrift*, hrsg. von Rolf Wiecker, Kopenhagen: Text & Kontext 1975 (Sonderreihe Bd. 2), S. 277. – Dort heißt es in gleicher Weise wie in der Rundfrage von 1904: „Im Gegensatz zu meinem älteren Bruder Heinrich [...] bin ich ganz nordisch gestimmt."

[7] Brief an Victor Ford vom 22. 5. 1951, abgedruckt nach: *Dichter über ihre Dichtungen: Thomas Mann*, Bd. 14/I, hrsg. v. Hans Wysling unter Mitwirkung von Marianne Fischer, München/Frankfurt: Heimeran, S. 123f.

[8] Klaus Bohnen, Ein literarisches „Muster" für Thomas Mann. J. P. Jacobsens ‚Niels Lyhne' und ‚Der kleine Herr Friedemann', *Littérature et Culture Allemandes. Hommages à Henri Plard*, ed. par Roger Goffin, Michel Vanhelleputte et Monique Weyembergh-Boussart, Bruxelles: Editions de l'Université de Bruxelles 1985, S. 197–215; dort auch weitere Belege und Literaturhinweise.

[9] Thomas Mann, On Myself (März/April 1940), zit. nach: *Dichter über ihre Dichtungen*, a. a. O., S. 21.

[10] Vgl. dazu die Forschungsüberblicke bei Kurzke, a. a. O.; zusätzlich: Horst Nägele, *J. P. Jacobsen*, Stuttgart: Metzler 1973, S. 60f.; Klaus Matthias, *Thomas Mann und Skandinavien*, Lübeck: Max Schmidt-Römhild 1969 (der – trotz zahlreicher Anklänge – doch vor allem die Unterschiede betont und „Einflüsse der anderen Werke Jacobsens" (37) – über *Niels Lyhne* hinaus – gänzlich ausschließt); vgl. auch Steffen Steffensen, a. a. O.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Handlungslähmung des Helden motivierenden Sequenz aus Jacobsens *Niels Lyhne* entlehnt. Thomas Mann gibt diesem Bildimpuls gewiß eine eigene gedankliche Wende, aber der Erzählansatz macht deutlich, daß er in der Entstehungsspanne dieser Erzählung – zwischen 1894 und 1897 – und in der Übergangsphase zu den *Buddenbrooks* unter dem bildprägenden Einfluß des Dänen steht. Dessen Spuren zurückzuverfolgen, wird eine bisher vernachlässigte Erzählschicht aufdecken können.

II

Zunächst noch ein Umweg über die Aneignungsbedingungen für dies Werk. Thomas Mann steht in einer Rezeptionstradition, die er mit seiner – in der ersten Hälfte der neunziger Jahre literarisch empfänglichen – Generation teilt. Als J. P. Jacobsens zweiter Roman, *Niels Lyhne*, – der erste, *Frau Marie Grubbe*, war 1878 mit geringer Resonanz erschienen – 1889 mitten im hektischen Trubel der naturalistischen Theatererfolge in der ersten deutschen Buchausgabe – einem schmalen Reclam-Bändchen, das auch Thomas Mann benutzte[11] – herauskam, schien ihm kein gutes Schicksal beschieden. Seit den achtziger Jahren stand zwar alle nordische Literatur hoch in der Gunst des Publikums, aber es war zuallererst der ‚Durchbruch' zu einer neuen Freizügigkeit in politischen, sozialen und moralischen Fragen, die eine produktiv-aufrührerische Jugend fesselte. Ein Roman wie der Jacobsens, in dem unerfüllt-melancholische Lebenssehnsüchte gescheiterter Existenzen vorgeführt werden, erschien gleichermaßen als Anachronismus wie als Provokation.

Aber die Provokation gelang. Zwischen diesem Jahr 1889 und etwa 1907, wo die „Literaturhistorische Gesellschaft Bonn" Jacobsen zum Thema eines Kolloquiums wählt[12], oder 1910, wo Gottfried Benn seine literarische Konzeption von Jacobsen her entwickelt[13], zwingt dies Werk zur Stellungnahme. Nicht immer ist dabei erkennbar, worin die Provokation liegt und wie die Kriterien zur Beurteilung des Werks aussehen. Offenbar ist es dieser Generation unmög-

[11] J. P. Jacobsen, *Niels Lyhne*. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von M[arie] von Borch. Mit einer biographischen Einleitung von Theodor Wolff, Leipzig: Philipp Reclam jun. o. J. (1889). – Daß Thomas Mann die Wolffsche Reclamausgabe benutzt hat, macht ein späterer Hinweis wahrscheinlich, wo er sich der „fernen, frischen Zeiten" erinnert, „als meine Büchersammlung sich fast ganz aus den gelbroten Heftchen der Universal-Bibliothek zusammensetzte [...]" (GW X, 239ff., hier 248).

[12] Mitteilungen der Literaturhistorischen Gesellschaft Bonn über Jens Peter Jacobsen, 1907, abgedruckt bei: *Omkring Niels Lyhne*, udgivet af Niels Barfoed, København: Hans Reitzel 1970, S. 189–197.

[13] Gottfried Benn, Gespräch, zuerst in: *Grenzboten*, Bd. 69, 2, 1910, S. 404–409. – In ebendieser Zeitschrift waren 1888 die ersten deutschen Auszüge von *Niels Lyhne* erschienen.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

lich, *nicht* beteiligt zu sein. Sie äußert sich in bedenklich überschwenglichem Enthusiasmus einerseits (vor der Jahrhundertwende) wie in sich immer mehr artikulierender Abgrenzung andererseits (nach der Jahrhundertwende). Jacobsens Resonanz ist in den Jahren von Thomas Manns literarischer Entwicklung so stark gewesen, daß man zeitweilig von einem Modephänomen wird sprechen können, aber auch als solches prägte es das Bewußtsein der jungen Generation in kaum zu unterschätzendem Maße[14].

Die Anfänge dieser Rezeption stehen im Zeichen romantisch-melancholischen Pathos'. Wenige Stimmen aus einem großen Chor mögen genügen: Theodor Wolff, der die erste Buchausgabe von *Niels Lyhne* besorgte, spricht 1888 von den „Stimmungen", aus denen „das ganze Buch" bestünde: „Sie durchziehen es in allen seinen Theilen, feurig groß und phantastisch, leise verklingend wie ein Harfenton, klagend ernst in weicher Melancholie und wild verzweifelnd in fessellosem Schmerz."[15] 1891 weist Friedrich M. Fels auf die „lautlose Melancholie des Einsamen" hin, auf das „Sehnen, das große, qualvolle, bebende, nimmer ersterbende Sehnen"[16]. Hermann Menkes spricht 1897 von der „Zauberstimme Jens Peter Jacobsen's": „Es war Niels Lyhne, in dem er sein ganzes Geschlecht wiederspiegelte [sic], ein Geschlecht, dem die Thore der Weltgeschichte verschlossen waren; Hamlet-Naturen ohne wahre Tragik, Schlemihle, die ihren Schatten suchen [...]."[17] Und Stefan Zweig formuliert diesen Enthusiasmus rückblickend: „Niels Lyhne, wie glühend, wie leidenschaftlich haben wir in den ersten wachen Jahren der Jugend dieses Buch geliebt: es ist der *Werther* unserer Generation gewesen."[18]

[14] Zur Einführung J. P. Jacobsens vgl. Klaus Bohnen, Niels Lyhne in Deutschland. Unveröffentlichter Briefwechsel zwischen Georg Brandes und Theodor Wolff, *Skandinavistik* 9, 1979, S. 1–20; zur Rezeption vor allem: Bengt Algot Sørensen, J. P. Jacobsen und der Jugendstil. Zur Jacobsen-Rezeption in Deutschland und Österreich, *Orbis Litterarum* 33, 1978, S. 253–279; ders. J. P. Jacobsen in Deutschland, *J. P. Jacobsens Spor i ord, billeder og toner,* udgivet af F. J. Billeskov Jansen, København: C. A. Reitzel 1985, S. 111–158; Conny Bauer, *Den tyske J. P. Jacobsen-reception omkring århundredskiftet,* København (Masch.) 1982; dies., Die Rezeption Jens Peter Jacobsens in der deutschsprachigen Kritik 1890–1910, *Fin de siècle. Zu Naturwissenschaft und Literatur der Jahrhundertwende im deutsch-skandinavischen Kontext,* hrsg. von Klaus Bohnen, Uffe Hansen und Friedrich Schmöe, Kopenhagen/München: Text & Kontext 1984 (Text und Kontext, Sonderreihe, Bd. 20, S. 128–146; Klaus Bohnen, Anhang zu: J. P. Jacobsen, *Niels Lyhne* (Wiederabdruck der Ausgabe von 1889), Stuttgart: Reclam 1984; Klaus Bohnen, *Skandinavische „Moderne" und österreichische Literatur. Zu einem ‚Literaturgespräch' an der Jahrhundertwende,* Aalborg: Universitätsverlag 1988 (Arbejspapirer af „Institut for sprog og internationale kulturstudier, 5).

[15] *Berliner Tageblatt,* 17. Jg., Nr. 619, 4. Dezember 1888, S. 3.

[16] Friedrich M. Fels, J. P. Jacobsen, *Moderne Rundschau* 3, 1891, S. 258 f., zit. nach: *Das junge Wien. Österreichische Literatur und Kunstkritik 1887–1902,* ausgewählt, eingel. u. hrsg. von Gotthart Wunberg, Bd. I–II, Tübingen: Niemeyer 1976 (im folgenden: Wunberg + Seitenangabe), S. 244.

[17] Hermann Menkes, J. P. Jacobsen's Lyrik, *Wiener Rundschau* 1, 1897, S. 412–416, zit. nach Wunberg, S. 701 f.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Das Jahr 1897 – das Ersterscheinungsjahr auch von ‚Der kleine Herr Friedemann' – brachte einen Höhepunkt in der Jacobsen-Rezeption. Wenig zuvor war die zweite, diesmal prunkvolle Ausgabe von *Niels Lyhne* mit weiteren Texten erschienen[19], 1896 war der erste Gedichtband auf deutsch mit erheblicher Resonanz herausgekommen[20], und 1898 legte Marie Herzfeld – dem engen Kreis um Hofmannsthal zugehörig – die erste Ausgabe der *Gesammelten Werke* in drei Bänden vor[21]: dies alles im Umkreis um die Feier des 50. Geburtstags des längst verstorbenen dänischen Dichters[22]. Hofmannsthal hatte in Jacobsen einen Gleichgesinnten im Reich der Kunst gesehen[23], Rilke wird zum Nachfolger Jacobsens in deutscher Sprache[24], Hesse verherrlicht ihn im Gedicht[25], George übersetzt Teile von Gedichten, selbst Sigmund Freud fühlt sich tief getroffen von *Niels Lyhne*[26], und Wassermann faßt es retrospektiv zusammen: „In jener Zeit war Niels Lyhne unter der deutschen Jugend eine fast populäre Gestalt [...]."[27] Jacobsen wird der einflußreichste skandinavische Schriftsteller im deutschsprachigen Raum, Ibsen erscheint zunehmend in der Rolle des ‚Klassikers'[28], und Strindberg wird noch nicht verstanden.

Was aber – so wird bei der Fülle des Materials zu fragen sein – ist der gemeinsame Nenner dieser Rezeption? Was im Werk des Dänen kam so sehr den Erwartungen der Zeit entgegen, daß es auch Thomas Mann in seinen Bann zog? Drei Aspekte scheinen mir erwähnenswert:

1. Die Faszination des Stils. Hermann Menkes spricht 1897 pathetisch von der „Auferstehung der Sprache", durch die Jacobsen die deutsche Literatur

[18] Stefan Zweig, Jens Peter Jacobsens „Niels Lyhne", St. Zweig, *Europäisches Erbe*, hrsg. von Richard Friedenthal, Frankfurt am Main: S. Fischer 1960, S. 137.

[19] J. P. Jacobsen, *Niels Lyhne. Doktor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch.* Aus dem Dänischen v. M. Mann. Mit dem Bildnis des Verfassers und einer Vorrede von Theodor Wolff, Paris und Leipzig: Langen 1895.

[20] Jens Peter Jacobsen, *Gedichte.* Deutsch von Robert F. Arnold, 1897.

[21] Zunächst erschien Bd. 3 mit *Niels Lyhne,* 1899 die beiden anderen Bände.

[22] Vgl. Otto Stössl, Jens Peter Jacobsen (Zum fünfzigsten Geburtstag), *Die Zeit* 11, 1897, S. 57–58; 74–75, zit. nach Wunberg, S. 710.

[23] Vgl. Hofmannsthals Brief an Hermann Bahr vom 2. Juli 1891 und die – später behandelten – Aufzeichnungen.

[24] Vgl. dazu Lydia Baer, Rilke und Jens Peter Jacobsen, *PMLA* LIV, 1939, S. 1142ff.; Steffen Steffensen, *Rilke og virkeligheden,* København: Munksgaard 1944; vor allem auch: Bengt Algot Sørensen, J. P. Jacobsen und der Jugendstil, a.a.O., S. 265ff.

[25] Vgl. Klaus Bohnen, Niels Lyhne in Deutschland, a.a.O., S. 16.

[26] Sigmund Freud, *Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904,* hrsg. von Jeffrey Moussaieff Masson, Frankfurt am Main: S. Fischer 1986, S. 149.

[27] Brief Wassermanns an Brandes vom 6. 4. 1907, Klaus Bohnen, „Zauber des Unbedingten" und „gebändigtes Gefühl". Zu Jakob Wassermanns literarischer Entwicklung in unveröffentlichten Briefen an Georg Brandes, *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 1980, S. 417.

[28] Vgl. etwa Otto Stössls Bemerkung in einem „Wiener Brief" von 1898 (zit. nach Wunberg, S. 835): „Er [Ibsen] ist wohl der Klassiker der modernen Bühne."

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

„verjüngt" habe[29]. Kaum ein Rezipient unterläßt es, die verblüffende Andersartigkeit wie die faszinierende Eigentümlichkeit von Jacobsens Stil hervorzuheben. Und auch Thomas Mann verweist – wie wir gesehen haben – zuallererst darauf.

2. Die Suggestion der Melancholieerfahrung. *Niels Lyhne* wird geradezu als Programmschrift des naturwissenschaftlich begründeten Atheismus verstanden und bringt so – beim Darwin-Übersetzer Jacobsen nicht verwunderlich – die Darwinsche Entwicklungslehre in die Literatur ein[30]. Allerdings in einem Sinne, der den von Darwin ausgelösten Fortschrittsoptimismus und den Jubel über die Befreiung vom Lügengewebe der Tradition weit hinter sich läßt.

Als Freud etwa 1895 *Niels Lyhne* gelesen hatte, bemerkte er, daß ihn dies Buch „tiefer ins Herz geschnitten" hatte „als irgendeine Lektüre der letzten neun Jahre"[31]. Und dabei geht es ihm insbesondere um die Frage nach der Religion als Illusion und um das sich daraus ergebende Problem: Wieviel Wahrheit erträgt ein Mensch? Die neugewonnene Freiheit wird vor allem von ihren Konsequenzen her gesehen: von der Desillusionierung und der nachfolgenden Resignation, die dem Vernunftoptimismus die Welt der geheimen existentiellen Ängste, der irrationalen Fluchtreaktionen und der zur Krankheit führenden Verdrängungen entgegenhält. Der Atheismus in *Niels Lyhne* wird vom Belastungsdruck der handlungslähmenden Leere der Melancholie her erfahren. Für Thomas Mann ist dies – wie wir sehen werden – der zentrale Verbindungspunkt zu Jacobsens Werk.

3. Der Entwurf einer ‚neuen Psychologie'. Dem metaphysischen Zerfall folgt die Ausarbeitung einer Psychologie, die der Frage nachzugehen sucht, welche seelischen ‚Abgründe' sich nach dem Einbruch der alten Ordnung auftun. Hier ist nicht nur der Berührungspunkt zwischen der naturwissenschaftlich operierenden Psychologie der Zeit und der den ‚Abgründen' nachspürenden Analysemethode Freuds, sondern auch der zwischen dem literarischen Naturalismus und dem Ästhetizismus der neunziger Jahre. Der Naturwissenschaftler und Poet Jacobsen stellt hierbei ein Verbindungsglied dar. Sein Werk wird als Anschauungsmodell einer neuen „Nervenkunst" verstanden[32]:

[29] Hermann Menkes, J. P. Jacobsen's Lyrik, a.a.O., zit. nach Wunberg, S. 703.

[30] Jacobsen übersetzte *Origin of Species* und *Descent of Man* ins Dänische und veröffentlichte ab 1871 populärwissenschaftliche Aufsätze über Darwin in *Nyt danks Maanedsskrift*; vgl. dazu Klaus Bohnen, Mit den „Augen" Darwins gegen den Darwinismus. Zum Verhältnis von Wissenschaftsmethode und Literaturanspruch in Herman Bangs „Hoffnungslose Geschlechter", *Fin de siècle*, a.a.O., S. 111ff.

[31] Sigmund Freud an Wilhelm Fließ v. 16. Okt. 1895, a.a.O., S. 149.

[32] Vgl. dazu jetzt eindringlich: Michael Worbs, *Nervenkunst. Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende*, Frankfurt am Main: Athenäum 1988 (zu Freud und Jacobsen, S. 103f.).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

die Freilegung des unterhalb rationaler Verständigkeit liegenden Nervensystems, diese Durchdringung der vegetativ gesteuerten ‚Schattenseiten' der Psyche erfolgt in der Haltung des naturwissenschaftlichen Beobachters und gewinnt damit eine gewisse poetische Äquivalenz zu Freuds Intentionen. In solch medizinisch-naturwissenschaftlichem Zusammenhang sieht denn auch später Stefan Grossmann – in der dänischen *Tilskueren* von 1917 – *Niels Lyhne*, wenn er es „unser Lehrbuch der Sensibilität" nennt[33]. Oder wenn Ohmann anläßlich des Kolloquiums der „Literaturhistorischen Gesellschaft Bonn" 1907 in bemerkenswerten Formulierungen festhält:

> Jacobsen aber hat eine letzte und unerhört kühne Grenzverschiebung zwischen den Gebieten der Natur und des Geistes vorgenommen, indem er das Seelische bis tief in die animalische Natur des Menschen sich hinaberstrecken läßt. Bezeichnend ist es, daß er, um die tiefste den ganzen Organismus des Menschen durchdringende innere Bewegung auszudrücken, von einer ‚vegetativen Ergriffenheit' spricht. Es kommt ihm stets darauf an, in der Charakteristik seiner Gestalten die enge Verwebung des Triebartigen und rein Geistigen im Menschen aufzuzeigen[34].

So – und auch mit dem gleichen Zitathinweis – hatte es auch Hofmannsthal schon 1893 gesehen. Er stellt Jacobsen in den Kontext der neuen Psychologie und der sich entwickelnden Psychiatrie, wenn er bemerkt:

> In den alten psychologischen Romanen [...] wird der Inhalt des Seelenlebens dargestellt, bei Jacobsen die Form davon, psychiatrisch genau beobachtet; das Sichdurchkreuzen, das Aufflackern und Abirren der Gedanken, die Unlogik, das Brodeln und Wallen der Seele,

und das Verfahren des Dänen einen „neuropathische[n] Idealismus" nennt, von der „Phantasie und Sensibilität" bei Jacobsen spricht, „Seeleneigenschaften [...], die wir der Pflanze am leichtesten zuschreiben können" und im Beispiel schließt: „Das Pflanzenhafte: Lyhnes Starren in den goldenen Roggen in seltsamer vegetativer Ergriffenheit."[35]

Dies Wort vom „Starren [...] in seltsamer vegetativer Ergriffenheit" – bei Jacobsen durch zweimalige Verwendung pointiert[36] – hat seine eigene Wir-

[33] Stefan Grossmann, Dansk Digtning i Tyskland, *Tilskueren* 1917, S. 542–544, zit. nach: *Omkring Niels Lyhne*, a.a.O., S. 161 (Übers.: KB).

[34] Zit. nach: *Omkring Niels Lyhne*, a.a.O., S. 192.

[35] Hugo v. Hofmannsthal, Aufzeichnungen. *Gesammelte Werke in Einzelausgaben* (ed. Steiner), Frankfurt am Main: S. Fischer 1959, S. 100f.

[36] Zunächst heißt es über den Vater Lyhne: „Er konnte nämlich oft eine halbe Stunde lang an einer Heckenthür oder auf einem Grenzstein sitzen und in seltsam vegetativer Ergriffenheit auf den üppig grünen Roggen oder den goldenen, ährenschweren Hafer starren." (Übers. M. v. Borch [1889], S. 37) Sodann von Niels Lyhne: „Er war so recht gleichmäßig glücklich, und oft konnte man ihn sitzen sehen, wie sein Vater gesessen, an einer Heckenthür oder auf einem Grenzstein, in seltsam vegetativer Ergriffenheit auf den güldenen Weizen oder den ährenschweren Hafer starrend." (ebd., S. 225f.).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

kungsgeschichte im deutschen Raum gehabt. Im dänischen Kontext signalisiert es – angesichts der Melancholieerfahrung der im Verfall begriffenen Generationen – den Wunsch nach Authentizität in der selbstvergessenen Traumidentität mit dem ‚einfachen Leben'. Seine deutschen Rezipienten folgen Jacobsen in dieser Figur, bieten aber andersartige Lösungen an: Hofmannsthal deutet es ästhetisch als Authentisch-Werden in einer Kunst der Nerven, die ein „Selbstbewußtsein des Unbewußten"[37] schaffe, Ohmann bezieht es psychologisch auf die „enge Verwebung des Triebartigen und rein Geistigen im Menschen", die diesen erst zu sich selbst kommen lasse, und der vielleicht bemerkenswerteste Rezipient, Gottfried Benn, der sich in einem seiner frühesten Texte von 1910 (‚Gespräch') ganz vom naturwissenschaftlichen Poeten Jacobsen her versteht, greift dies Wort auf, um an ihm die für ihn charakteristische vitalistische Authentizität als ein Eins-Setzen mit dem Biologisch-Kreatürlichen als gesteigerter Lebenskraft zu demonstrieren[38]. Der Däne wird zum Gewährsmann für eine breite Palette von literarischen Richtungen, die ihn je in ihrem Sinne deuten.

Thomas Mann befindet sich dabei in guter Gesellschaft, und auch er sucht seine Erfahrungswelt auf spezifische Weise vom Werk Jacobsens her zu formen. Dabei hat die Gedankenfigur von der Authentizität im Verfall auch für ihn seine Attraktivität gehabt. Er entwickelt sie psychologisch vom Leben als zerstörerischer Triebkraft her und stellt sie so in das alles überschattende melancholische Licht des Scheiterns, aber noch im Scheitern behauptet sich die Faszination der Selbstbehauptung als Ambivalenzfolie des Frühwerks. Die Psychologie der Ambivalenzerfahrung sieht sich im „Styl" des Dänen und vor allem in dessen Darstellung der Suggestion des Melancholiedrucks bestätigt. Wie dies in den frühen Erzählungen von der Welt Jacobsens her gestaltet ist, mögen zwei Beispiele, die den Bezug zu dessen erstem Roman herstellen, veranschaulichen.

[37] So Hermann Bahr in: *Die Überwindung des Naturalismus. Als zweite Reihe von „Zur Kritik der Moderne"* (1891), S. 152–158, zit. nach Wunberg, S. 157.

[38] Gottfried Benn, Gespräch, a. a. O. – Es ist hier „Thom" – im Gespräch mit „Gert" –, der sich als Anhänger Jacobsens und dessen angenommenen Darwinismus bekennt und aus *Niels Lyhne* zitiert: „Ich glaube, eine Stelle heißt so: ‚Oft konnte man ihn sitzen sehen, wie sein Vater gesessen, an einer Heckentür oder auf einem Grenzstein, in seltsam vegetativer Ergriffenheit auf den güldenen Weizen oder den ährenschweren Hafer starrend'" und dies im Sinne von „ausgelöschten Hirnfunktionen" deutet: „Es ist wie ein Kreis, der sich schließt: das Resultat millionenjähriger Entwicklung, das Hirntier, das Zerebralgeschöpf, nun wird es zurückgezogen zum Vegetativen, Pflanzlichen, zu allem, das anheimgegeben ist an Tag und Nacht und Glut und Frost; nun sitzt es da, wie nie aufgestört aus der Seligkeit gehirnloser Urahnen, wie heimgekehrt, müde des weiten Wegs, still in der Sonne – eine Raumausfüllung." (a. a. O., S. 407). – Vgl. zu Benns Deutung: Walter Müller-Seidel, Zwischen Darwinismus und Jens Peter Jacobsen. Zu den Anfängen Gottfried Benns, *Fin de siècle*, a. a. O., S. 147ff.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

III

Bildbrücke von Thomas Manns früher Erzählung ‚Der Wille zum Glück'[39], der Geschichte vom Künstler Paolo Hofmann, dessen Lebenskraft einzig auf den „Triumph" der Glücksverwirklichung in der Liebesverbindung hin gespannt ist und der sich damit zugleich vernichtet, ist – trotz des Nietzscheschen Titels – eine Passage aus Jacobsens *Frau Marie Grubbe*[40]. Dort wird eine für den Roman zentrale Gestalt namens Sti Høg eingeführt und so vorgestellt:

> Aber es war doch nicht dies, was den Mund so eigentümlich machte, es war, daß er jenes seltsam traurige, grausame Lächeln hatte, das man zuweilen bei großen Wollüstlingen findet, jenes Lächeln, das lechzende Begier und verachtende Müdigkeit zugleich ist, zugleich zärtlich und schmachtend wie süße Töne und grimmig und blutgierig wie das gedämpfte Knurren der Befriedigung, das sich der Kehle des Raubtiers entringt, wenn es seine Zähne in die zitternde Beute schlägt. (190)

Es ist die spannungsvolle Charakteristik einer Figur und deren Triebkräfte, die Thomas Mann – gemildert durch das Krankheitsmotiv und eingebettet in den Zusammenhang der Künstlerproblematik – in seinem Text fortschreitend entfaltet und zum tragenden Kompositionsnetz seiner psychologischen Studie macht. Textanspielungen erhalten Hinweischarakter: Den „großen Wollüstlingen" bei Jacobsen entspricht die „lautlose [], vulkanische [], glühend sinnliche [] Leidenschaft", mit der der „egoistische Instinkt des Kranken" liebt (GW VIII, 53), bei Mann; die „lechzende Begier" bei Jacobsen korrespondiert zur „Begier nach Vereinigung mit blühender Gesundheit", einer lebensgefährdenden „Glut" (GW VIII, 53), bei Mann, und Jacobsens „verachtende Müdigkeit" wird bei Thomas Mann als „schlaffe Müdigkeit" (GW VIII, 56) angesprochen, hinter der allerdings die Verachtung der seinem Glück entgegenstehenden gesellschaftlichen Hindernisse sichtbar wird. Daß Paolo dabei zugleich „zärtlich und schmachtend" ist, deutet Thomas Mann mit den Worten von der „schwermütigen Glut" (GW VIII, 44) seiner ersten Liebe und der „geheime[n] Sehnsucht", die seinen „Blick" „trübe" (GW VIII, 50), an. Entscheidend allerdings ist das bei Jacobsen stark aufgetragene Raubtiermotiv, das die deutsche Erzählung in drei Schritten leitmotivisch entfaltet. Zunächst heißt es von Thomas Manns Protagonisten:

> Alles an ihm war, während er neben mir stand, bis auf ein nervöses Zucken der Augenlider, vollkommen ruhig, – von einer gewaltsamen, gespannten Ruhe. Er hatte den Kopf ein wenig vorgestreckt. Seine Stirnhaut war gestrammt. Er machte beinahe den

[39] Zuerst erschienen in: *Simplicissimus*, München, 1. Jg., Nr. 21–23, 1896.

[40] Originalausgabe: *Fru Marie Grubbe. Interieurer fra det syttende Aarhundrede*, København: Gyldendal 1876. – Zit. wird nach der – zuerst 1878 vorgelegten – Übersetzung Adolf Strodtmanns (neu bearbeitet von Karl Quenzel), Leipzig: Hesse & Becker o. J. (Zitatnachweise im Text).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Eindruck eines Tieres, das krampfhaft die Ohren spitzt und mit Anspannung aller Muskeln horcht. (GW VIII, 47)

Nachdem das Motiv so als Hinweis auf eine psychische Disposition eingeführt ist, wird es wenig später als Träger der dem „Willen zum Glück" zugeordneten Kampfhaltung ausgedeutet:

Er machte, ohne daß ich genau zu sagen vermöchte, woran es lag, den Eindruck eines sprungbereiten Panthers. (GW VIII, 49)

Und schließlich – nach einer Bestätigung des Gelübdes und seines Willens, es über seine Lebenskraft zu stellen – bricht die Wildheit des Motivs durch:

Und in diesem Augenblick erkannte ich auf seinem Gesicht und in seiner ganzen Haltung den Ausdruck wieder, den ich damals [...] an ihm beobachtete: diese gewaltsame, krampfhaft angespannte Ruhe, die das Raubtier vor dem Sprunge zeigt. (GW VIII, 55)

Der Motivbezug ist dabei zugleich auch Sinnbrücke, die Thomas Mann an Jacobsens Werk bindet. Es ist die Auslegung des Lebens von biologischen Gesetzmäßigkeiten her, die Darwins Evolutionslehre zur Negativselektion umkehrt. Das Bild vom ‚Raubtier' Leben – in der Nietzsche-Nachfolge ja nicht ungewöhnlich – wird von Jacobsen her in den Melancholiekontext gerückt und so für Thomas Mann anziehend. Vor allem auch deshalb, weil das Werk des Dänen es in einem Problemzusammenhang entwickelt, der Thomas Manns Intentionen entgegenkam. Denn Jacobsens Textpassage ist eingebunden in ein Romanganzes, das in der sozialen Abstiegsgeschichte der Frau Marie Grubbe – sie sinkt von der „Zierde des Hofes" zur „arme[n], alte[n], hoffnungslose[n] Fährmannsfrau" (318) – den „Triumph" der „natürlichen Attraktion" (313) über die soziale Konvention feiert. Was Thomas Mann im Bild der punktuellen Liebesvereinigung zuspitzt, die dem Leben im selbstzentrierten „Willen" Glück als Fluchtpunkt des Authentisch-Seins abzwingt und dabei zugleich dessen Aufhebung im Tod einbezieht, wird bei Jacobsen in der breiten und historisch verbürgten Geschichte eines Lebenslaufs entfaltet, in der „jeder Mensch [...] sein eigenes Leben [lebt] und [...] seinen eigenen Tod [stirbt]" (318) und bei der die Linien des sozialen und physischen Verfalls mit denen des ‚Nur-sich-selbst-Lebens' konvergieren. Inneres Glück ist in beiden Texten nur gegen die Gesetze des bürgerlich-sozialen Lebens und mit der Existenz als Einsatz zu ertrotzen, das äußere Unglück ist ihm daher zugleich und mit Notwendigkeit eingelagert. Eine übergreifende Orientierungsinstanz – bei Jacobsen ausdrücklich abgewiesen (318f.), von Thomas Mann von vornherein ausgeklammert – kann dieser Psychologie des darwinistischen ‚Kampfs ums Dasein' keinen Sinn zuweisen: die Jacobsens Figuren überall beigelegte Einsamkeit im Streben nach Erfüllung

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

und im Zerbrechen aller Hoffnungen – prägnant in der Wortbildung des ‚seinen eigenen Tod'-Sterbens – ist auch das Erfahrungsfeld des frühen Thomas Mann. Das ‚Raubtier' Sti Høg ist dabei die Bildquelle, die Geschichte der Marie Grubbe die Sinnbrücke.

Ein weiteres Beispiel. Die auf ‚Der Wille zum Glück' folgende Erzählung, ‚Enttäuschung'[41], greift diesen Problemkomplex von der Psychologie der Verlusterfahrung her grundsätzlich auf und orientiert sich dabei an einer von Jacobsen vorgegebenen Bildwelt. Im berühmten und als Verständnisachse fungierenden Melancholie-Gespräch des Marie-Grubbe-Romans wendet sich der genannte Sti Høg an seine Schwägerin:

> Ihr seid also sehr glücklich, meine teure Schwägerin, der Trank des Lebens ist für Euch also rein und frisch, er schmeckt süß auf Eurer Zunge, nicht wahr, er wärmt Euer Blut und beflügelt Eure Gedanken? (191)

Er leitet damit eine Dialogfolge ein, die ihm Gelegenheit geben soll, seine Lebenserfahrung als „gallenbitter, abgestanden und faul" (191) darzulegen. Th. Mann verwendet dieselbe Gesprächstechnik, wenn er in seiner Ich-Erzählung die „Reden dieses sonderbaren Herrn", die das Ich „ganz und gar verwirrten" (GW VIII, 62), – allerdings in andersartigem Situationsbezug – einsetzen läßt:

> Sie sehen das alles zum ersten Male? Es erreicht Ihre Erwartungen? – Übertrifft es sie vielleicht sogar? – Ah! Sie haben es sich nicht schöner gedacht? – Das ist wahr? – Sie sagen das nicht nur, um glücklich und beneidenswert zu erscheinen?" (GW VIII, 63)

– um dann nach einer „Pause" seiner Bitterkeit freien Lauf zu lassen:

> Wissen Sie, mein Herr, was das ist: Enttäuschung? [...] Nicht im kleinen und einzelnen ein Mißlingen, ein Fehlschlagen, sondern die große, die allgemeine Enttäuschung, die Enttäuschung, die alles, das ganze Leben einem bereitet? Sicherlich, Sie kennen sie nicht. Ich aber bin von Jugend auf mit ihr umgegangen, und sie hat mich einsam, unglücklich und ein wenig wunderlich gemacht, ich leugne es nicht. (GW VIII, 64)

Bei Jacobsen wird diese Desillusionserfahrung auf den Begriff gebracht, sofern er Sti Høg ebenfalls nach einer Pause und in gleicher Gesprächsdiktion sagen läßt:

> Wisset Ihr nicht [...] wisset Ihr nicht, Madame, daß es hier in der Welt eine geheime Sozietät gibt, welche man die Kompagnie der Melancholischen nennen könnte?" (191)

Th. Mann verwendet in seiner Erzählung nicht das Wort ‚Melancholie', wenn er auch den Sachverhalt sehr verdeckt – mit dem Wissen des Lesers von England als dem Land der Melancholie rechnend – in dem Hinweis andeutet, daß der

[41] Entstanden 1896, zuerst veröffentlicht in der Sammlung *Der kleine Herr Friedemann*, Berlin: S. Fischer 1898.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Erzähler den „sonderbaren Herrn" „aus irgendeinem Grunde [...] für einen Engländer" hielt (GW VIII, 62); es kommt ihm – wie Jacobsen – darauf an, die Disposition des Melancholikers als manische Sucht nach dem absoluten Erlebnis, seine depressive Reaktion auf die Erfahrung der Begrenztheit des „Horizonts" wie die Fragwürdigkeit aller begrifflichen oder artistischen Bewältigungen dieser Ausgangslage in monologischer „Beichte" (so *Marie Grubbe*, 191) vorzulegen. Die Disposition des Melancholikers wird bei Jacobsen breit entfaltet:

> Es sind Leute, denen von Geburt an eine andere Natur und Beschaffenheit verliehen worden ist, sie haben ein größeres Herz und schnelleres Blut, sie lechzen und verlangen nach mehr, ihr Begier ist stärker und ihre Sehnsucht wilder und glühender, als bei dem gemeinen Menschenhaufen [...], sie suchen auch auf dem Baume des Lebens die Blüten auf, wo jene sie niemals zu finden vermuten würden, unter dunkeln Blättern und auf dürren Zweigen; aber was wissen sie, die andern, von Wollust in Trauer und in Verzweiflung? (191 f.)

Bei Th. Mann erwartete der „sonderbare Herr" „vom Leben das entzückend Schöne und das Gräßliche, [...] eine tiefe, angstvolle Sehnsucht nach der weiten Wirklichkeit, nach dem Erlebnis, gleichviel welcher Art, nach dem berauschend herrlichen Glück und dem unsäglich, unahnbar furchtbaren Leiden". (GW VIII, 64) „Seht" – so ergänzt Marie Grubbe – „das Leben, die Welt schienen mir so unsäglich herrlich, es mußte so schön sein, daran teilzuhaben; ob in Trauer oder Glück, das war gleich, wenn ich nur recht von Herzen litt oder mich freute [...]. Ich wollte, das Leben solle mich so stark erfassen, daß ich gebeugt oder erhoben würde, so daß kein Raum in meinen Gedanken für etwas anderes wäre, als das, was mich erhöhte, oder das, was mich beugte; ich wollte in meinem Kummer dahinschmelzen oder mit meiner Freude in einer Glut entbrennen". (195 f.) Es ist derselbe Traum (bei Thomas Mann) „von einem Leben, in dem es keinen Horizont mehr gibt" (GW VIII, 68), ungleich desjenigen, der (so Jacobsen) „in jämmerlicher Ehrfurcht und kaltem Hochmut [...] in seinem Herzen denkt, wie stolz er in den neidischen Augen des Pöbels strahlt, und wie ohnmächtig die Wellen der Mißgunst nach seinen Füßen lecken, während er mit Behagen den Purpur weich um seine Schultern und den Kranz kühl um seine Schläfen fühlt" (169) oder derjenigen, die (bei Thomas Mann) „so eitel sind und so gierig nach Hochachtung und dem heimlichen Neide der anderen, daß sie vorgeben, nur die großen Wörter des Glücks erlebt zu haben, nicht aber die des Leidens". (GW VIII, 67) „Von Jugend auf" (GW VIII, 64) – so Th. Mann – ist diese „Begierde nach einem, einem Erlebnis, das meinen großen Ahnungen entspräche", der „Enttäuschung" gewichen:

> Ich bin umhergeschweift, um die gepriesensten Gegenden der Erde zu besuchen, um vor die Kunstwerke hinzutreten, um die die Menschheit mit den größten Wörtern tanzt;

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

ich habe davorgestanden und mir gesagt: Es ist schön. Und doch: Schöner ist es nicht? Das ist das Ganze? (GW VIII, 66)

Für Sti Høg ist es die Erfahrung, „wenn alle Wollust, sobald man die Hand nach ihr ausstreckt, sich häutet und Ekel wird, wenn aller Jubel nur der letzte schmerzliche Odemzug der Freude ist, wenn alle Schönheit Schönheit ist, die entschwindet, und alles Glück Glück, das zerbricht" (193), und für Marie Grubbe besteht die „schwere, stille Trauer" (195), wenn „eine furchtbare Hoffnung [...] enttäuscht [wurde]" (GW VIII, 65), darin:

Man sehnt sich und härmt sich und hat keine lebendige Hoffnung, die einen trösten kann. (195)

Aber jede Flucht aus dieser Lage – sei es in die „Kanzelrhetorik" des „Pastorenhause[s]" bei Th. Mann (GW VIII, 64) oder in die „Klosterzelle" bei Jacobsen (193), sei es in die „Werke der Dichter" (GW VIII, 65) oder in den Rausch „an unseren eigenen Worten" bzw. im Herumreiten „auf jedem Gedanken, dem wir nur einen Halfter überzuwerfen vermögen" (198) – erscheint Jacobsen als „Dichtung und Trug" (194) oder Th. Mann als „Feigheit und Lüge" (GW VIII, 67). Der Melancholiker ist für Th. Mann wie für Jacobsen der Außenseiter, dem „von Geburt an eine andere Natur und Beschaffenheit verliehen worden ist" (191), die ihn zu „Sehnsucht" (J.) oder „Ahnungen" (M.) disponiert, ihn zugleich aber in „Ekel" (J.) oder „Enttäuschung" (M.) von diesem Leben entfernt und ihn isoliert.

Die Ursache dieser Melancholieerfahrung besteht – so Jacobsen – nicht in einer allgemeinen Einsicht in die „Vergänglichkeit des Glücks oder der Welt" (195), sondern in der „Trauer um einen heimlichen Mangel unserer Natur, einen inneren Schaden unserer Seele [...], der einen zu etwas ganz anderem als andere Leute mache". (195) Th. Mann indes lokalisiert die „Schuld" für das „Leiden" seines Helden entschiedener im „Pastorhause, in dessen überreinlichen Räumen ein altmodisch pathetischer Gelehrtenoptimismus herrschte" (GW VIII, 64) und schlägt damit das Motiv des „Erkenntnisekel[s]" (GW VIII, 300) an, das er nach dieser Erzählung weiter entfalten wird. Aber auch dies ist schon bei Jacobsen in bildhafter Wortprägung vorgegeben, wenn er Marie Grubbe, die den Weg der „natürlichen Attraktion" wählt, die Haltung Sti Høgs, dessen Melancholie ihn – Th. Manns „sonderbarem Herrn" gleich – zum enttäuschten Schwärmer auf der Suche nach dem ‚großen Erlebnis' macht, analysieren läßt: „Ihr zerhackt alles Bauholz des Lebens in Gedankenspäne." (254) Der Selbst-„Ekel" (GW VIII, 106) des Bajazzo, der – wie Sti Høg – „niemals Zeit" hatte, „etwas festzuhalten und zu bewahren, weil [er] immer nur fangen und greifen" wolle (254), ist bei Jacobsen ebenso vorgebildet, wie die Spaltung des sich „verödet und gelähmt von Erkenntnis [...], haltlos und unter Gewissensnöten

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

zwischen krassen Extremen, zwischen Heiligkeit und Brunst hin und her geworfen" (GW VIII, 336) sehenden Tonio Kröger mit seinem „Genuß, hier im Dunkeln stehen und ungesehen die belauschen zu dürfen, die im Lichte tanzten" (GW VIII, 329 f.), der aber – so bei Jacobsen – „niemals wieder die Kraft erlangen würde, das Tor des Lebens zu erschließen, sondern draußen stehen und den Tönen des Festes lauschen mußte, ungeladen und von niemand gesucht, wie eine verkrüppelte Magd" (197), gleich dem „ein wenig verwachsen" erscheinenden dänischen Mädchen bei Thomas Mann, das „einsam" (GW VIII, 333) dem Fest beiwohnt und im Trubel des Lebens „hart und heftig" fällt. (GW VIII, 335) Hier nun – im dänischen Umkreis – greift Th. Mann auch das Wort von der Melancholie aus *Marie Grubbe* auf und bezieht es auf die für ihn seitdem maßgebliche Fragestellung, auf die „vom Fluch der Erkenntnis und der schöpferischen Qual" gezeichnete Künstlergestalt, die sich zugleich nach „seliger Gewöhnlichkeit" sehnt (GW VIII, 332): Wenn er im Selbstgespräch seines Hans Hansen diesen davor warnt, seine „hellen Augen nicht trüb und traumblöde [zu] machen vom Starren in Verse und Melancholie" (GW VIII, 332), dann ist gleichermaßen die Umwendung von der Melancholie als Lebenserfahrung (so *Marie Grubbe*) auf die artistische Existenzform vollzogen wie der Bogen zu Lyhnes ‚Starren' „in vegetativer Ergriffenheit" als Sehnsucht nach dem Authentischen geschlagen. Die Faszination des selbstvergessenen Einsseins mit der Natur als Traum vom ursprünglichen ‚Leben' evoziert die auch im Lyhne-Roman angesprochenen[42] „Wonnen der Gewöhnlichkeit" (GW VIII, 303) – und Marie Grubbe lebt sie in einem Sinne, den Th. Mann als „Sich danach sehnen, einfach und völlig dem Gefühle leben zu dürfen, das ohne die Verpflichtung, zur Tat und zum Tanz zu werden, süß und träge in sich selber ruht" (GW VIII, 334) bezeichnet –, aber sie ist dem unter dem Druck der „Verpflichtung" stehenden Melancholiker versagt. Die Lösung aus dem Verfall des Authentischen und damit die Bewältigung des Melancholiedrucks ist für den Th. Mann des *Tonio Kröger* die Kunst – im Widerstreit zwischen der „Liebe zu dem [...], was ich das ‚Leben' nenne" und der „Erstarrung; Öde; Eis" (GW VIII, 336). Er geht so den entscheidenden Schritt weiter, den Niels Lyhne – noch befangen im radikalen Zweifel und ohne Verpflichtungsdruck und Tatkraft ein Opfer der Melancholie – nicht zu gehen vermochte. Zumindest bis dahin allerdings – und bis weit in die *Buddenbrooks* hinein – bleibt seine Problemwelt geprägt von der Melancholieerfahrung seines literarischen Vorbildes.

[42] Vgl. *Niels Lyhne*, a. a. O., S. 57 und vor allem S. 166 („hatte er selbst nicht die magnetische Anziehungskraft der braven Spießbürgerlichkeit empfunden?").

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

IV

Dies Verfahren einer auf detaillierte Textvergleiche angewandten Komparatistik sucht einen Weg zu beschreiten, der zwischen der Konstatierung übergeordneter Strukturen in der interkulturellen Verflechtung von Literaturen und der philologischen Ermittlung von Wirkungs- und Rezeptionszusammenhängen vermittelt. Der Dialog, in den Texte unterschiedlicher Herkunft miteinander gebracht werden, soll gleichermaßen perioden- oder gruppenspezifische Erfahrungs- und Darstellungsfelder wie individuelle Aneignungsvarianten solch übergreifender ‚Strömungen' erhellen helfen. Dies mit der Voraussetzung und dem Ziel, daß ein solches ‚Zusammenlesen' einer vergleichenden Literaturbetrachtung ein Verständnis der konkreten Texte fördert.

Dekadenzpathos und Desillusionierungserfahrung sind die für die Fin-de-siècle-Generation – und auch für Thomas Mann – charakteristischen übergeordneten Bewußtseinsformen. Innerhalb dieses Rahmens stellen sich Thomas Manns frühe Erzählungen konkreter als Bearbeitungen einer Erfahrung dar, die das dänische Vorbild auf den Begriff der Melancholie gebracht hatte. Textsequenzen, Motivbezüge und Problementwicklungen lassen erkennen, daß Thomas Mann diesen Melancholiedruck von der Bild- und Erzählwelt Jacobsens her aufgreift und in seine eigene literarische Arbeit integriert. Nicht nur die Vergleichbarkeit der Erfahrung ist dabei inspirierend, sondern vor allem die Eingrenzung dieser Erfahrung in ein poetisches Imaginationsfeld, dessen Überzeugungskraft aller zusätzlich angeeigneten theoretischen Einsicht vorausliegt und diese als bereits gestaltetes Bildmuster übertrifft. Vorgegebener Bildkreis und gedankliches Problemfeld berühren sich dabei in eigenartiger Weise. Was Thomas Mann in vielfachen Abwandlungen seines Frühwerks als die alles Glück vernichtende ‚Grausamkeit des Lebens' vorführt, wird Niels Lyhne im Erzählerkommentar mit auf den Lebensweg gegeben[43]; was er als die „von Geburt an" gegebene, den einzelnen zwischen „Ahnung" und Wirklichkeit aufreibende Zerrissenheit konstatiert, bezeichnet Marie Grubbe durch das Wort von dem aus Erblast übernommenen „Bruch in unserer Natur"; und was sich im Pessimismus des Lebens- und Erkenntnisekels als Grundbefund darstellt, enthüllt Sti Høg als die Erfahrung der „Kompagnie der Melancholischen". Im Verfall allerdings behauptet sich die Faszination des nur im Untergang zu verwirklichenden Authentisch-Seins: in *Niels Lyhne* durch den ‚aufrechten Tod' des

[43] „Zum erstenmal hatte er [der zwölfjährige Niels] Furcht vor dem Leben empfunden, zum erstenmal wirklich begriffen, daß, wenn dieses einen zum Leiden verurteilt, jenes Urteil weder erdichtet noch angedroht ist – man wird zur Folterbank geschleppt, und dann wird man gefoltert, es kommt keine märchenhafte Befreiung im letzten Augenblick, kein plötzliches Erwachen wie aus einem bösen Traum" (a. a. O., S. 77f.).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Helden im Krieg und in *Marie Grubbe* durch das ‚Sich-selbst-Ausleben' und das den ‚eigenen-Tod-Sterben' der Titelfigur – Faszinationselemente auch des Mannschen Frühwerks.

Interessant ist nun, daß Thomas Mann genau in diesem Sinne seinen philosophischen Orientierungspunkt dieser Jahre, Schopenhauer, deutet, wenn er in der Einleitung zur Schopenhauer-Auswahl von 1938 das „Verhältnis von Pessimismus und Humanität" zu bestimmen sucht:

> Es ist der Wunsch, einer Generation, deren Humanitätsgefühl sich in schwerer Krise befindet, das Erlebnis der eigenartigen Verbindung zu überliefern, welche Melancholie und Menschenstolz in dieser Philosophie eingegangen sind, Schopenhauers Pessimismus, das ist seine Humanität[44].

Von hier aus – so scheint mir – und unter Berücksichtigung der Ambivalenz von „Melancholie und Menschenstolz" wären die Anfänge des Mannschen Werks genauer zu überprüfen. Der Bedeutung, die der Vorbild-Schicht auch als Verständniszugang zukommt, hat die Forschung bisher – so weit ich sehe – nur geringe Aufmerksamkeit gewidmet. Es kommt dabei nicht nur darauf an, eine ‚Quelle' mehr für Thomas Mann zu eruieren und so sein ‚Montage'-Verfahren aufzuhellen[45], sondern vor allem auf die Erörterung der Frage, inwieweit die in der Bildvorgabe der „Muster" zugleich mitformulierte Problemgestaltung die Aneignungsbereitschaft für die Philosophien Schopenhauers und Nietzsches prädisponiert und wie sie die Aufnahmeperspektive für diese Deutungsmodelle ausrichtet. Die von Jacobsen her entwickelte Melancholie-Dimension ist hier nur einer der möglichen Zugangswege. Aber er zeigt, daß die von Thomas Mann so skeptisch beurteilte komparatistische Erforschung von „wechselseitigen Beziehungen" auch einen Beitrag zum Verständnis seines Werks zu leisten vermag.

[44] Vgl. dazu auch: Hans Mayer, Schopenhauer als Erzieher, *Littérature et Culture Allemandes*, a. a. O., S. 183–196.

[45] So vorbildlich: Hans Wysling, Thomas Manns Verhältnis zu den Quellen. Beobachtungen am „Erwählten", Paul Scherrer/Hans Wysling, *Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns* (Thomas-Mann-Studien I), Bern: Francke 1967, S. 258–324; 342–346.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Ulrich Karthaus

Zu Thomas Manns Ironie

Für Odo Marquard zum 26. II. 1988

Das Thema legt eine Gliederung in zwei Abschnitte nahe: Erstens Beobachtungen, zweitens Überlegungen.

I

Ich beginne mit Beobachtungen und erläutere an drei Beispielen, was ich unter Thomas Manns Ironie verstehe. Erstens: In der „Studie" ‚Ein Glück' aus dem Jahre 1903, erschienen im Januar 1904, findet sich ein selbständiger Text, eine eingeschobene Episode, die der Erzähler „Anekdote" nennt; sie geht vermutlich auf eine Erzählung zurück, die Thomas Mann im Sommer 1903 von Kurt Martens gehört hatte:

> Eines Morgens zwischen fünf und sechs Uhr befand sich Rittmeister Baron Harry in angeregter Stimmung mit einigen Kameraden auf dem Heimwege von einer nächtlichen Unterhaltung; es waren Rittmeister von Hühnemann sowie die Oberleutnants und Leutnants Le Maistre, Baron Truchseß, von Trautenau und von Lichterloh. Als die Herren die Alte Brücke passierten, begegnete ihnen ein Bäckerjunge, der, einen großen Korb mit Semmeln auf der Schulter tragend und sorglos sein Lied pfeifend, durch den frischen Morgen seines Weges zog. „Hergeben!" rief Baron Harry, ergriff den Korb beim Henkel, schwang ihn so geschickt, daß ihm nicht eine Semmel entfiel, dreimal im Kreise herum und schleuderte ihn dann in einem Bogen, der von der Kraft seines Armes zeugte, weit hinaus in die trüben Fluten. Der Bäckerjunge, anfangs schreckerstarrt, hob dann, als er seine Semmeln schwimmen und versinken sah, unter Jammerrufen die Arme empor und gebärdete sich wie ein Verzweifelter. Nachdem aber die Herren sich eine Weile an seiner kindischen Angst ergötzt hatten, warf ihm Baron Harry ein Geldstück zu, das an Wert den Inhalt des Korbes um das Dreifache übertraf, worauf die Offiziere lachend ihren Heimweg fortsetzten. Da begriff der Knabe, daß er es mit Edelleuten zu tun gehabt habe, und verstummte … (GW VIII, 352f.)

Der Text lädt zu einer Interpretation unter sozialgeschichtlichem Aspekt ein: beschäftigungslose junge Leute, die jeunesse dorée einer tonangebenden Gesell-

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

schaftsschicht, zechen die Nacht durch und treiben dann groben Unfug in Tateinheit mit Sachbeschädigung. Isoliert vom tätigen Leben des Bürgers, als Offiziere in Friedenszeiten ohne wirkliche Aufgaben, können sie ihre Kräfte auf eine Art erproben, die nur ihnen nachgesehen wird. Die Geschichte ist komisch wie jeder Unfug komisch ist, unter anderem auch wegen des Mißverhältnisses der Manneskraft eines Rittmeisters zu dem niedrigen Requisit, auf das sie sich stürzt. Auf den zweiten Blick ist sie beängstigend: im Hintergrund scheint ein Sadismus auf, der sich an der Angst eines Menschen „ergötzen" kann. Der achtundzwanzigjährige Autor verfügt offenbar über einen gesellschaftskritischen Scharfblick, der unalltäglich ist; nicht erst in *Königliche Hoheit*, nicht erst im ‚Eisenbahnunglück' – beide Dichtungen entstanden 1909 – durchschaut er, wie es um die Stellung der repräsentierenden und führenden Menschen seiner Zeit in der Tat bestellt ist[1]. Gleichwohl ist diese Anekdote keine Satire auf die gesellschaftlichen Zustände der Zeit vor 1914, ebensowenig wie *Königliche Hoheit* oder ‚Das Eisenbahnunglück'. Die gesellschaftlichen Verhältnisse erscheinen stattdessen in diesen Dichtungen als „Material und Spielzeug" (GW XII, 229), die nicht um ihrer selbst willen beschrieben werden, sondern als Anlaß für die Entfaltung künstlerischer Wirkungsmöglichkeiten dienen. Die „Anekdote" zeigt das derart augenfällig, daß sich eine Interpretation fast erübrigt: da ist die überquellende Phantasie in der Erzeugung klangvoller Adelsnamen, deren Häufung die märchenhafte Atmosphäre eines Feudalismus andeutet, wie er nur im Trivialroman dieser Jahre noch existiert. Da ist das souveräne Spiel der verschiedenen Stilebenen: der distanziert berichtende Beobachter der „Herren", die sich, so sagt er euphemistisch, „in angeregter Stimmung" „von einer nächtlichen Unterhaltung" nach Hause begeben, wandelt sich im letzten Satz zu einem Märchenerzähler, der die alkoholisierten Offiziere zu „Edelleuten" und den Bäckerjungen zu einem „Knaben" macht. Weitere Einzelheiten ließen sich anführen – aber auch ohnedies ist deutlich: wenn diese Anekdote ironisch ist, dann ist Ironie Distanz und Interesselosigkeit im Sinne Kants. Diese Ironie fragt nicht nach Wohlgefallen oder Mißfallen, sondern sie begnügt sich damit, Personen und Verhältnisse zu durchschauen. Die „Anekdote" ist ein Kunstwerk im Sinne klassischer Ästhetik: „ganz uninteressiert, aber doch sehr interessant, d.i. es gründet sich auf keinem Interesse, aber es bringt ein Interesse hervor."[2] Sie enthält keine konkrete Leseanweisung, sondern eröffnet mehrere Möglichkeiten der Lektüre.

[1] Georg Lukács hat schon 1945 auf Thomas Manns kritische und selbstkritische Darstellung der „Haltungsmoral" hingewiesen. Vgl. G. L., Auf der Suche nach dem Bürger, *Werke*, Bd. VII, Neuwied, Berlin: Luchterhand 1964, S. 505–534.

[2] Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, § 3, *Werke*, Bd. X, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978, S. 117.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Man übersetzt Ironie mit Verstellung. Sucht man nach Arten der Verstellung, so ist es die Fähigkeit des Erzählers, als Trivialschriftsteller, als Hofberichterstatter oder als Märchenerzähler zu figurieren und durch solches Spiel verschiedener Rollen dem erzählten Vorgang mehrere Aspekte abzugewinnen. Zugleich wird deutlich, daß jeder einzelne dieser Aspekte in seiner Isolation lächerlich wäre, weil keiner von ihnen den Vorgang ganz und gar erfassen kann. Um die komplexe Wirklichkeit darzustellen, müssen mehrere Perspektiven gezeigt werden. Auch sie können, zusammengenommen, nicht die ganze Wirklichkeit erschöpfen; nur augenzwinkernd kann der Erzähler fingieren, so wie die verschiedenen Perspektiven zusammengenommen es darstellen, sei es „wirklich".

Zweitens: im *Zauberberg* (1924) wird der Tod Joachim Ziemßens erzählt und Hans Castorps Reaktion darauf:

> Da Luise Ziemßen sich schluchzend abgewandt hatte, war es Hans Castorp, der dem Regungs- und Hauchlosen mit der Spitze des Ringfingers die Lider schloß, ihm die Hände behutsam auf der Decke zusammenlegte. Dann stand auch er und weinte, ließ über seine Wangen die Tränen laufen, die den englischen Marineoffizier dort so gebrannt hatten, – dies klare Naß, so reichlich-bitterlich fließend überall in der Welt und zu jeder Stunde, daß man das Tal der Erden poetisch nach ihm benannt hat; dies alkalisch-salzige Drüsenprodukt, das die Nervenerschütterung durchdringenden Schmerzes, physischen wie seelischen Schmerzes, unserem Körper entpreßt. Er wußte, es sei auch etwas Muzin und Eiweiß darin. (GW III, 743f.)

Nicht nur der Erzähler, auch seine Geschöpfe können Ironiker sein. So Hans Castorp. Wenn Ironie Verstellung ist, so verstellen sich in seinem Bewußtsein und Gemüt mehrere Gesichtspunkte gegenseitig. Der von Beda Allemann geprägte Begriff des „ironischen Spielraums" ist hier genau am Platze:

> Die Verstellung der höheren Ironie ist aber nicht mehr *dissimulatio,* sondern beruht in jener leisen Ver-stellung, das Wort jetzt wesentlicher verstanden, der den ironischen Spielraum verstellenden Dinge, die diesen allererst eröffnet, indem sie gewandt und rasch Durchblicke freigibt, ohne immer gerade mit völligen Umdrehungen aufwarten zu müssen; ja es läßt sich sagen, daß der Durchblick um so ironischer erscheint, je geringer die notwendige Verstellung ist[3].

Deshalb bezweifelt Hans Castorp Settembrinis Definition der klassisch-rhetorischen Ironie als dissimulatio: „Aber eine Ironie, die ‚keinen Augenblick mißverständlich' ist, – was wäre denn das für eine Ironie [...]? Eine Trockenheit und Schulmeisterei wäre sie!" (GW III, 309) Und deshalb gibt es nur ganz wenige Stellen in Thomas Manns poetischem Werk, wo Ironie als dissimulatio erscheint: In *Buddenbrooks* schildert Tony ihrem Bruder das Gebaren ihres

[3] Beda Allemann, *Ironie und Dichtung,* Pfullingen: Neske 1956, ²1969, S. 20.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Schwiegersohnes Hugo Weinschenk, der aus Ärger über eine versalzene Suppe den Deckel der Suppenterrine zerschlagen habe. Der Senator kommentiert: „Allerliebst!" und Tony entgegnet: „Nein, im Gegenteil." (GW I, 452) Im „Schnee"-Kapitel des *Zauberberg* wird der Schneereichtum mit einer Litotes erwähnt: „Der vorige Winter hatte es in dieser Richtung wahrhaftig nicht fehlen lassen" (GW III, 649), und im *Doktor Faustus* beginnt der Erzähler das XIV. Kapitel mit den Worten: „Zahlenmystik ist nicht meine Sache" (GW VI, 149).

Hans Castorps Ironie ist deshalb keine dissimulatio, weil er den Schmerz über des Vetters Tod ja gar nicht verleugnet, sondern durch seine Tränen deutlich zu erkennen gibt. Diese aufrichtige Empfindung aber ist verschränkt mit der Erinnerung an eine Erzählung Joachims – Hans Castorps Zimmer war zuvor von einer sterbenden Amerikanerin bewohnt worden, deren Verlobter seine Wangen mit Coldcream gegen die Tränen geschützt hatte (GW III, 22) – mit Reminiszenzen an den barocken Topos der Erde als Tränental sowie an eigene naturwissenschaftliche Studien und mit dem Wissen über die chemische Zusammensetzung der Tränen. Man kann dies die „Koexistenz mehrerer Bewußtseinslagen"[4] nennen. Sie ermöglicht, Wirklichkeit darzustellen als eine komplexe Struktur; es wird mehr als das sinnlich Wahrnehmbare sichtbar. Wirklichkeit, ironisch betrachtet, ist immer mehr als das Faktische. Sie enthält Vergangenheit und Zukunft, Geschichte und Möglichkeiten. Biographische Erinnerungen, poetische Sentimentalität, naturwissenschaftliche Erkenntnisse sind im ironischen Bewußtsein gleichzeitig präsent. Insofern ist Ironie die Fortsetzung des Realismus, den Thomas Mann an der Romankunst des neunzehnten Jahrhunderts studiert hat, mit anderen Mitteln. Da modernes Bewußtsein durch seine Komplexität bestimmt ist, können Attribute wie Kleidungsstücke oder Besitztümer das Wesentliche eines Menschen nicht mehr erschöpfend darstellen, so wie Gottfried Keller in der Beschreibung der Schublade der Züs Bünzlin deren Charakter zeichnete. Die Wirklichkeit – dies Thomas Manns Erkenntnis – ist durch das Nebeneinander von Verschiedenem bestimmt. So beschreibt es Professor Kuckuck im *Felix Krull:* „in der Menschenwelt [...] sei immer alles versammelt, alle Zustände der Kultur und Moral, alles vom Frühesten bis zum Spätesten, vom Dümmsten bis zum Gescheitesten, vom Urtümlichsten, Dumpfesten, Wildesten bis zum Höchst- und Feinstentwickelten bestehe allezeit nebeneinander" (GW VII, 547). Was vom individuellen Bewußtsein und seinen Wahrnehmungsweisen gilt, gilt auch von der moralischen Welt und ihren geschichtlichen Entwicklungsstadien. Das ist eine Erkenntnis nicht erst des späten Thomas Mann; schon der Verfasser von *Buddenbrooks* hat sie gestaltet:

[4] Ulrich Karthaus, Thomas Mann: Der Zauberberg, *Deutsche Romane des 20. Jahrhunderts, Neue Interpretationen,* hrsg. von Paul Michael Lützeler, Königstein/Ts.: Athenäum 1983, S. 95–109.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Man mußte den Verlust der alten Dame mit Fassung ertragen. Sie war steinalt geworden und hatte zuletzt ganz einsam gelebt. Sie ging zu Gott, und Buddenbrooks bekamen eine Menge Geld, volle runde hunderttausend Taler Kurant, die das Betriebskapital der Firma in wünschenswertester Weise verstärkten (GW I, 236).

Frömmigkeit und Geschäftssinn, Pietät und Erwerbsstreben sind in der Kaufmannsfamilie selbstverständliche Bestandteile des tradierten Ethos. Eine Reflexion, die diese Elemente analysierte, würde das Ende der Fähigkeit bedeuten, den Beruf auszuüben. Und in der Tat stellt ja Thomas Buddenbrook solche Überlegungen an.

Drittens: Zu Beginn der *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* wird die Häuslichkeit des Schaumweinfabrikanten Engelbert Krull beschrieben. Das erste Kapitel endet so: „Über dem Windfang war eine kleine, sinnreiche Vorrichtung angebracht, die, während die Tür, durch Luftdruck aufgehalten, langsam ins Schloß zurücksank, mit feinem Klingen den Anfang des Liedes ‚Freut euch des Lebens' spielte". (GW VII, 269) Das Lied kann hier als akustisches Emblem der sinnlichen, lebensfreudigen Heiterkeit verstanden werden, wie sie Felix Krulls Vater – „die Lebenslust selbst" (GW VII, 365) – liebt und praktiziert.

Da der Konkurs eingetreten ist und die Ausstattung des lebenslustigen Hauses versteigert wird, bleibt von allen Luxusgegenständen einzig die Vorrichtung zurück, die das Lied spielt: „und wenn die kleine Vorrichtung über dem Windfang, ganz unberührt von all der Plünderung, noch immer mit zierlichem Klingen den Anfang des Liedes ‚Freut euch des Lebens' spielte, so geschah es nur, weil die Gerichtsherren ihrer nicht achtgehabt hatten" (GW VII, 320).

Hier kann, wie im ersten Beispiel, zunächst wörtlich gelesen werden: bevor er das Geldstück empfing, konnte der Bäckerjunge in der Tat nicht auf den Gedanken verfallen, er habe es mit Edelleuten zu tun. Und ebensowenig können Gerichtsvollzieher auf die Lebensfreude der Besitzer von zu pfändenden Gegenständen Rücksicht nehmen. Darüber hinaus bewahrt aber das Lied gerade in dieser Situation seine Aktualität. Es beweist, wie recht Engelbert Krull handelte, als er sich des Lebens freute, solange das Lämpchen noch glühte. Und natürlich entsteht ein komisch-grotesker Gegensatz zwischen der Tätigkeit der Gerichtsherren und dem Lied, das sie beim Verlassen des Hauses begleitet.

Endlich gewinnt das Motiv eine metaphysische Bedeutung. Im Speisewagen auf der Reise nach Lissabon erfährt Felix Krull von Professor Kuckuck: „Es hat das Leben nicht immer gegeben und wird es nicht immer geben. Das Leben ist eine Episode, und zwar, im Maßstabe der Äonen, eine sehr flüchtige." Er antwortet: „Das nimmt mich ein für dasselbe [...]. Es gibt da [...] ein Liedchen: ‚Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht.' Ich habe es früh

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

erklingen hören und immer gern gehabt, aber durch Ihre Worte [...] nimmt es nun freilich eine ausgedehntere Bedeutung an". (GW VII, 538) Das Motiv stellt nun nicht nur eine Verbindung her zwischen Vater und Sohn, indem dieser sich zur Lebensfreude jenes Bonvivants bekennt, sondern es spricht ein Bekenntnis Thomas Manns aus, das er 1952 in dem kleinen Essay ‚Lob der Vergänglichkeit' formulierte, und zwar ursprünglich für eine Rundfunksendung der Reihe „This I Believe" des Columbia Broadcasting System. Der Essay wiederholt oder antizipiert, z.T. mit wörtlichen Anklängen an Professor Kuckucks Privatissimum, „woran ich glaube, oder was ich am höchsten stelle", „was allem Leben Wert, Würde und Interesse verleiht", nämlich die durch ihre Vergänglichkeit bedingte Zeit (GW X, 383).

War Ironie im ersten Beispiel als Distanz definierbar, zeigte sie sich im zweiten als Koexistenz mehrerer Bewußtseinslagen, so eröffnet sie in diesem dritten Beispiel die Möglichkeit, in einer alexandrinischen Zeit, da alles nebeneinander scheinbar gleichgültig ist, etwas auszusprechen, was darüber hinausweist und ihm einen „Wert" verleiht, der sonst nicht definierbar wäre, ohne die hermetisch-musikalische Struktur des Kunstwerks in Frage zu stellen. Ironisch reden heißt sozusagen, französisch zu reden, wie Hans Castorp zu Madame Chauchat sagt: „parler français, c'est parler sans parler, en quelque manière" (GW III, 469), sprechen ohne zu sprechen: mindestens ohne verantwortlich zu sprechen. Ironie kann als Instrument dienen, um „Leidenschaft" zu „maskier[en]" (GW XII, 203).

Hier liegt der Grund für die im Alterswerk deutlich zunehmende Verwendung von Zitaten und Parodien; es fungiert „das Zitat als Deckung, die Parodie als Vorwand" (GW VI, 194). Ist dies der Fall von Leverkühns Brief im XVI. Kapitel des *Doktor Faustus*, der das Leipziger Bordell-Erlebnis berichtet, so ist es womöglich noch stärker der Fall in Leverkühns Scherzen überhaupt, die Zeitblom, mit deutlicher Anspielung auf Goethes letztes Wort zu *Faust II* charakterisiert: „Du pflegst deine Scherze ernster zu nehmen als deinen Ernst" (GW VI, 249)[5].

Es ist dies einer der Gründe für die Musikalität der Dichtungen Thomas Manns; er rechnet sich 1939 „zu den Musikern unter den Dichtern" und stellt fest: „Die Musik hat von jeher stark stilbildend in meine Arbeit hineingewirkt [...]. Der Roman war mir immer eine Symphonie, ein Werk der Kontrapunktik, ein Themengewebe, worin die Ideen die Rolle musikalischer Motive spielen" (GW XI, 611). Und im Spätwerk *Doktor Faustus* wird die Musik zur Chiffre für die Kunst überhaupt, zumal für die eigene hermetische Kunst: Es ist

[5] Goethe an Sulpiz Boisserée am 24. November 1831 und an Wilhelm v. Humboldt am 17. März 1832, *Goethes Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, IV. Abteilung, 49. Band, Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger 1909, S. 153 und 283.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

der „Vorteil der Musik, die nichts und alles sagt, vor der Eindeutigkeit des Wortes", „ja, die schützende Unverbindlichkeit der Kunst überhaupt" (GW VI, 659), die das vieldeutige und ironische Wort des Erzählers vor den Worten faktischer Mitteilung als dichterisches Wort auszeichnet.

II

Mit diesen Bemerkungen bin ich aber unversehens schon beim zweiten Teil meines Vortrags, bei der Frage: Weshalb ist Thomas Mann Ironiker? Dieser Abschnitt ist in vier Teile gegliedert.

Erstens: „Ironie heißt fast immer, aus einer Not eine Überlegenheit machen". (GW IX, 56) Die Bemerkung am Ende des Chamisso-Essays von 1911 nennt einen persönlich-biographischen Grund für Thomas Manns Ironie. Ironie ist die Haltung Tonio Krögers: unerwiderte Liebe, Neigung ohne die Fähigkeit, sich dem geliebten Menschen oder Gegenstand bis zur Aufhebung der Distanz zu nähern. Das hindert die Angst vor der Beschädigung der eigenen Empfindung. Ironie als Spott ist die Waffe der Verletzlichen. Die Spitzzüngigkeit – linguistisch ausgedrückt: der überelaborierte Code – der Geschwister in ‚Wälsungenblut', Imma Spoelmanns in *Königliche Hoheit* zeigt das Bedürfnis nach schützender Abwehr. Isolation und Berührungsangst können psychologische Motive für Ironie sein. Die Ironie dieser Figuren ist Abwehr und Spott. Sie sprechen „mundfertig und mit scharfer Zunge [...] scheinbar im Angriff und doch vielleicht nur aus eingeborener Abwehr, verletzend und wahrscheinlich doch nur aus Freude am guten Wort" (GW VIII, 382).

Thomas Mann hat deshalb in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* seinen Konservatismus „die erotische Ironie des Geistes" genannt (GW XII, 569). Solche Ironie zeigt einerseits das Bedürfnis nach Hingabe, andrerseits das Bedürfnis nach Konservierung der eigenen Würde, ein Motiv, das sich durch das ganze Werk in zahlreichen Variationen zieht: Es erscheint als Gefährdung der umfriedeten Lebenssicherheit durch die Leidenschaft in ‚Der kleine Herr Friedemann', in *Königliche Hoheit*, in *Joseph in Ägypten* und in der ‚Betrogenen'. Wenn dies Problem mit Ironie bewältigt wird, wie von Tonio Kröger, Imma Spoelmann und Professor Cornelius in ‚Unordnung und frühes Leid', so zeigt sich eine Form der Humanität.

Man kann sie als Balance der Not und der Überlegenheit, des Leidens an den unerwiderten Empfindungen und der distanzierten Fremdheit definieren. Der Ironiker bemüht sich um das Leben in all seinen Erscheinungsformen. Er liebt es und wirbt darum. Zugleich scheut er die Berührung damit. Das ist ein Motiv noch im *Doktor Faustus:* Rudi Schwerdtfegers Werben um Adrian Leverkühns

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Freundschaft erregt eine „schwermütige Neigung" mit „Merkmale[n] erotischer Ironie" (GW VI, 551).

Das abschließende Kapitel der *Betrachtungen* hat diesen Aspekt der Ironie ausführlich dargestellt. Danach richtet sich Ironie „gegen das Leben sowohl wie gegen den Geist" (GW XII, 573); Thomas Mann erblickt sie, „wo andere Leute sie nicht sehen", denn man kann ihren „Begriff nicht weit genug fassen" (GW XII, 581). Sie hat eine ethisch-persönliche wie politisch-öffentliche Perspektive. Was die politische Haltung der Ironie betrifft, so geht sie nicht auf Veränderung und Verbesserung der Welt aus: Die Kritik an dem Aufklärer und Zivilisationsliteraten Settembrini fußt auf der Erkenntnis, daß der Versuch zur Steuerung der geschichtlichen Entwicklung im Geist der Aufklärung durch die Geschichte seit der Französischen Revolution widerlegt ist. Deshalb ist Ironie bewahrend oder konservativ. Sie richtet auch den Geist, der sich im Besitz der Wahrheit glaubt. Sie richtet nicht nur das Bestehende – verkürzt „Leben" genannt – sondern auch die Opposition dagegen. In diesem Zusammenhang interpretiert der Verfasser der *Betrachtungen* das Schulkapitel in *Buddenbrooks:* „Es versagt dort etwas, – aber was versagt, ist ja nicht sowohl die neudeutsche Mittelschule, die freilich übel wegkommt, als noch vielmehr der kleine Verfallsprinz und Musikexcedent Hanno Buddenbrook" (GW XII, 575). Die Kunst soll deshalb das Leben nicht verbessern, Versuche in dieser Richtung seien „im Grunde illoyal" (ebd.). Aber auch zwischen Geist und Leben zu vermitteln, muß ihr am Ende wohl versagt bleiben. Es bedurfte offenbar der Dissertation von Hermann Kurzke, bis man bemerkte: „Die Ironie kann schon deshalb nicht in der Mitte zwischen Geist und Leben stehen, weil sie selbst geistig ist."[6]

Ironie ist die Form, die der Geist Thomas Manns in seinen Dichtungen gewinnt, im Unterschied zum wissenschaftlich erkennenden und politisch reformerischen Geist. Im poetischen Werk vor allem zeigt sich Ironie, während in anderen Äußerungen – dem Essay, Brief oder Tagebuch – die Satire oder neutrale Sachlichkeit, die Polemik oder das Bekenntnis anzutreffen sein mögen. Die Aussagen über Hitler beispielsweise in den Rundfunksendungen *Deutsche Hörer* wird man nicht ironisch nennen; eher wird man ihrer Charakterisierung durch Reinhard Baumgart zustimmen: „Die Radiobotschaften, Reden, Artikel [der] Exilzeit sind [...] von einer satirischen Schärfe und Unbedingtheit, die jeden Vorbehalt eliminiert und auch Problematik in polemischer Entschiedenheit vereinfacht."[7] Wenn Ironie eine Erscheinungsweise der Humanität ist, muß sie ihre Grenze in der Begegnung mit der Inhumanität finden.

[6] Hermann Kurzke, *Auf der Suche nach der verlorenen Irrationalität. Thomas Mann und der Konservatismus,* Würzburg: Königshausen und Neumann 1980 (Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 1), S. 71. Die Arbeit erschien erstmals 1972 als Dissertation.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Zweitens: Der persönlich-biographischen Bedingtheit dieser erotischen Ironie entspricht eine objektiv-geschichtliche Bedingung. Man kann sie bei anderen Autoren des XX. Jahrhunderts ebenso nachweisen wie bei Thomas Mann, wobei diese anderen Autoren mit anderen ästhetischen Mitteln auf die allgemein erkannte Situation reagieren. Ich nenne zwei Beispiele. Brecht schreibt 1922: „Die Lage wird dadurch so kompliziert, daß weniger denn je eine ‚einfache Wiedergabe der Realität' etwas über die Realität aussagt. Eine Photographie der Kruppwerke oder der AEG ergibt beinahe nichts über diese Institute. Die eigentliche Realität ist in die Funktionale gerutscht."[8]

Ähnlich klingt eine bekannte Äußerung Musils im *Mann ohne Eigenschaften* 1930: „Die Wahrscheinlichkeit, etwas Ungewöhnliches durch die Zeitung zu erfahren, ist weit größer als die, es zu erleben; mit anderen Worten, im Abstrakten ereignet sich heute das Wesentlichere, und das Belanglosere im Wirklichen."[9]

Thomas Mann erkennt die Wirklichkeit in ähnlicher Weise. Er begreift sie immer als Doppeldeutigkeit oder Mehrdeutigkeit. Wenn Ironie die Fähigkeit ist, „aus einer Not eine Überlegenheit [zu] machen", kann sie auch verstanden werden als die Fiktion eines erkennenden Subjektes, das durch den Akt der Erkenntnis Überlegenheit gewinnt über eine schwer durchschaubare Wirklichkeit, deren Hintergründe, Bedingungen und Konsequenzen abstrakt geworden, d. h. „in die Funktionale gerutscht" sind.

Ist es zu kühn, hier einen Berührungspunkt von Thomas Manns Ironie mit der romantischen Ironie zu sehen, wie sie Ingrid Strohschneider-Kohrs bestimmt? Sie erkennt die Unzulänglichkeit einer die Ironie auf Subjektivität oder Objektivität festlegenden Definition und sieht in der romantischen Ironie „die Ermöglichung künstlerischer Objektivität", die die „hohe selbstbewußte Souveränität des sich zur Freiheit bestimmenden Ichs" voraussetzt[10]. Die Ironie könnte dann in Thomas Manns Verständnis die zeitgemäße Möglichkeit sein, die romantische Forderung einer „objektiven Poesie" zu erfüllen.

Da die Wirklichkeit mehrdeutig ist, muß der ironische Künstler sie in mehreren Schichten darstellen, die einander überlagern und durchkreuzen. So erklärt es der in Öl dilettierende Hofrat Behrens seinen Patienten Hans Castorp und Joachim Ziemßen anläßlich seines Porträts der Clawdia Chauchat:

[7] Reinhard Baumgart, *Das Ironische und die Ironie in den Werken Thomas Manns*, München: Hanser 1964, S. 94.

[8] Bertolt Brecht, *Gesammelte Werke*, Bd. XVIII, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1967, S. 161.

[9] Robert Musil, *Gesammelte Werke*, Bd. I, hrsg. von Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 69.

[10] Ingrid Strohschneider-Kohrs, *Die romantische Ironie in Theorie und Gestaltung*, Tübingen: Niemeyer 1960 (Hermaea NF. 6), S. 89.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Die Körperpelle da hat Wissenschaft, die können Sie mit dem Mikroskop auf ihre organische Richtigkeit untersuchen. Da sehen Sie nicht bloß die Schleim- und Hornschichten der Oberhaut, sondern darunter ist das Lederhautgewebe gedacht mit seinen Salbendrüsen und Schweißdrüsen und Blutgefäßen und Wärzchen, – und darunter wieder die Fetthaut, die Polsterung, wissen Sie, die Unterlage, die mit ihren vielen Fettzellen die holdseligen weiblichen Formen zustande bringt. Was aber mitgewußt und mitgedacht ist, das spricht auch mit. Es fließt Ihnen in die Hand und tut seine Wirkung, ist nicht da und irgendwie doch da, und das gibt Anschaulichkeit. (GW III, 361)

Ich habe diese Textstelle einmal als Ausgangspunkt einer Darstellung der Zeitproblematik im *Zauberberg* interpretiert[11], aber natürlich ist hier nicht nur von der Zeit die Rede, sondern eine Erklärung der ironischen Leitmotivtechnik ist andeutungsweise formuliert: sie ist die Reaktion auf eine als komplex und vielschichtig erfahrene Wirklichkeit. Man kann, unter anderem, in diesem ästhetischen Prinzip auch eine Erklärung für die gelegentlich kritisierte Neigung zur umfangreichen, rhythmisch ausschwingenden rhetorischen Periode sehen; die Länge solcher Satzkonstruktionen beruht auf der „Begierde, alles auf einmal zu sagen" (GW VI, 468), die der Erzähler des *Doktor Faustus* bekennt.

So gesehen, ist die Ironie Thomas Manns die Fortsetzung der Musik Richard Wagners mit anderen, d. h. literarischen Mitteln; Cosima Wagners Tagebücher überliefern unter dem Datum des 5. Juli 1870 eine Äußerung Wagners, die den Bezug seiner Kompositionstechnik zur Ironie herstellt:

Im Wagen spricht R. von der Zusammensetzung mehrerer Themen in der Musik; das Ohr vernimmt nur eines, aber die Beifügung der andren als Begleitung schärft und erhöht den Eindruck dieser einen gehörten Melodie ungeheuer. In der Dichtkunst gäbe es keine ähnliche Wirkung, außer vielleicht durch die Äquivoke, den Humor, die Ironie[12].

In diesem Sinne ironisch sind einerseits die psychischen Strukturen mancher Romanfiguren, wenn der Erzähler sie in ihrer Innenansicht zeigt. Hans Castorp am Totenbett Joachim Ziemßens empfindet, wie Hofrat Behrens malt, in mehreren Schichten, die einander überlagern: die wahren Gefühle sind die gemischten Gefühle. Andrerseits gilt dies Prinzip aber auch von jeder wahrgenommenen Wirklichkeit: jede Handlung, jedes Ereignis, jeder Gegenstand, jeder Mensch bietet der genauen Betrachtung mehrere Ansichten. In einem Falle, dem des „Zauberers" Cipolla – zu deutsch: Zwiebel – ist das besonders evident: „wie bei einer Zwiebel wird Schale um Schale freigelegt, dem dämonischen Element nachgegangen – aber mit der letzten Schale ist es auch schon

[11] Ulrich Karthaus, „Der Zauberberg" – ein Zeitroman (Zeit, Geschichte, Mythos), *DVjs.* 44, 1970, H. 2, S. 269–305.

[12] Cosima Wagner, *Die Tagebücher*, hrsg. von Martin Gregor-Dellin und Dietrich Mack, Bd. I, 1860–1877, München/Zürich: Piper 1976, S. 254.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

verschwunden, erweist es sich als das Nichts."[13] Es ist zweifellos legitim, Cipolla psychoanalytisch zu interpretieren und ihm eine „homoerotische Passion" zuzusprechen als die „Achillesferse, an der seine Macht zuschanden wird"[14] –, aber nicht erst, seit sich die Einflüsse Freuds in Thomas Manns Werk zeigen, ist er Ironiker, obwohl er sich durch seine Freud-Lektüre als Ironiker bestätigt fühlte. Die Psychoanalyse ist in seinen Augen selbst ironisch, mindestens in zweifacher Hinsicht: einerseits kann durch sie, wie durch alle Psychologie, „schlechterdings alles kompromittiert werden" (GW XII, 200) – so die *Betrachtungen* –, andrerseits ist sie „Wahrheitsliebe", „die leidend-moralistisch gestimmte Liebe zur Wahrheit [...] aus der hohen Schule Nietzsche's" (GW IX, 481) – so der Festredner zu Ehren Freuds 1936. Sie kann als Instrument der Erkenntnis Nutzen oder Schaden stiften. Darüber hinaus können Ironie und Analyse differenzieren, erkennen und dadurch bisweilen auch heilen.

Heilen kann die Ironie vor allem die Einseitigkeit und gelegentlich auch die politische Parteilichkeit, wie es Serenus Zeitblom im Gespräch mit dem „Dürer-Mann" Gilgen Holzschuher gelingt, den er durch schmeichelhafte Äußerungen über eine Publikation „glücklich, weich, unpolitisch und heiter" stimmen und so in einem „gebesserten Zustand" (GW VI, 594) verlassen kann. Die Szene hat übrigens noch eine hübsche Pointe: der liberale Serenus Zeitblom schlägt einen „Weg nach rechts" ein, indes der deutschnationale Holzschuher „links ging" (ebd.).

Ironie ist deshalb, wie die Analyse, die Antwort nicht nur auf eine uneindeutige, komplexe, sondern auch auf eine pathologische Wirklichkeit, die bisweilen Züge des Unheimlichen, Bedrohlichen und Grotesken zeigt. So scheint es, „als horche" Christian Buddenbrook „in sein Inneres hinein, woselbst Seltsames geschah..." (GW I, 449f.). So erfährt der stumme Diener von Huij und Tuij, welches Geheimnis sich hinter der glänzenden Stellung des Höflings Potiphar verbirgt, und so ist der Charmeur Rudi Schwerdtfeger ebenso wie der junge Amerikaner Ken Keaton, in den sich die alternde Rosalie von Tümmler verliebt, im Besitz nur einer Niere. Ja, die Natur ist selbst zweideutig – so die „tückisch[e]" „Außenästhetik" „gewisse[r] Kegelschnecken", deren Schale ironischerweise einerseits „zum stehenden Inventar der Hexenküchen und Alchimisten-Gewölbe gehört", die aber „andererseits und zugleich" „als Abendmahlskelche" (GW VI, 26) dienen.

Der Affekt des Ironikers ist das Interesse – das Wort hier selbstverständlich in einem anderen Sinne genommen als Kant es in der *Kritik der Urteilskraft* verwendet. „Interesse heißt: ‚Dabei-, Dazwischensein, In-der-Mitte-sein',

[13] Helmut Himmel, *Geschichte der deutschen Novelle*, Bern/München: Francke 1963, S. 468.
[14] Hans Rudolf Vaget, *Thomas Mann – Kommentar zu sämtlichen Erzählungen*, München: Winkler 1984, S. 227.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Anteil-haben-wollen an den beiden Seiten, zwischen denen man steht."[15] Denn solches Interesse ist der Zweideutigkeit oder der Mehrdeutigkeit gegenüber die einzig angemessene Haltung; der Festredner zu Ehren Goethes bestimmt sie 1932 als „eine dritte und mittlere" Perspektive zwischen der „intimsten und großartigsten" (GW IX, 299) auf den zu ehrenden Großen und Wahlverwandten. Das Interesse selbst, sofern es ironisch ist, ist gerade ihm gegenüber angebracht, da sein Zauber „die klarste Mischung von Eros und Logos bildet" (GW IX, 312). Deshalb hält Leverkühn das Interesse für einen stärkeren Affekt als die Liebe; es ist der Affekt, der sich „im Spott die Freiheit zur Anerkennung" (GW VI, 93) vorbehält. Und wenn Frau Schweigestill ohne die Fähigkeit zur Ironie, ungeachtet ihrer übrigen bedeutenden menschlichen Qualitäten das Problem der Ironie mit der Feststellung travestiert, „es gebe eben eine lustige und eine ernste Art des Verständnisses, und noch nicht heraus sei, welcher der Vorzug gebühre" (GW VI, 276) –, so verkennt sie, daß es eine dritte Art des Verständnisses gibt, ebenso ernst wie lustig: das Interesse des Ironikers. Es ist das Verständnis des Künstlers.

Drittens: Ironie ist im Verständnis Thomas Manns die von der Zeit geschichtlich gebotene Form der Kunst. Sie ist die Thomas Mann gemäße Möglichkeit, das Banale und Verbrauchte zu vermeiden.

Im Siebenten Kapitel des Achten Teils von *Buddenbrooks* belehrt Gerda den Senator:

„Thomas, ein für allemal, von der Musik als Kunst wirst du niemals etwas verstehen, und so intelligent du bist, wirst du niemals einsehen, daß sie mehr ist als ein kleiner Nachtischspaß und Ohrenschmaus. In der Musik geht dir der Sinn für das Banale ab, der dir doch sonst nicht fehlt... und er ist das Kriterium des Verständnisses in der Kunst. Wie fremd dir die Musik ist, kannst du schon daraus ersehen, daß dein musikalischer Geschmack deinen übrigen Bedürfnissen und Anschauungen ja eigentlich gar nicht entspricht. Was freut dich in der Musik? Der Geist eines gewissen faden Optimismus, den du, wäre er in einem Buche eingeschlossen, empört oder ärgerlich belustigt in die Ecke werfen würdest. Schnelle Erfüllung jedes kaum erregten Wunsches... Prompte, freundliche Befriedigung des kaum ein wenig aufgestachelten Willens... Geht es in der Welt etwa zu wie in einer hübschen Melodie?... Das ist läppischer Idealismus..." (GW I, 509)

Damit ist ein Thema angeschlagen, das Thomas Mann bis ans Ende seines Lebens beschäftigen soll. Es ist die Frage nach dem, was geschichtlich noch möglich ist, was unmöglich geworden ist, weil es überholt ist, obwohl es noch wirklich ist. Die Frage beantwortet sich nicht allein durch einen intellektuellen Prozeß, sie kann nicht mit den Methoden rationaler Reflexion gelöst werden,

[15] Walter Rehm, *Kierkegaard und der Verführer*, München: Rinn 1949, S. 122. Reinhard Baumgart macht auf diese Stelle aufmerksam, a.a.O., S. 89.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

sondern sie fordert Begabung und Intuition, Geschmack und Talent, um das nach „läppische[m] Idealismus" klingende Wort Genie zu vermeiden. Deshalb fährt der Erzähler nach Gerdas Worten fort: „Er verstand sie, er verstand, was sie sagte. Aber er vermochte ihr mit dem Gefühl nicht zu folgen" (ebd.). Die Frage, was geschichtlich gefordert ist – natürlich nicht, was modisch und populär ist – die Frage nach dem, was in der Kunst auf der Tagesordnung steht, ist nur ein Teil der umfassenderen Frage, was überhaupt, auch außerhalb der Kunst, vom Menschen gefordert wird und was „für den Tag und die Stunde" (GW X, 76) verlangt wird. Huij, Potiphars greiser Vater, definiert geradezu: „Es gibt nichts Erregenderes in der Welt als die Gedankensorge um die Tagesordnung und um den Äon, sie ist das Allerwichtigste, und höchstens daß der Mensch esse, das steht noch voran." Es ist die „Gedankensorge" „ums Heilige und ob's auch noch heilig ist und nicht schon verhaßt, weil angebrochen ein neuer Äon und man sich sputen muß, aufs laufende zu kommen der neu ausgerufenen Tagesordnung". (GW IV, 863)

Thomas Manns Ironie ist ein Ergebnis dieser „Gedankensorge", d. h. der beständigen Reflexion auf das, was geschichtlich möglich ist und was der geschichtliche Augenblick fordert. Ironie erkennt: „Es gibt Lehren, die wie verlassene Häuser sind; sie stehen aufrecht und dauern, aber niemand wohnt mehr darin" (GW IV, 860) – so die alte Tuij im *Joseph*. Und darum ist sie keine um ihrer selbst willen oder aus charakterlicher Disposition erwachsende Schalkhaftigkeit allein, sondern weit mehr: die Fähigkeit, auch sich selbst nach Herkunft, Charakter, Vorlieben kritisch zu durchdringen. Die Erkenntnis des Ironikers kennt keine Schranken und analysiert auch die Zustände und Verhältnisse, Personen und Gegenstände, die er liebt. Er befragt schlechthin alles daraufhin, in welchem Verhältnis es zu seiner Zeit steht. Das Verhältnis zu Wagner, gleichermaßen fasziniert wie distanziert, bezeugt diese Haltung der von Eros und Logos geprägten Ironie. Deshalb ist es keineswegs „equivok und gemütlos" (GW III, 403), wie Frau Stöhr meinen könnte, wenn Hans Castorp an Joachim Ziemßens Totenbett seine Tränen chemisch analysiert.

Das Gespür für das geschichtlich Mögliche und Gebotene hat Thomas Mann gelegentlich zu nahezu prognostischen Einsichten inspiriert. Bekannt ist seine Beziehung zu Nietzsche; Peter Pütz charakterisiert sie u. a. 1967: „Nicht das dionysische ‚Leben' Nietzsches, sondern die ‚Liebenswürdigkeit, das Glück, die Kraft, die Anmut, die angenehme Normalität der Geistlosigkeit, Ungeistigkeit' haben es Thomas Mann angetan."[16] Man kann das in den *Betrachtungen* bestätigt finden, und vor allem der Vortrag von 1947 ‚Nietzsche's Philosophie im Lichte unserer Erfahrung' kann nach den Erkenntnissen der Jahre 1933 bis

[16] Peter Pütz, *Friedrich Nietzsche*, Stuttgart: Metzler 1967 (Sammlung Metzler 62), S. 85.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

1945 als eine kritische Summe der lebenslangen Beschäftigung mit dem faszinierenden und befruchtenden Werk Nietzsches gelesen werden, die der alte Thomas Mann nach fünfzig Jahren zieht.

Aber bereits 1904 fließt dem ironisch beobachtenden Erzähler der Novelle ‚Beim Propheten' die Charakteristik einer bestimmten Form der Nietzsche-Rezeption in die Feder, die die potentielle, mindestens theoretische Gewalttätigkeit einer Gruppe von Nietzsche-Epigonen im nachhinein als vorausgeschaut erscheinen läßt; der Ort, wo die „Proklamationen" von Ludwig Derleth verlesen werden, ist so beschrieben: „Hier ist das Ende, das Eis, die Reinheit und das Nichts. Hier gilt kein Vertrag, kein Zugeständnis, keine Nachsicht, kein Maß und kein Wert" (GW VIII, 362). Mehr als drei Jahrzehnte, bevor am 1. März 1937 m. W. erstmals der Titel der Emigrantenzeitschrift *Maß und Wert* im Tagebuch erscheint, wird er im einleitenden Abschnitt der Erzählung formuliert. Was der lebensfeindlichen Unsittlichkeit des Nazi-Regimes in den dreißiger Jahren entgegengehalten werden mußte, fehlte bereits im Jahre 1904 der verstiegenen Höhe, in der der „Prophet" seine Prosa verlesen läßt; daß er als Daniel zur Höhe im *Doktor Faustus* abermals erscheint, bestätigt nur, daß die „kritische Darstellung der Münchener ‚Szene'" den Keim der präfaschistischen Theoreme des Kreises um Sixtus Kridwiß bereits kurz nach der Jahrhundertwende sieht: selbstverständlich, ohne die Folgen zu ahnen, selbstverständlich auch, ohne die Ablehnung stärker als „durch kommentarlosen Sarkasmus"[17] zu artikulieren. Es wäre gewiß verfehlt, Thomas Mann seinerseits zum Propheten mit der divinatorischen Gabe der Vorausschau zu stilisieren. Aber das Beispiel kann deutlich machen, in welchem Maße bereits der junge Thomas Mann den diagnostischen Scharfblick für Möglichkeiten und Tendenzen ausgebildet hat, die von anderen nicht wahrgenommen werden. Mindestens kann man mit Louis Leibrich feststellen, daß hier die autoritäre Persönlichkeit als Typus erkannt wird[18], die später Geschichte machen sollte. Und sicherlich erklärt sich so die fast besessene Neugier für Literatur, Politik, Wissenschaft, Erkenntnisse, Meinungen und Gerüchte, die die Tagebücher bekunden.

Es gibt hier manche Fehlprognose: aber das Gespür für das Mögliche ist kein Organ für das künftig Faktische, sondern für die in der Gegenwart erkennbaren realen Möglichkeiten. Es ist ein zugleich diagnostischer und schöpferischer Blick, der erkennt, was ist und sein könnte, der indes die Mächtigkeit dieser oder jener Tendenz, die Zufälle, die ihrer Entwicklung förderlich oder hinderlich sein werden, nicht vorhersagen mag: das wäre nicht Kunst, sondern Scharlatanerie.

[17] Hans Rudolf Vaget, a.a.O., S. 234.

[18] Louis Leibrich, *Thomas Mann. Une recherche spirituelle*, Paris: Aubier Montaigne 1974, S. 58.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Thomas Mann hat sich das Sensorium, das ihn zur ironisch erkennenden Durchdringung seiner Zeit befähigte, selbst zugeschrieben; in der „Vorrede" der *Betrachtungen* fragt er sich am Ende des Ersten Weltkrieges: „muß ich mir ein besonders reizbares Solidaritätsgefühl mit meiner Epoche zuschreiben, eine besondere Zugespitztheit, Empfindlichkeit, Verletzlichkeit meiner Zeitbestimmtheit?" (GW XII, 14). Er unterscheidet sich dadurch von seinen Dichterkollegen, die während des Krieges zu dichten fortfuhren, als habe es ihn nie gegeben, und hält ihnen vor:

> [...] auch Künstler auf höherer Lebensstufe, einer höheren sogar als der meinen, regten sich fort, führten zu Ende, was sie unternommen, gaben das schon Gewohnte, für ihre Kultur, ihr Talent Charakteristische, und fast schien es, als wären ihre Erzeugnisse desto willkommener, je weniger sie von den Geschehnissen berührt erschienen und daran erinnerten (GW XII, 13).

Das ist mit deutlichem Blick auf Gerhart Hauptmann geschrieben, dem später das Unglück widerfuhr, am 1. April 1945 von Joseph Goebbels als der „erste Dichter des Reiches" bezeichnet zu werden[19] – weshalb sein Werk wohl im Laufe der letzten Jahrzehnte im öffentlichen Bewußtsein an Ansehen eingebüßt hat: ihm fehlt die reflektorische Kraft, die ihre Zeit durchdringt, würdigt und kritisiert, ihm fehlt die Ironie.

Sie ist Thomas Manns poetisches Organ, seine Form der „Gewissenhaftigkeit", die er „einen so wesentlichen Bestandteil [seines] Künstlertums" nennt, „eine sittlich-artistische Eigenschaft" (GW XII, 15), die er im Zusammenhang seiner Rechtfertigung im einleitenden Abschnitt der *Betrachtungen* beschreibt. Sie ist das, was Theodor W. Adorno in seiner ‚Rede über Lyrik und Gesellschaft' 1957 an einem Gedicht Mörikes als den „geschichtsphilosophische[n] Takt" erkannt hat, ein „zum Extrem gesteigerte[s] Wissen um das, was möglich ist"[20].

Man kann diesen geschichtsphilosophischen Takt auch biblisch definieren; das ist im Blick auf Thomas Mann gar nicht abwegig. Der 1. Korintherbrief spricht von der Gabe, „Geister zu unterscheiden", der Epheserbrief bittet um „den Geist der Weisheit und Offenbarung" zu Gottes „Erkenntnis"[21].

Die kunsttheoretischen Äußerungen Thomas Manns halten an diesem Prinzip fest: der frühe poetologische Text ‚Bilse und ich' (1906) spricht von der „Verfeinerung und Wachheit des beobachtenden Sensoriums" (GW X, 20), und die späte Parodie einer Kunstkritik im *Felix Krull*, da der Marquis de Venosta die

[19] Joseph Goebbels, *Tagebücher 1945. Die letzten Aufzeichnungen*, Hamburg: Hoffmann & Campe 1977, S. 487.

[20] Theodor W. Adorno, *Noten zur Literatur* I, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1958, S. 96.

[21] Vgl. 1. Kor. 12, 10 und Epheser 1, 17; V. 18 fährt fort: „und erleuchtete Augen eures Verständnisses, daß ihr erkennen möget, welche da sei die Hoffnung eurer Berufung."

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Gemälde des portugiesischen Königs würdigt, läßt den königlichen Dilettanten von „genießende[r] Unbefangenheit" und „schöne[r] Unschuld" (GW VII, 609) sprechen. Beides sind Bedingungen erkennender Ironie. Mögen sich die Bezeichnungen je nach dem Werk, in dessen Zusammenhang sie stehen, auch wandeln: ihnen allen gemeinsam ist die Voraussetzung von Distanz, daraus folgender sachlicher Uninteressiertheit im Sinne Kants, sowie gesteigerter Sensibilität als der Elemente von Ironie.

Versucht man, diesen geschichtsphilosophischen Takt nach seiner historischen Herkunft zu befragen, so bietet sich die Geschichte des Wortes Klugheit an; „Klugheit steht zwischen Einsicht (Verständigkeit, Wissen um das Richtige und Zweckmäßige) und Weisheit (sophia, sapientia)."[22] Im ‚Neujahrswunsch an die Menschheit' bestimmt Thomas Mann sie 1928 als „Geistwilligkeit", eine „Klugheit", die in der geschichtlichen Situation vier Jahre vor dem Januar 1933 „mit einem Wunsch alles Wünschbare auf einmal" (GW X, 896) trifft. Ihr Gegenteil nennt der Erzähler des *Doktor Faustus* zwei Jahrzehnte später „insipide" – unweise. Er spricht vom „insipide[n] Übermut der Hölle" (GW VI, 499), berichtet, daß „viel böse[s] Geschrei und insipide[s] Gelächter" (GW VI, 601) die Aufführung von Leverkühns „Apocalipsis cum figuris", d.h. „die Prophetie des Endes" (ebd.) begleitet habe. Auch das Wort „unklug" kommt vor: „Nürnberg ergab sich, die Stadt der unkluge Herzen hoch erhebenden Staatsfeste". (GW VI, 636) Solche Unklugheit ist natürlich kein Mangel an Intelligenz, sondern an Einsicht und Belehrbarkeit. Thomas v. Aquin nennt unter ihren integralen Bestandteilen auch die docilitas, die Gelehrigkeit. Erst in der Neuzeit ist der Begriff aus seiner Bindung an das Gute gelöst und damit „in die Nähe des Nützlichen (bonum utile) und Taktischen" gerückt worden[23]. Muß man ihn aus dieser Verengung befreien, so darf man ihn auch nicht auf eine bloß ästhetische Funktion beschränken.

Viertens: Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, ist in den letzten Jahren eine deutliche Zunahme des öffentlichen wie privaten Interesses am Werk Thomas Manns zu beobachten; Unverständnis und Ablehnung, die sich noch anläßlich des hundertsten Geburtstags 1975 zu Wort meldeten, scheinen verstummt. Die Vorwürfe der politischen Rechten wie der Neuen Linken gegen sein Werk und seine Person sind gegenstandslos geworden.

Verbindet sich mit dem Begriff des Klassikers die Vorstellung einer von der Wirklichkeit abgehobenen Wesenheit, ist ein Klassiker als eine Erinnerung definierbar, von der man nur mehr den Namen kennt, nicht das Werk – so ist zu

[22] F. Wiedmann, G. Biller, (Art.) Klugheit, *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. IV, Basel/Stuttgart: Schwabe 1976, Sp. 857–863.

[23] Wiedmann, Biller, a.a.O.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

fragen, ob auch diese etwas peinliche Definition des Klassikers die derzeitige Präsenz Thomas Manns im öffentlichen Bewußtsein richtig sieht.

Ironie erkennt Zweideutigkeit und Ambiguität der Dinge in ihnen selbst und trägt sie nicht willkürlich, aus subjektiven Impulsen an sie heran. Thomas Manns erkennende Ironie entspricht einer bekannten Bestimmung Robert Musils:

> Ironie ist: einen Klerikalen so darstellen, daß neben ihm auch ein Bolschewik getroffen ist, einen Trottel so darstellen, daß der Autor plötzlich fühlt: das bin ich ja zum Teil selbst. Diese Art Ironie die konstruktive Ironie ist im heutigen Dtschld. ziemlich unbekannt. Es ist der Zusammenhang der Dinge, aus dem sie nackt hervorgeht. Man hält Ironie für Spott und Bespötteln[24].

Weil dies die angemessene Definition auch der Ironie Thomas Manns ist, ist sie eine aktuelle, höchst moderne literarische Möglichkeit der Erkenntnis. Sie ist die poetische Form der philosophischen Skepsis. Da ich aus Gießen komme, berufe ich mich natürlich auf den Gießener Philosophen Odo Marquard, der den skeptischen Zweifel als das „Verfahren" definiert hat,

> zwei gegensätzliche Überzeugungen aufeinanderprallen und dadurch beide so sehr an Kraft einbüßen zu lassen, daß der Einzelne – divide et fuge! – als lachender oder weinender Dritter von ihnen freikommt in die Distanz, die je eigene Individualität. Es müssen nicht nur zwei, es können auch mehrere Überzeugungen einander in Schach halten, und nicht nur Überzeugungen, sondern auch ganz andere – einander balancierende, kompensierende – Realitätsgrößen, um diese Freiheitswirkung zu erreichen. Denn der Zweifel ist ein spezieller Fall der Gewaltenteilung, auf die es dem Skeptiker generell ankommt: auf die Teilung jeder Alleingewalt in Gewalten, die Teilung der Geschichte in Geschichten, die Teilung der sozialen und ökonomischen Macht in Mächte, die Teilung der Philosophie in Philosophien, und so fort. Montesquieus politische Gewaltenteilungslehre – die in skeptisch-moralistischer Tradition steht – hat nur eine besondere Region dieses Phänomens beleuchtet, das der Skeptiker allgemein schätzt: die Freiheitswirkung der generellen – gewaltenteiligen – Buntheit der Lebenswirklichkeit[25].

Wenn diese „Freiheitswirkung" der skeptischen Philosophie zugesprochen wird, darf man sie auch Thomas Manns poetischer Ironie zusprechen. Das Wort Skepsis leitet sich etymologisch von dem griechischen Verb skeptomai her; es ist stammverwandt mit dem lateinischen spectare und bedeutet sehen, spähen – eine Tätigkeit, die der Skeptiker wie der Ironiker übt. Die Tätigkeit solchen

[24] Robert Musil, a.a.O., Bd. V, S. 1939.

[25] Odo Marquard, Skeptiker. Dankrede bei der Verleihung des Sigmund-Freud-Preises für wissenschaftliche Prosa 1984 der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung am 12. Oktober 1984 in Darmstadt, *Apologie des Zufälligen*, Stuttgart: Reclam 1986 (Universal-Bibliothek 8351), S. 7.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Umherblickens heißt Skepsis: das Betrachten, die Betrachtung, Untersuchung, Prüfung, Überlegung, Erwägung oder der Gedanke.[26] Das sind Momente, in die sich skeptische Reflexion wie ironische Poesie entfalten lassen. Thomas Manns Ironie sieht – das zeigen viele Beispiele – genauer als affektbesetzte Sehweisen wie Liebe oder Haß, denen man redensartlich nachzusagen pflegt, sie machten blind. Der Prozeß der Analyse und Reflexion, der Erwägung und Prüfung ist unendlich, sofern er das abschließende Urteil meidet – so mindestens innerhalb der hermetischen Welt des Kunstwerkes, nicht notwendig außerhalb seiner. Hermetisch ist diese Sphäre des Kunstwerkes, weil sie in sich geschlossen ist und weil sie wie die Gottheit der Diebe und Kaufleute zwischen den Gegensätzen, Regionen und Welten vermittelt.

Die skeptische Ironie ist konservativ. Weit entfernt von dem Gedanken, in der besten der möglichen Welten zu leben, durchschaut ihr prüfender Blick nicht nur, was ist, sondern auch, was sein könnte. Sie beurteilt nicht nur das Bestehende, sondern auch seine Alternativen. Da sie auch deren Mängel sieht, ist sie skeptisch auch gegenüber Veränderungen; ihr geschichtsphilosophischer Takt ist nicht die Gabe der Prognose, sondern der interessierte Blick der Analyse. Der Ironiker ist deshalb kein Besserwisser. Eher gilt für ihn Musils Einsicht: „*Sokratisch* ist: Sich unwissend stellen. *Modern:* Unwissend sein!"[27] Solche „Unwissenheit" des Ironikers und Skeptikers ist keine Ignoranz, sondern Freiheit von ideologischen Fixierungen, also Bedingung jeder Erkenntnis.

Diese Freiheit hat sich im Laufe der fast sechzigjährigen Laufbahn Thomas Manns als Schriftsteller auch als politische Form der Freiheit und der Reflexion entwickelt. Bekannte er 1904: „Fürs Erste verstehe ich wenig von ‚Freiheit'. Sie ist für mich ein rein moralisch-geistiger Begriff, gleichbedeutend mit ‚Ehrlichkeit'. [...] Aber für politische Freiheit habe ich gar kein Interesse."[28] – so wandelt sich diese Indifferenz, die im Klima der „machtgeschützten Innerlichkeit" (GW IX, 419) des Kaiserreiches gedeihen konnte, mit dem Ende des Ersten Weltkrieges zur politischen Verantwortungsethik, ein Prozeß, der hier nicht dargestellt werden muß.

Die Fähigkeit aber, sich diesem Prozeß auszusetzen, macht Rang und Bedeutung Thomas Manns aus. Er realisiert sie in der Einsicht in das jeweils Mögliche und Wirkliche, in der Anstrengung, diese Einsicht beobachtend, notierend und reflektierend immer wieder zu aktualisieren. Sein geschichtsphilosophischer

[26] Menge-Güthling, *Enzyklopädisches Wörterbuch der griechischen und deutschen Sprache*. Erster Teil, Griechisch-Deutsch, Berlin-Schöneberg: Langenscheidt 1913, [17]1962, S. 625f.

[27] Robert Musil, Aus einem Rapial und andere Aphorismen, *Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden*, hrsg. von Adolf Frisé, Hamburg: Rowohlt 1955, S. 558.

[28] An Heinrich Mann, 27. II. 1904, *Thomas Mann – Heinrich Mann, Briefwechsel 1900–1949*, hrsg. von Hans Wysling, 2. erw. Aufl., Frankfurt/M.: S. Fischer 1984, S. 48.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Takt, das ihm eigene Vermögen, „Geister zu unterscheiden" haben ihn vor intellektuellem Übermut ebenso wie vor unbelehrbarer Rückständigkeit bewahrt.

Der Politologe Kurt Sontheimer nannte ihn 1962 den Vertreter einer „kämpferischen Mitte" zwischen den extremen politischen Optionen der Weimarer Republik[29]. Er ist aber weit mehr: ein Vermittler zwischen den Traditionen des Mythos, der Geschichte, der Philosophie, der Musik und den Ansprüchen der Politik, des Fortschritts, der Verwirklichung humaner Postulate im alltäglichen öffentlichen Leben. Es mag diese vielseitig vermittelnde ironische Skepsis sein, die ihn zu einem lebendigen Klassiker macht und in den Freunden seines Werkes die Einbildung weckt, ihn erst heute, ein Menschenalter nach seinem Tode, in der ganzen Lebendigkeit dieses Werkes zu verstehen.

[29] Kurt Sontheimer, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933*, München: dtv 1962, S. 395.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Lothar Pikulik

Joseph vor Pharao

Die Traumdeutung in Thomas Manns biblischem Romanwerk *Joseph und seine Brüder*

Thomas Manns moderne Wiedererzählung von Joseph und seinen Brüdern erreicht, ganz wie in der biblischen Quelle, ihren Höhepunkt, wenn der Sohn Jaakobs und Rahels vor Pharao geladen wird, um diesem die Träume von den zweimal sieben Kühen und den zweimal sieben Ähren zu deuten. Was im Anschluß an diese Deutung geschieht, ist ebenfalls bereits aus der Bibel bekannt: Da es auf Grund der Weissagung nunmehr eines klugen Mannes bedarf, der mit dem Überfluß der sieben fetten Jahre den Mangel der folgenden sieben mageren Jahre zu bewirtschaften weiß, greift Pharao den Wink, mit dem sich der Traumdeuter selber für dieses Amt empfohlen hatte, auf und ernennt Joseph zum obersten Verwalter Ägyptens.

Jedoch läßt sich die Bibel über dieses sowohl für Joseph wie für das ägyptische Reich entscheidend wichtige Gespräch auf dieselbe karge und knappe Weise aus, in der sie Josephs gesamte Geschichte erzählt. Und wie Thomas Manns Roman im ganzen darauf angelegt ist, den knappen Bericht der biblischen Quelle in epischer Breite auszuweiten, um die Figuren und ihre Welt lebendig und gegenwärtig werden zu lassen, so dehnt er im besonderen die Begegnung zwischen Joseph und Pharao, die in der Genesis (Gen. 41, 15–44) auf nur anderthalb Seiten erzählt ist, im vierten Band der Tetralogie, *Joseph, der Ernährer*, zu einer Darstellung von rund 75 Seiten.

Der Erzähler gehorcht damit dem nämlichen Bedürfnis nach Auffüllung der in der Quelle bestehenden Lücken, das ihn schon die noch knapper überlieferte Episode zwischen Joseph und Potiphars Frau zu einem voluminösen Liebesroman hatte auswachsen lassen. Es ist das Bedürfnis nach psychologischer Motivierung. Wie er es im Falle jener Liebesepisode für erklärungsbedürftig hält, unter welchen inneren Umständen und über welche komplizierten inneren Entwicklungen etwas so Unerwartetes und schier Unglaubliches geschehen kann, daß die Frau eines hohen ägyptischen Würdenträgers einem unendlich tief unter ihr stehenden ausländischen Sklaven einen unverblümten Liebesantrag macht, so bedarf es nach seiner Einschätzung auch genauerer Begründung für

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Pharaos ebenfalls kaum glaublich anmutenden Entschluß, den soeben erst aus dem Gefängnis geholten Sklaven gleich zum zweiten Manne des Reiches zu erheben. „Der Lakonismus des bisher davon Überlieferten geht bis zu ehrwürdiger Unwahrscheinlichkeit. [...] zu viele Begründungsglieder für Pharao's Begeisterung und ausgelassene Gnade schienen uns darin zu fehlen, und als wir, die Scheu unseres Fleisches überwindend, uns für die Höllenfahrt stark machten durch die Schlucht der Jahrtausende hinab zur Brunnenwiese von Josephs Gegenwart, da war es unser Vorsatz vor allem, dies Gespräch zu belauschen und es heraufzubringen in allen seinen Gliedern, wie es sich damals zu On in Unter-Ägypten wirklich begeben." (GW V, 1482f.)[1]

Hatte in der Begegnung zwischen Joseph und Pharao diesem Bekenntnis zufolge der eigentliche Anreiz bestanden, die Geschichte Josephs aus der Tiefe der Vergangenheit heraufzuholen und wiederzubeleben, so wird man dies freilich nicht nur auf das psychologische Ungenügen schieben können, das der Autor angesichts der Begründungsarmut des biblischen Berichts empfand. Verlockender wohl noch war für ihn die Aussicht, in dem großen Gespräch Gedanken und Fragen zur Verhandlung zu bringen, die ihn im Innersten bewegten und ihm äußerst wichtig waren. Es sind Fragen, die Thomas Mann, wenn nicht zeitlebens, so doch einen großen Teil seines Lebens beschäftigten und darum nicht auf die biblische Tetralogie beschränkt sind, hier aber, und zumal in dem Gipfeltreffen eines Potentaten mit einem Gottbegnadeten, zu besonderer Bedeutung erhoben werden. Man darf dabei nicht nur an die von der Forschung vielfach beachteten und ausgiebig behandelten Probleme des Mythos, der Gottessorge, der Humanität, der Kunst, der Politik, der Ironie und des Humors denken[2]. Wenn die Attraktion des Stoffes sich für den Autor von vornherein auf das Gipfelgespräch konzentrierte, so auch und zunächst des Gegenstandes wegen, der überhaupt den Anlaß des Gespräches bildet: der Träume Pharaos und des Problems ihrer Deutung[3].

Es versteht sich und wird jedem Leser auf den ersten Blick klar, daß der Roman sich bei diesem Teil der Vorlage genausowenig mit einer bloßen

[1] Zitate von Thomas Mann nach der Ausgabe: *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden,* Frankfurt am Main: S. Fischer 1974. Die römische Ziffer gibt die Bandzahl, die arabische die Seitenzahl an. Die Tetralogie *Joseph und seine Brüder* ist in den Bänden IV und V enthalten.

[2] Über die wichtigste Forschungsliteratur zu den Josephsromanen informiert Hermann Kurzke, *Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung,* München: C. H. Beck 1985, S. 244ff.

[3] Die Traumdeutung in *Joseph und seine Brüder* behandelt auch Joachim Schulze, Traumdeutung und Mythos. Über den Einfluß der Psychoanalyse auf Thomas Manns Josephsroman, *Poetica* 2 (1968), S. 501–520. Der Aufsatz geht aber weit mehr auf die Deutung der Träume des Erzmundschenks und des Oberbäckers als auf die Begegnung zwischen Joseph und Pharao ein, und er handelt fast mehr vom Mythos als von Traum und Traumdeutung. Wie andere Interpreten, so überschätzt Schulze den Einfluß Freuds und sieht fälschlicherweise in Josephs Traumdeutung eine poetische Umsetzung der psychoanalytischen Theorie und Methode. Auf die Bedeutung, die Schopenhauers

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Nacherzählung begnügt wie bei anderen Teilen. Und die Quelle erfährt hier nicht nur eine Ergänzung und Ausweitung, sondern auch eine der Modernität des Autors und seiner psychologisierenden Intention entsprechende Abänderung. Traum und Deutung, Träumer und Deuter sind bei Thomas Mann augenscheinlich etwas anderes als in der Bibel. Worin weicht seine Version von der Vorlage ab?

Im Bericht der Genesis sind Traum und Deutung von Gott eingegeben, entstehen also nicht im Träumer und Deuter selbst, sondern kommen gewissermaßen von außen. Daß Pharao nur Medium, nicht Entstehungsgrund seiner Träume ist, wird deutlich, wenn Joseph bemerkt: „Gott sagt dem Pharao an, was er vorhat". (Gen. 41, 25) Und genauso versteht Joseph seine Deutung, wenn er meint: „Nicht ich, sondern Gott wird zum Wohl des Pharao eine Antwort geben." (Gen. 41, 16) Gotteswerk, nicht Menschenwerk ist denn auch die Erfüllung der Prophetie: „Die Sache steht bei Gott fest, und Gott wird sie bald ausführen." (Gen. 41, 32) Geradeso wie die zweimal sieben Jahre von Gott vorausgesagt, werden sie von ihm geschickt: sie sind im wahrsten Sinne des Begriffs „Schicksal".

Nun kehrt zwar in Thomas Manns Roman das Moment der Inspiration wieder – als „inspiriertes Lamm" (GW V, 1420 u. ö.) spielt Joseph seine Rolle vor Pharao –, aber die Schicksalhaftigkeit des Traums, der Deutung und der Erfüllung fällt im Rahmen der Humanisierungstendenz, die das ganze Werk prägt, der Vermenschlichung und Verinnerlichung des Entstehungsgrundes zum Opfer. Gott wird nicht geradezu eliminiert – und die Bibel insofern nicht säkularisiert –, aber er rückt aus der unmittelbaren Verantwortlichkeit in die bloß mittelbare, während es nunmehr der menschliche Geist ist, der, wenn auch von Gott geschaffen, so doch selbsttätig die Eingebungen regiert. Deutend, nicht allerdings träumend, erweist sich der Geist sogar als frei. Weit hat sich Thomas Mann von der Bibel entfernt, wenn er Joseph sagen läßt: „Freierdings deute ich schlecht und recht, wie es der Geist mir eingibt." (GW V, 1433)

Traumpsychologie für Thomas Mann besitzt, geht Schulze nicht ein, wenngleich er Schopenhauer erwähnt. Über Thomas Manns grundsätzliches Verhältnis zur Psychoanalyse vgl. Manfred Dierks, *Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann. An seinem Nachlaß orientierte Untersuchungen zum „Tod in Venedig", zum „Zauberberg" und zur „Joseph"-Tetralogie* (Thomas-Mann-Studien 2), Bern/München: Francke 1972, S. 127ff., sowie Jean Finck, *Thomas Mann und die Psychoanalyse,* (Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège, Fascicule CCIV), Paris: Les Belles Lettres 1973. Beide beurteilen das Verhältnis differenzierter als die frühere Forschung, aber während Dierks in ihm „den ziemlich spannungslosen Vorgang einer Amalgamierung" erblickt (S. 129), wertet Finck es als spannungsreiche Auseinandersetzung (vgl. die Kritik Fincks an Dierks, S. 311f., Fußnote 1449). Mit Recht betont Finck die nicht unerheblichen Unterschiede zwischen den Standpunkten Sigmund Freuds und Thomas Manns. Auf das Problem der Traumdeutung in den Josephsromanen geht er nur beiläufig ein (S. 282ff.).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Reduziert auf einen Spruch der menschlichen Ratio, büßt die Eingebung andererseits den Charakter der Prophetie ein. Da der menschliche Geist in seiner Beschränktheit, in seinem Eingebundensein in den Fluß der Zeit, das nicht wissen kann, was vor ihm liegt, ist Josephs Deutung nicht eigentlich eine Voraussage dessen, was kommt, sondern nur ein Hinweis darauf, was kommen könnte, und somit eine Mahnung, vorsorglich geeignete Maßnahmen zu treffen. Er deutet also nicht die Zukunft, sondern stößt den Pharao nur auf die ihm als König obliegende Vorsorgepflicht. Folgerichtig gestaltet sich die Zukunft ihrerseits nicht als genaue Erfüllung der Träume. Ist die Deutung keine Prophetie, so wäre es höchstens Zufall, wenn auf sieben fette exakt sieben magere Jahre folgten. In Wirklichkeit dagegen, so gibt der Erzähler zu verstehen, wechselten gute und schlechte Ernten so unregelmäßig und unvorhersehbar ab wie zu allen Zeiten (vgl. GW V, 1483 ff.), und als Erfüllung einer Prophetie mutet nur an, was das mythische Bewußtsein der damals Lebenden willens war zu glauben (GW V, 1484).

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Deutung als ganze willkürlich ist. Im Gegenteil. Zwar keine Weissagung im engeren mythologischen Sinne, d.h. Offenbarung eines göttlichen Ratschlusses, ist sie doch ein Wahrsagen psychologischer Art, die Enthüllung nämlich einer seelischen Wahrheit. Es ist die Wahrheit, die Pharaos eigener Seele angehört. Daher gesteht Joseph, nichts anderes zu können, „als ihm wahrzusagen, was er schon weiß" (GW V, 1436). Doch ist die Deutung nichtsdestoweniger nötig und verdienstvoll, da sie das Wissen erst zum Wissen macht, es aus dem Stand des Vorbewußtseins in den des Bewußtseins hebt. Das Wissen, das Pharao seelisch erfüllt, wird erst damit zur intellektuellen Gewißheit.

Als Wahrsager dieser Art hatte sich Joseph bereits in der Haft betätigt, als er die Träume des Erzmundschenks und des Oberbäckers deutete. Dort hatte er dem einen die Wiedereinsetzung in sein voriges Amt, dem anderen die Verurteilung zum Tode voraussagen können, auf Grund des Unschuldbewußtseins, das sich im Traum des einen, und des Schuldbewußtseins, das sich in dem des anderen verriet. Bei Pharao fällt die innere Wahrheit seiner Person mit der inneren Wahrheit des ganzes Landes zusammen. Denn er sieht sich selbst in seinen Träumen als König, befaßt sich also träumend mit reichswichtigen Dingen, vor allem mit dem, was im Zentrum des ägyptischen Denkens steht: der „Landesidee der Vorsicht und Vorsorge" (GW V, 1297). Diese Idee vermag Joseph aus den Träumen des Pharao herauszuspüren, da sie sich während seines langen Aufenthaltes in Ägypten bei ihm selbst „tief in seine Seele gesenkt, wo sie aber auf andere Weise schon immer zu Hause gewesen war" (ebd.). Denn sie wurzelt auch in seiner eigenen Überlieferung, die als Musterbeispiel der „wissenden Vorsorge" (ebd.) nichts geringeres als die Anfertigung der Arche durch

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Noah vor Beginn der Sintflut anzubieten hat. Bei Pharao ist die Vorsorge freilich nicht „wissend", abweichend von der Konvention, wie sie von seinen Vorgängern im Amt des ägyptischen Herrschers geläufig ist. Handelt es sich doch um Echnâton, den religiösen Reformer, mit dem der Autor die Rolle des Gegenübers von Joseph besetzt. Die Bibel spricht nur allgemein von einem Pharao und läßt dabei offen, um welche historische Person es sich handelt. Wenn dagegen Thomas Mann die historische Identität auf seine Weise klärt, erreicht er eine tiefenpsychologisch gut begründbare Diskrepanz zwischen den Neigungen des Wachbewußtseins und den Signalen des Traumbewußtseins. Allein dem Geistigen und Geistlichen zuneigend, ein Anbeter der Sonne, des Lichtes, hat der schwärmerisch veranlagte König „kein Verhältnis zur unteren Schwärze" (GW V, 1385), hält er sich die „königliche Verantwortung fürs Stoffliche", für das „Erdenland und sein Gedeihen" (GW V, 1384) möglichst vom Leibe. Was er aber beiseite zu schieben und zu unterdrücken sucht, belastet heimlich seine Seele und meldet sich nach dem Grundsatz der Kompensation, einem freilich nicht erst der Moderne bekannten Prinzip der Traumbildung und Traumdeutung, in seinen Träumen.

Ist der Traum also Ausdruck einer inneren, seelischen Wahrheit und die Deutung ein Wahr-Sagen, ein Zutagefördern der Wahrheit, so bringt die Deutung nur ans Licht, was im Traum bereits enthalten ist. Sie hat ihren Entstehungsgrund im Traum, was aber wiederum nur der Fall sein kann, weil der Traum seinerseits und primär aus der Wahrheit entsteht, die der Gegenstand der Deutung ist. Das meint Joseph, wenn er schon seinen ersten ‚Kunden', dem Oberbäcker und dem Erzmundschenk, als „Geheimnis der Träumerei" folgendes verrät: „die Deutung ist früher als der Traum, und wir träumen schon aus der Deutung" (GW V, 1355), – aus einer Deutung freilich, so muß man hinzufügen, die sich ihrer noch nicht bewußt ist, solange die Folge nicht umgekehrt wird und aus dem „prae" ein „post" geworden ist. Aufgehellt ist damit, daß die Deutung einen Doppelsinn hat: als ein den Traum gestaltender und als ein die Traumgestalt erklärender Akt, als ein Akt unterhalb des Bewußtseins und als ein Akt auf der Ebene des Bewußtseins. Sie ist eine Sache mit zwei verschiedenen Seiten und somit ein perspektivisches Phänomen.

Als ebenfalls perspektivisch, als Einheit, die nur auf Grund verschiedener Betrachtung als Zweifaches erscheint, ist auch das Verhältnis zwischen Traum und Deutung aufzufassen. Joseph: „Mit der Träumerei möchte es wohl ein Rundes und Ganzes sein, worin Traum und Deutung zusammengehören und der Träumer und Deuter nur scheinbar zweie und unvertauschbar, in Wirklichkeit aber vertauschbar und geradezu ein und derselbe sind, denn sie machen zusammen das Ganze aus." (GW V, 1354) Dieser Zusammengehörigkeit ist es zuzuschreiben, daß Pharao Josephs Deutung auf Anhieb als die einzig richtige

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

empfindet, während er diejenige der beamteten Traumdeuter als falsch verworfen hatte. Da Traum und Deutung so sehr eins sind, daß sie sich „ineinander wiedererkennen" müssen (GW V, 1401), vermag der König selber spontan und sicher zu entscheiden, welche Deutung zu seinem Traum paßt und welche nicht.

Die Deutung gehört dann auch nicht allein dem Deuter, sondern ebenso dem Träumer, der Traum nicht allein dem Träumer, sondern auch dem Deuter. Auf die geheime Identität beider verweist der Umstand, daß Joseph dem Pharao die Deutung nicht einfach sagt, sondern daß er sie ihn selbst finden läßt. Denn sie ruht im Pharao und wartet nur darauf, gehoben zu werden, durch einen Helfer, der sich auf die Kunst der Mäeutik versteht.

Stimmt es aber, daß Joseph seine Funktion nach dem Muster der Freudschen Psychoanalyse ausübt, wie man behauptet hat[4]? Es ist zuzugeben, daß sowohl die Lokalisierung des Traums im Seelischen wie eine gewisse Nüchternheit und Rationalität auf seiten der Deutung einen Vergleich mit der psychoanalytischen Traumdeutung nahelegen. Von vornherein kündigt Joseph ja dem Pharao an, daß er sich nicht nach dem Muster des „prophetischen Jünglings" zu verhalten und in „Verzückung [zu] schäumen" gedenke, wenn er wahrsagt (GW V, 1421). Er beweist damit, daß er die Vernunftreife erlangt hat, die ihm in früheren Jahren, als ihn seine Brüder „den Träumer" schalten (GW V, 1420) und er den „Orakellallern" gleich mit Trance und Ekstase liebäugelte (GW V, 1421), noch abging. Mit der Freudschen Theorie ist vielleicht sogar die Ansicht vergleichbar, daß die Deutung früher sei als der Traum und man bereits aus der Deutung träume, fühlt man sich doch hier an Freuds These von der traumbildenden Funktion der unbewußten „Traumgedanken" erinnert, die durch die Traumarbeit unkenntlich werden und durch die Deutung rekonstruiert werden müssen.

Was die *Methode* der Deutung angeht, so fällt indes ein Unterschied ins Auge. Freud grenzt sein Analyseverfahren ausdrücklich von der „symbolischen Traumdeutung" ab, deren Kennzeichen er darin sieht, daß sie den Trauminhalt als Ganzes begreife. Als Beispiel führt er just die Deutung der Träume Pharaos *durch Joseph an, wie sie die Bibel berichtet*[5]. *Dagegen verfahre die Psychoanalyse* insofern anders, als sie den Blick auf die Einzelheiten des Traums richte, in der Annahme, daß der Traum etwas Zusammengesetztes, ein „Konglomerat *von psychischen Bildungen" sei*[6]. *Nicht von dieser Warte aus geht Thomas*

[4] So Schulze, a. a. O.; ferner Eckhard Heftrich, Geträumte Taten: „Joseph und seine Brüder", *Thomas Mann 1875–1975. Vorträge in München – Zürich – Lübeck*, hrsg. von Beatrix Bludau, Eckhard Heftrich und Helmut Koopmann, Frankfurt: S. Fischer 1977, S. 659–676, hier S. 667; Dietmar Mieth, *Epik und Ethik. Eine theologisch-ethische Interpretation der Josephsromane Thomas Manns*, (Studien zur deutschen Literatur 47), Tübingen: Niemeyer 1976, S. 105.

[5] Sigmund Freud, *Die Traumdeutung*, (Fischer TB 428/429), Frankfurt: S. Fischer 1961, S. 89.

[6] Ebd. S. 95.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Manns Joseph vor. Gewiß geschieht das Finden der Deutung durch seine Hilfe in Etappen und, dem Prinzip der Mäeutik gemäß, in einem Frage-und-Antwortspiel zwischen Träumer und Deuter. Jedoch hat es weder den Charakter der Analyse im Sinne eines Scheidevorgangs, noch haben die Träume den des Konglomerats. Auch hier behalten sie vielmehr die symbolische Ganzheit, die ihnen in der biblischen Quelle zukommt. Besonders in einer Hinsicht bleibt Freuds Deutungsweise aus dem Spiel. Der Psychoanalytiker sucht von jeder Einzelheit des Traums stets einen Rückbezug herzustellen zu Anhaltspunkten des Wachlebens: zu Wahrnehmungen, Erfahrungen, Erlebnissen, Einbildungen, Gefühlen und insbesondere Wünschen, die sich in der weiter zurückliegenden, vor allem infantilen, oder in der jüngeren Vergangenheit bemerkbar gemacht haben, durchaus mit der Maßgabe, „vom Hundertsten ins Tausendste [zu] geraten"[7]. Nun teilt zwar Thomas Mann gewiß Freuds Ansicht, daß der Traum „einzureihen [ist] in den Zusammenhang der uns verständlichen seelischen Aktionen des Wachens"[8] und sich aus dem „auch bei Tage arbeitenden unbewußten Denken"[9] erklärt. Daraus ist aber nicht gleich zu folgern, daß der Dichter sich auch an das Freudsche Analyse-Schema hält. Eine aus bohrendem Nachforschen erwachsende, partikular ansetzende Aufarbeitung des Traummaterials, wie sie der Analytiker versucht, um Einblick in das Seelenleben des Träumers und einen Schlüssel zu seinem Traum zu gewinnen, muß im Gespräch zwischen Pharao und Joseph schon deshalb fehlen, weil die soziale Distanz zwischen beiden und der höfische Anstand dem Deuter ein solches Verhalten nicht gestatten.

Woher hat aber Joseph das zur Deutung nötige Wissen, wenn er kein Prophet ist und wenn es ihm nicht erlaubt ist, sein Gegenüber nach Art des Psychoanalytikers auszufragen? Was ihm zum einen das Innere des Königs erschließt, ist die Einfühlung. Schon lange, bevor er Pharao gegenübertritt, noch im Gefängnis, beschäftigt er sich eingehend mit der Person des jungen Königs, von dessen Eigenschaften und Neigungen er vielerlei reden hört und auf die er um so wachsamer achtgibt, als er sich berufen fühlt, dereinst an der Seite des Herrschers zu dienen und mitzuherrschen. Da er mit der Mentalität Ägyptens vertraut ist und die Landesidee der „Vorsorge" bereits zu Hause bei den Seinen mitbekommen hat, erfühlt er gerade, was in Pharaos Innerstem, weil von der Vorliebe für das Geistliche unterdrückt, am stärksten nach einem Ventil sucht: die Sorge für das irdische Wohl des Landes.

[7] Ebd. S. 429. Siehe dazu auch Rosemarie Eckes-Lapp, *Psychoanalytische Traumtheorie und Trauminterpretation. Grundlagen für den Umgang mit Träumen und Symbolen*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1980, S. 199f.

[8] Freud, a. a. O. S. 110.

[9] Ebd. S. 497.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Das zweite Mittel, das dem Deuter Wissen für die Deutung erschließt, ist die physiognomische Interpretation. Er trifft bereits bei den Träumen des Erzmundschenks und des Oberbäckers das Richtige, indem er im Gesicht des ersteren den „Grundzug von Fröhlichkeit" (GW V, 1338), in dem des letzteren *die „unterweltlichen Züge", das zwischen den Brauen lagernde „Fluchwesen"* (ebd.) erschaut. Auf ähnliche Weise, wenn auch nicht über das Menschenantlitz, tut er den ersten Schritt in den inneren Sinn der Königsträume. Denn auch diese haben eine Physiognomie und offenbaren Züge, die als Ausdruck eines Inneren anmuten. Wenn Joseph schon auf der Reise zu Pharao gerüchtweise hört, daß es in dessen Träumen um Kühe und Ähren und um Fressen und Gefressenwerden geht, so hilft ihm das bereits „auf den Weg, und seine Gedanken umspielten die Denkbilder der Nahrung, der Hungersnot und der Vorsorge". (GW V, 1374) Die Träume halten ihm gewissermaßen die Mentalitätsphysiognomie, auch die mythologische Physiognomie des Landes entgegen. Der Nil, die Kühe, die aus dem Nil steigen, die Ähren, die schwarze Erde, auf der sie wachsen, dies alles sind Bildelemente, die ihre Herkunft aus Traumgedanken der Nahrungssorge nicht verleugnen können. Auf Probleme der Vegetation und Fruchtbarkeit verweisen zudem der Nil und das Kuh-Motiv in ihrer Funktion als Mythen. Sie sind Sinnbilder des Stieres Chapi und der mütterlichen Göttin Hathor, zweier Hauptgottheiten Ägyptens.

Die Unterschiede gegenüber Freud deuten an, daß es grundsätzlich problematisch ist, eine poetische Darstellung auf das Schema einer wissenschaftlichen Theorie zurückführen zu wollen. Da für Thomas Mann andererseits aber der Begriff des Künstlers im Sinne Nietzsches mit dem des „Erkennenden" zusammenfällt[10], nährt sich sein Werk ebenso aus der Denk- wie aus der Dichtungstradition. Fragen wir demnach, ob unser Gegenstand eine Beziehung nicht nur zur Psychologie, sondern auch zur Philosophie offenbart, – wie es hier am nächsten liegt, insbesondere zur Philosophie Schopenhauers.

Thomas Mann sah in Schopenhauer einen Vorläufer Freuds. Was Freud über das Unbewußte sagt, empfand er als nahverwandt der Darstellung des finsteren Willensreiches in Schopenhauers Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Freuds Lehre somit als „Übersetzung" der Schopenhauerschen „Metaphysik ins Psychologische"[11]. Die „innigste und geheimste" Berührung zwischen dem Psychologen und dem Philosophen entdeckte er freilich dort, wo der Philosoph seinerseits in die Rolle des Psychologen schlüpft und wie Freud eine

[10] So schon in dem frühen Essay ‚Bilse und ich'.

[11] Thomas Mann, Freud und die Zukunft (1936), GW IX, 487. Dann auch in ‚Schopenhauer' (1938), GW IX, 577ff.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Traumpsychologie entwickelt, namentlich in seinem Aufsatz ‚Transscendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen'[12].

Ist nun der Traumdeuter Joseph ein Schüler Schopenhauers? In gewissem Sinne ja. Wenn Thomas Mann den Entstehungsgrund von Traum und Deutung in Abänderung der biblischen Vorlage aus der göttlichen Eingebung in die menschliche Seele verlagert und das, was als Prophetie und Schicksal anmutet, also als ursprünglich unbewußten Entwurf unserer selbst deutet, so wandelt er in den Spuren des Philosophen. Schopenhauer legt in der Tat den Grund zur Psychologisierung der Inspiration. Das, was wir träumen und seinem Anschein nach als Kunde einer „geheimen Macht" empfinden, hat gleichwohl, so heißt es in dem genannten Aufsatz, „ihre Wurzel in der Tiefe unsers eigenen, unergründlichen Wesens"[13], nämlich in unserem eigenen Willen, nur daß wir uns dessen nicht bewußt sind. Daher kommt es, „daß die Vorgänge des Traums so oft ganz gegen unsere Wünsche in demselben ausschlagen, uns in Erstaunen, in Verdruß, ja, in Schrecken und Todesangst versetzen, ohne daß das Schicksal, welches wir doch heimlich selbst lenken, zu unserer Rettung herbeikäme"[14]. Pharao mit seinen Träumen könnte sich in dieser Beschreibung wiedererkennen. Schon der Begriff des Willens bietet einen Anknüpfungspunkt. Versteht man diese untergründige Traumquelle, im Sinne Schopenhauers, als Wille zum Leben, so mag man die These vertreten, daß auch Pharaos Träume aus ihr hervorgehen. Denn wie sehr immer die wachbewußten Wünsche des Königs auf das Geistige und Geistliche gerichtet sind, so ist doch das, was ihn unbewußt in seiner Funktion als König bewegt, die „Sorge um die Erhaltung des Lebens", eine Regung also des Schopenhauerschen Willens[15].

Wieder aber sind an der Parallele Abstriche zu machen. Denn der Wille besitzt bei Schopenhauer eine metaphysische Wesenheit, eine Unabhängigkeit von Zeit, Raum und Kausalität, die durchaus – da sie die zwangsläufige Abfolge von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft aufhebt – Voraussagen dessen, was noch nicht ist, also auch prophetische Träume ermöglicht[16]. Für Thomas Mann dagegen, der die Lehre Schopenhauers gewissermaßen mit den Augen des abtrünnigen, weil metaphysikfeindlichen Schopenhauer-Schülers Nietzsche aufnimmt, ist der Wille bloß eine psychische Größe, wie er auch an Schopenhauer vornehmlich ein psychologisches Interesse hat. In der Traumpsychologie

[12] Thomas Mann, Freud und die Zukunft, GW IX, 487.

[13] Arthur Schopenhauer, *Zürcher Ausgabe. Werke in zehn Bänden*, Zürich: Diogenes 1977, Bd. 7, S. 238.

[14] Ebd.

[15] Vgl. Thomas Mann, Schopenhauer, GW IX, 542.

[16] Siehe Schopenhauer, Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, *Werke*, a.a.O., Bd. 7, bes. S. 287f.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

scheint er ihm freilich in einer Weise verbunden, daß man meinen könnte, hier lasse er sich von dem Metaphysiker auch auf den Boden des Mysteriösen führen. Darüber wird später mehr zu sagen sein.

Worum es bei der Traumdeutung in der Begegnung zwischen Pharao und Joseph im wesentlichen geht, ist aber so wenig mit Schopenhauer wie mit Freud zu erklären. Der zentrale Gedanke, daß Traum und Deutung im Grunde eine Einheit bilden, stammt weder von dem einen noch von dem anderen, sondern ist offenbar ganz das Eigentum Thomas Manns. Dieser Gedanke ist seinerseits wiederum eine Variante der Zentralidee des gesamten Romans, der Idee des Zusammenstimmens alles scheinbar Disparaten zu einem Ganzen, die hier, in der Geschichte von den Träumen, so präsent ist wie überall in der Erzählung. „Denn mit dem Ganzen der Welt und ihrer Einheit hat der Mensch es immer und an jedem Punkte zu tun, ob er es weiß oder nicht." (GW V, 1378) Im besonderen kann man in der Einheit von Traum und Deutung die Einheit dessen sehen, was im Roman mehrfach als „Unten" und „Oben" gekennzeichnet ist, wobei das Unten den „mütterlichen" Tiefenbereich der Seele, das Oben die „väterliche" Höhensphäre des Geistes meint. Nicht alle Träume stammen zwar „von unten"; es gibt auch solche „von oben", die „himmelswichtigen", die Pharao ebenfalls träumt (vgl. GW V, 1467). Seine „reichswichtigen" Träume aber, diejenigen von den zweimal sieben Kühen und den zweimal sieben Ähren, wurzeln im Untergrund der Seele, sie betreffen das „Stoffliche" und die „Schwärze" und finden also durch die Deutung als rationalen Akt ihre Ergänzung im Geistigen und im Licht. Man kann vielleicht, wiederum mit Anleihen bei Philosophie und Psychologie, in dieser Ganzheit die Begegnung des Intellekts mit dem Willen, des Apollinischen mit dem Dionysischen, des Bewußten mit dem Unbewußten, des „Ich" mit dem „Es" sehen, muß aber dessen eingedenk bleiben, daß alle diese Begriffe nur teilweise deckungsgleich sind mit dem, was an der lebendigen Gestalt der Figuren im Roman als deren Teilaspekt sichtbar wird. Die Deutung als doppelsinniges Phänomen ist ja auch nicht nur der Sphäre der Ratio zuzuordnen, da sie den Träumen bereits zugrunde liegt und also mit einer ihrer Seiten dem „Unten" zugehört, so wie „Unten" und „Oben", als Teile einer Ganzheit, keine statischen Größen sind und fixierte Positionen einnehmen, sondern als relativ und vertauschbar gelten. „Und außerdem wollen Oben und Unten vor dem Vater nicht viel besagen, der hinabgeht und zum Oberen das Untere macht, denn wo er leuchtet, ist oben."[17] (GW V, 1467)

Es verhält sich jedoch nicht so, als sei die Einheit zwischen Oben und Unten etwas Selbstverständliches, als werde sie stets erkannt und gelebt. Die oftmals

[17] Erinnert sei hier an die berühmte Stelle über die Drehung der Sphären, GW IV, 189f.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

fehlerhafte Orientierung des Menschen nach bloß einer Seite und seine Blindheit oder absichtliche Verschlossenheit für die andere bedingen deren Auseinanderklaffen im Sein und im Bewußtsein. Wenn Pharao seine Träume nicht zu deuten vermag, obwohl er die Deutung in sich trägt; wenn ebenso seine Mutter Teje mit den Träumen nichts anzufangen weiß; wenn auch die „Traumspezialisten" des Hofes (GW V, 1395) als Deuter kläglich versagen, so deshalb, weil sie alle dem Welt- und Lebensganzen entfremdet sind oder noch nicht zu ihm gefunden haben: der König, indem er einseitig seinen geistigen und geistlichen Neigungen nachhängt; seine Mutter, indem sie die Welt „ausschließlich unter dem staatsklugen Gesichtswinkel" sieht (GW V, 1394); die beamteten Experten, diese wahren Fachidioten, weil sie nur vom Bücherwissen zehren. Es bedarf somit eines Mannes wie Joseph, der die Einseitigkeiten seines früheren Lebenswandels hinter sich gelassen hat und sich nunmehr, im Stand der menschlichen Reife, einer doppelten, das Ganze der humanen Existenz umfassenden Begabung erfreut, zum einen „aus mütterlichem Lebensgrunde, aus der Sphäre des Instinkts, des Gefühls, des Traums, der Leidenschaft", zum anderen „aus der väterlichen Lichtsphäre des Geistes, der Vernunft, des Verstandes, des ordnenden Urteils"[18].

Weil Joseph ein ganzer Mensch ist, kann er Pharao auch helfen, zum Traum die Deutung und damit die Einheit beider zu finden. Da aber die beiden bereits vorhanden sind und Joseph nur zu vermitteln braucht, was geschieden ist und zusammengehört, ist seine Leistung nicht so sehr eine analytische, sondern eine synthetische. Wenn in dem Gespräch zwischen Pharao und Joseph noch vor dem Akt der Deutung von Hermes und seinen Schelmenstücken die Rede ist (GW V, 1424ff.), Hermes für Thomas Mann aber bekanntlich eine Mittlergestalt ist, so kündigt sich hier bereits an, daß Joseph als Deuter im Zeichen des Hermes, nämlich als Mittler, agieren wird.

In dieser Deutung liegen denn auch Spiel und Ernst und Kunst und Leben so nahe beieinander wie im Charakter des antiken Gottes. Sie hat einen schalkhaften Zug in Josephs mäeutischem Kunstgriff, dem König nicht die Weissagung zu geben, sondern ihn in einer Art Rollentausch selber weissagen zu lassen („Pharao weissagt" heißt so auch das einschlägige Kapitel im Dritten Hauptstück). Josephs Traumdeutung erscheint somit selbst als Schelmenstück. Sie ist sodann lebens- und weltwichtig, da sie im Dienst des großen Ganzen steht, wie eben dargetan. Und ihr kommt künstlerische Bedeutung zu, da nach Thomas Manns Auffassung gerade Kunst und Künstler den Auftrag und die Fähigkeit haben, das Ganze der Welt und des Menschen zu erwecken oder zu beschwören, es aus divergierenden Teilen wieder zusammenzufügen[19]. Und wenn so

[18] Thomas Mann, Vom Buch der Bücher und Joseph, GW XIII, 205.

[19] Hierin bestehe der „humane Zauber alles Künstlertums", heißt es ebd.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

nun die Traumproblematik sich als bedeutungsvoll im umfassenden Sinne erwiesen hat, ist es an der Zeit, den engeren Rahmen der Joseph-Pharao-Episode zu verlassen und das Thema im Kontext des Romanganzen zu beleuchten.

Träume kommen außer im letzten Band der Tetralogie schon in den ersten drei Bänden mehrfach vor, und wie die Träume Pharaos, des Oberbäckers und des Erzmundschenks, so beruhen auch die früheren zum großen Teil auf der biblischen Vorlage, so etwa der Segenstraum Jaakobs (Gen. 28, 12ff.) oder Josephs Träume von den Garben und von den Himmelskörpern (Gen. 37, 5ff.). Einige Träume gehen dagegen auf andere Quellen und Thomas Manns Erfindung zurück, und zwar Jaakobs Traum von Anup im ersten Band (GW IV, 288ff.), Josephs Traum vom gehörnten Adler im zweiten (GW IV, 460ff.), Mut-em-Enets Traum von der Blutung im dritten (GW V, 1023ff.), Mai-Sachmes Traum von Nechbet im vierten (GW V, 1316). Allen diesen Träumen ist ein hoher Stellenwert beizumessen. Wie der Erzähler bemerkt: „In unserer Geschichte spielen Träume eine entscheidende Rolle: ihr Held träumte groß und kindisch, und andere Personen darin werden träumen." (GW V, 1022)

Die Bedeutung, die das Träumen in diesem Werk besitzt, erschöpft sich aber nicht in Einzelträumen und ist nicht auf den Zustand des Schlafes beschränkt. Eine gewisse Traumbefangenheit, an der nicht nur einige, sondern im Prinzip alle Figuren des Romans teilhaben, erstreckt sich auch auf den Zustand des Wachens, ja auf die Gesamtheit der erzählten Welt, deren Geschehnisse oftmals so zwielichtig und schattenhaft anmuten, daß sie sich im Zeichen des Mondes, des Traumgestirns, zu vollziehen scheinen[20]. Es seien zwar „Menschen wie wir", behauptet der Erzähler von den dargestellten Figuren (GW IV, 54), stellt aber doch einen historischen Abstand zum aufgeklärten Publikum der Moderne her, wenn er ihrem Denken „einige träumerische Ungenauigkeit" (ebd.) zurechnet. Diese Ungenauigkeit drückt sich darin aus, daß sie kein klares Identitäts- und Realitätsbewußtsein haben. Ihre Identität schwankt, da sie sich ständig mit anderen ihresgleichen verwechseln und diese in Leben und Gesinnung kopieren. Ihre Anschauung der Realität kennt keine Grenze zwischen Sein und bloßem Bedeuten (vgl. GW IV, 32), da sie dazu neigen, „Worte für Wirklichkeit und Wirklichkeit halb nur für ein Wort zu nehmen" (GW IV, 129). Man hat diesen Aspekt der erzählten Welt der mythischen Komponente des Romans zugeschrieben, und der Erzähler selbst entwickelt ihn ausdrücklich aus der Befangenheit der Figuren im Mythos. Er setzt ihre schwankende Bewußt-

[20] Siehe etwa das Kapitel „Mondgrammatik" im Zweiten Hauptstück des ersten Bandes, GW IV, 121ff.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

seinslage aber ebenso unmißverständlich zum Traum in Beziehung und ohne damit seine Sicht auf eine andere Ebene verlagern zu müssen, denn Mythos und Traum liegen nahe beieinander. In der Tat sind die „Zusammenziehungen" und „Verwechselungen", welche die mythische Überlieferung beherrschen (GW IV, 30), auch Eigenarten der durch Verdichtung und Verschiebung gekennzeichneten Traumarbeit, und wenn die Identität des Ich sich im Mythos in eine Reihe von Prä- und Postfigurationen auflöst[21], so kennt der Traum etwas Ähnliches. Im Traum ist das träumende Ich nicht mehr ein Ich. Vielmehr schlüpft es auf der Traumbühne und in dem von ihm selbst inszenierten Traumstück in mehrerlei Rollen und spaltet sich so in ein Ensemble verschiedener Figuren[22].

Mit der Traumbefangenheit des Ganzen, auf die der Erzähler mehrfach ausdrücklich verweist[23], hat es eine eigene Bewandtnis. Sie ist nicht allein mythisch motiviert und dient gewiß auch nicht vorrangig dazu, den Abstand zu verdeutlichen, der die schummrige ‚Mondklarheit' der alten Zeit von der ‚Sonnenklarheit' des modernen Bewußtseins trennt[24]. Thomas Mann wollte keinen historischen Roman, sondern ein auch für die Gegenwart gültiges Humanitätsepos schreiben, das in die archetypische Verfassung der menschlichen Existenz hinableuchtet. Und in archaische, in sogar mysteriöse Gründe führt die zeitübergreifende Bestimmung des menschlichen Lebens in der Welt durch die Traum-Thematik nicht weniger als durch den Mythos: Ein aus alten

[21] Beispielsweise wird Joseph selbst von Thomas Mann eine „typhonische Tamuz-Osiris-Adonis-Dionysos-Form" genannt. Thomas Mann, *Briefe 1889–1936*, hrsg. von Erika Mann, Frankfurt: S. Fischer 1962, S. 262. Der Dichter hätte hinzufügen können, daß er Joseph auch als Präfiguration Jesu sieht, gemäß theologisch-ikonographischer Tradition.

[22] Vgl. Elisabeth Lenk, *Die unbewußte Gesellschaft. Über die mimetische Grundstruktur in der Literatur und im Traum*, München: Matthes & Seitz 1983, S. 18f. u. ö. Über die Zuordnung des Traums zur mythischen Erzählung ebd. S. 355f. Auf die enge Beziehung zwischen Traum und Mythos hat im übrigen bekanntlich C. G. Jung vielfach hingewiesen. Ob Thomas Mann von Jung direkt beeinflußt war, ist eine nicht ganz geklärte Frage. Schulze, a. a. O. S. 516ff., hält einen solchen Einfluß für wahrscheinlich, indem er sich auf Äußerungen stützt, die Thomas Mann in seinem Essay ‚Freud und die Zukunft' über Jung macht. Andererseits hat Thomas Mann über sein Verhältnis zu Jung in einem Brief vom 22. 2. 1945 an Anna Jacobson folgendes geschrieben: „Jung habe ich in der Schweiz nie gesehen. Er besuchte mich einmal in München zusammen mit einem anderen Herrn, an den ich mich nicht mehr erinnere. Jung machte einen außerordentlich gescheiten Eindruck auf mich. Seine Haltung gegenüber den Nazis war anfangs recht zweifelhaft und mehr als das. Literarische Beziehungen haben nie bestanden." Thomas Mann, *Briefe 1937–1947*, Frankfurt: S. Fischer 1963, S. 413. Den letzten Satz dieser Äußerung zitiert auch Schulze, S. 509. Keinerlei Beeinflussung Thomas Manns durch C. G. Jung sieht Jean Finck, a. a. O. S. 310ff.

[23] Wenn er etwa anläßlich der Wiederbegegnung Josephs mit seinen Brüdern sagt: „Sie waren da, seine Brüder in Jaakob, aufgetaucht aus der Zeit, – seine Mörder durch Träume, zu ihm geführt durch Träume und das Ganze war wie ein Traum." (GW V, 1600).

[24] Über den Unterschied zwischen der „Klarheit der Sonne" und „des Mondes Klarheit" siehe das in Anm. 20 genannte Kapitel.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Überlieferungen reaktiviertes, gleichzeitig an Schopenhauer angelehntes Leitmotiv des Romans ist die Ansicht, daß das Leben, daß die Welt ein Traum sei.

Für Schopenhauer besteht zwischen Traum und realer Außenwelt prinzipiell kein Unterschied. Wie der Traum eine bloße Vorstellung, bloßer Schein, so ist dies auch unsere durch die empirische Erfahrung vermittelte Wirklichkeit, da auch sie nur ein den Gesetzen subjektiver Funktionen gemäß entstandenes Gehirnphänomen darstellt, d. h. uns ebenfalls als „Vorstellung" gegeben ist. Beide, die Wirklichkeit wie der Traum, sind im Grunde gleichermaßen Objektivationen des „Willens", der einzig wahren Realität, nur daß das Gehirn bei der Wahrnehmung der Außenwelt von außen, durch eine Einwirkung auf die Sinne, hingegen bei der Anschauung durch das Traumorgan vom Inneren des Organismus aus erregt wird[25]. Nun gründen zwar psychologisch gesehen Traum und Leben (oder vielmehr Leben und Wirklichkeit als Traum) im Willen des einzelnen, aber metaphysisch betrachtet wirkt in allen Individuen ein und derselbe „Wille zum Leben", so „daß das Subjekt des großen Lebenstraumes in gewissem Sinne nur Eines ist" und die ganze Wirklichkeit als „ein großer Traum" erscheint, „den jenes Eine Wesen träumt"[26].

Es ist dieser „geheimnisvolle Gedanke" Schopenhauers, von dem sich Thomas Mann fasziniert zeigt[27], fasziniert als Psychologe und als Künstler. Wenn die Welt ein Traum und der Traum eine seelische Gegebenheit ist, dann ist auch die Welt primär eine Gegebenheit der Seele[28]. Und wenn die Welt als Traum ein Gebilde aus Schein ist, dann besteht sie aus demselben Stoff, aus dem die Kunst gemacht ist, und kommt dem Künstler von vornherein entgegen. Ja, sie ist insofern besonders bild-bar, als sie bereits in ihrem Ursprung als „Phantasmagorie von Bildern"[29] geträumt worden ist. Den Josephsromanen liegt der merkwürdige Gedanke zugrunde, daß ihre Geschichte, bevor sie Gegenstand der Erzählung werden konnte, sich zunächst selbst erzählt habe: „Bevor man sie erzählen konnte, geschah sie; sie quoll aus demselben Born, aus dem alles Geschehen quillt, und erzählte geschehend sich selbst." (GW IV, 821) Die drei Bestimmungen „geschehend", „erzählte" und „sich selbst" begründen die Identität mit dem Traumvorgang. Wenn Geschichte erst einmal geschieht, hat sie die *Gegenwärtigkeit* des Traumes. Wenn Geschehen, indem es sich voll-

[25] Siehe insbesondere Schopenhauer, Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, *Werke*, a. a. O., Bd. 7, S. 324 ff. Daß das Leben, die Wirklichkeit nur Traum sei, sagt Schopenhauer übrigens bereits in seinem Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung*, besonders in § 5.

[26] Schopenhauer, Transscendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen, *Werke*, a. a. O., Bd. 7, S. 242.

[27] Thomas Mann, Freud und die Zukunft, GW IX, 487.

[28] Ebd. S. 489.

[29] Thomas Mann, Schopenhauer, GW IX, 534.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

zieht, andererseits sogleich Erzählung wird, geht es genetisch bereits in das Medium des Scheins über, d.h. den *Stoff* des Traumes. Wo aber etwas „sich selbst" erzählt, erkennen wir das *Verfahren* des Traumes wieder; denn das Traumgeschehen kennt keinen expliziten Erzähler, der als sein Urheber und Vermittler aufträte. Es vollzieht sich vielmehr im Modus der Unmittelbarkeit als Akt der Inszenierung durch Kräfte, die hinter den Kulissen wirken, und es gleicht in dieser Hinsicht dem Drama auf der Bühne. „Tempeltheater" hat Thomas Mann die Josephsromane ihres religiös-mythischen Gehalts wegen genannt (GW V, 1252). Er hätte sie geradesogut Traumtheater nennen können.

Ihrem religiös-mythischen Rahmen gemäß kann ihr Geschehen in seinem Ursprung freilich nicht als Traum des Schopenhauerschen Willens gelten. Das Geschehen ist vielmehr ein Traum Gottes, aus dem es „quillt", indem Er es träumt. Auch mit dieser Substituierung allerdings bleibt Thomas Mann noch im Bereich der Psychologie. Denn wie er den Willen eher unter psychologischem als metaphysischem Gesichtspunkt sieht, so ist auch Gott für ihn eine psychische, wenn auch im Psychischen nicht völlig aufgehende Größe, von Abraham aus dessen eigener Seele hervorgedacht und von dieser „in gewissen Augenblikken kaum [...] zu unterscheiden"[30]. Die Joseph-Tetralogie ist auch unter diesem Aspekt „Roman der Seele" (GW IV, 42).

Gibt nun der Roman den Traum Gottes wieder, so erzählt er ihn nicht einfach nach. Das bloße Erzählen von Träumen hat generell etwas Ernüchterndes, die Anschaulichkeit und vor allem die Atmosphäre des Traums Ertötendes[31]. Das müssen alle erfahren, die ihre Träume im Licht des Wachzustandes anderen wiedergeben sollen, Pharao nicht weniger als der Oberbäcker und der Erzmundschenk. Solch ein nacherzählter Traum ist „nur noch die Mumie und das dürre Wickelbild [...] dessen, was er war, als man ihn träumte." (GW V, 1355) Daher auch Pharaos wachsender Widerwille, seine Träume zu berichten: „Die Träume waren frisch, natürlich und eindrucksvoll gewesen bei Nacht; am Tag und in Worten nahmen sie sich aus wie schlecht präparierte Mumien mit zerstörten Gesichtern; man konnte sich nicht damit sehen lassen." (GW V, 1397)

Was hier von den Träumen im einzelnen gesagt wird, das gilt nicht minder vom großen Lebenstraum im ganzen. Es ist bezeichnend, daß Thomas Mann für das Verhältnis der biblischen Josephsgeschichte zum Geschehen, wie es sich zunächst selbst erzählt hat, denselben Vergleich verwendet: auch der Bericht

[30] Thomas Mann, Freud und die Zukunft, GW IX, 490. Im Roman siehe das Kapitel „Wie Abraham Gott entdeckte" im Zweiten Hauptstück des zweiten Bandes, GW IV, 425ff.

[31] So heißt es im dritten Band: „Träume in Worte zu fassen und zu erzählen, ist darum fast untunlich, weil auf die sagbare Substanz eines Traumes sehr wenig, nahezu alles dagegen auf sein Aroma und Fluidum ankommt" (GW V, 1022).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

der Bibel in seiner Kargheit und Lückenhaftigkeit erscheint nur „wie ein ausgenommener, gesalzener und gewickelter Überrest" der ursprünglichen lebendigen Gestalt (GW V, 1482), er ist der im Wachzustand verarmte Traum Gottes.

Und der Josephsroman? Er ist ein Schelmenstück darin, daß er die Bibel an Lebendigkeit und womöglich Authentizität auszustechen sucht. Ein Umfang von 1 800 Seiten soll die ursprüngliche Fülle restituieren. Dabei will die Erzählung Medium nicht nur der Vermittlung, sondern vor allem der Vergegenwärtigung sein. Was der Autor bereits in der „Höllenfahrt" als Zweck und Ziel angibt, ist, daß die Reise in die Vergangenheit einem Heraufbeschwören der versunkenen Welt ins unmittelbare Hier und Jetzt gleichkommen, daß so auch die Mumie des biblischen Berichts zur lebendigen Gestalt wiedererweckt werden soll.

Dazu bedarf es freilich des Erzählens als Ritual und Fest und des Wortes nicht nur als Zeichen von Bedeutung, sondern als magisches Mittel, der Bedeutung zum Sein zu verhelfen. „Fest der Erzählung, du bist des Lebensgeheimnisses Feierkleid, denn du stellst Zeitlosigkeit her für des Volkes Sinne und beschwörst den Mythus, daß er sich abspiele in genauer Gegenwart!" (GW IV, 54) Beschworen und wiedererweckt werden soll damit zugleich das Geschehen als Traum, den Gott geträumt hat. Und nur so auch kann dies gelingen. Denn der Traum lebt nur, wenn er gerade geträumt wird, in der reinen Gegenwärtigkeit, oder wenn es dank der Illusion durch die Kunst so scheint, als werde er noch einmal geträumt. Als Wiederträumer fungiert dann der Erzähler, der somit, als Leistung der Kunst, nicht nur die Kenntnis, sondern die direkte Anschauung des Traums, ja das Im-Traum-Sein vermittelt: „Die Geschichte kennen kann jeder. Dabei gewesen zu sein, das ist's." (GW V, 1691)

Sowenig aber der Roman ein bloßes Nacherzählen des Gottestraums ist, sowenig ist er ein bloßes Nachträumen. Oft ist die Kunst mit dem Traum verglichen worden, und doch ist sie etwas anderes, da sie auch Produkt einer bewußten Tätigkeit ist und als solches zugleich am Wachzustand teilhat. Bei den Josephsromanen, die keineswegs „sich selbst" erzählen, kommt das Wachbewußtsein zumal in der Gestalt des Erzählers zum Vorschein, der das Geschehen nicht nur ‚träumt', sondern auch kommentiert und reflektiert. In dieser Hinsicht ist der Roman für die Geschichte ein Medium, „worin sie gleichsam Selbstbesinnung gewinnt und sich erinnert, wie es denn eigentlich im Genauen und Wirklichen einst mit ihr gewesen, also, daß sie zugleich quillt und sich erörtert." (GW IV, 821)

Damit können wir wieder den Anschluß an das Traumdeutungsgespräch zwischen Joseph und Pharao herstellen; denn in dem Zugleich von Emanation und Reflexion ist die Einheit von Traum und Deutung wiederzuerkennen. Man

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

darf jetzt in dieser Einheit ein Modell des ganzen Romans sehen. Wenn Joseph als Hermesgestalt und verkappter Künstler das irrationale Geschehen einer rätselhaften Phantasmagorie mit dem rationalen Geist der Erkenntnis erleuchtet, so handelt der Erzähler durchaus analog, mit dem Unterschied aber, daß er Träumer und Deuter in einer Person ist und Traum und Deutung bei ihm nicht im zeitlichen Nacheinander folgen, sondern synchronisiert sind, ja sich bereits in statu nascendi verbinden. Die Vermittlung ist hier somit vollkommener als bei Joseph und Pharao, vollkommener auch deshalb, weil sie in einem Akt der künstlerischen Gestaltung erfolgt. Pharaos Träume mitsamt der Deutung haben an sich nichts Kunstvolles. Sie sind nur Symbol der Kunst, und Josephs Deutungsakt steht nur symbolisch für den eigentlichen künstlerischen Schöpfungsakt.

Dessen ungeachtet drückt sich in dem Ruf, der von Pharao an Joseph ergeht, die Berufung zum Künstler aus – auch wenn de facto damit eine politische Karriere eingeleitet wird. Dem Ruf liegt die Voraussetzung zugrunde (die Thomas Mann mit Freud teilt), daß die Träume einen Sinn enthalten und überhaupt der Deutung fähig sind, ja selber nach einer Deutung rufen. Genau dieser Sachverhalt, das Vorhandensein einer ungedeuteten, aber von Bedeutung schwangeren Erscheinungswelt ruft in den Augen Thomas Manns den Künstler zur Kunst, indem er ihm aufgibt, den blinden Träumern des Lebenstraums für dessen tieferen Sinn die Augen zu öffnen. In seinem 1938 entstandenen, also in die letzte Phase der Entstehung des biblischen Romanwerks fallenden Essay ‚Schopenhauer' schreibt der Dichter: „die Auffassung der Welt als einer bunten und bewegten Phantasmagorie von Bildern, die für das Ideelle, Geistige durchscheinend sind, hat etwas eminent Künstlerisches und schenkt den Künstler erst gleichsam sich selbst: Er ist derjenige, der sich zwar lustvoll-sinnlich und sündig der Welt der Erscheinungen, der Welt der Abbilder verhaftet fühlen darf, da er sich zugleich der Welt der Idee und des Geistes zugehörig weiß, als der Magier, der die Erscheinung für diese durchsichtig macht." (GW IX, 534)

An diesem Punkt, wo es um die Vereinigung der beiden Sphären geht, trennt sich Thomas Mann freilich entschieden von Schopenhauer und folgt den Spuren Goethes. Für Schopenhauer ist die „lustvoll-sinnliche" und gar „sündige" Hingabe an die Welt der Erscheinungen verwerflich, da sie Hingabe an die Macht des Willens bedeutet; die Kunst andererseits nur gerechtfertigt, wenn sie die rein angeschaute Idee zur Geltung bringt und damit Erlösung vom Willen gewährt. Die Josephsromane dagegen bejahen die Sinnenwelt, ungeachtet des Umstandes, daß sie Traum und Schein ist, und finden in ihr wie Joseph in Pharaos Träumen eine dem Menschen förderliche Wahrheit. Daß die Welt aber überhaupt Traum ist und zugleich einer Deutung fähig, die Wahrheit zutage fördert, macht sie zum Gegenstand der Kunst; denn diese ist ihrem Wesen und

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Streben nach ebendies: Traumdarstellung, Traumdeutung und Wahrheitserweis – oder in den Worten des Hans Sachs aus Wagners *Meistersingern:*

> Mein Freund, das grad ist Dichters Werk,
> daß er sein Träumen deut' und merk'.
> Glaubt mir, des Menschen wahrster Wahn
> wird ihm im Traume aufgetan:
> all Dichtkunst und Poeterei
> ist nichts als Wahrtraumdeuterei[32].

[32] Richard Wagner, *Die Meistersinger von Nürnberg*, hrsg. von Wilhelm Zentner, (Reclam UB 5639), Stuttgart: Reclam 1972, S. 77.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Antal Mádl

Thomas Mann und Georg Lukács

Die Verbindung dieser beiden Namen zu einem gemeinsamen Thema geistert seit 1945 in der Forschung, ohne daß man sie bis heute von einer politisch-sensationellen Aktualität, vom ständigen Rätselraten, von einer potentiellen Legendenbildung, oder überhaupt von seinem Nebelhaften hätte völlig befreien können. Seitdem Pierre-Paul Sagave, nach einem zweiten Vorstoß bei Thomas Mann, die Bestätigung erhielt, daß zu Naphtas Äußerem Lukács Modell „gestanden hat" und trotz der Bitte des Dichters, „Lukács doch ja nicht in Verbindung mit dem Zauberberg und Naphta namhaft zu machen", dies doch bekannt gab[1], wird in der Fachliteratur immer wieder darauf verwiesen. Die meisten Anspielungen dieser Art haben aber nicht den Charakter objektiver Feststellungen, sondern sprechen oft auch unbeabsichtigt weitere Vermutungen aus, lassen eher etwas ahnen, als daß sie neue Belege bieten könnten. Der Grund dafür liegt – meines Erachtens – bei der etwas seltsamen Situation selbst. Die Forschung neigt übrigens mit Recht dazu, Entschlüsselungen dieser Art den berechtigten, sehr bescheidenen Platz zuzuweisen, der ihnen gebührt. Jedoch dürfte es sich bei diesem Verhältnis um wesentlich mehr handeln, als um die Übernahme des Äußeren für eine Romanfigur. Zum Rätselhaften, zum politisch Sensationellen, ja sogar zur Legendenbildung haben außer der objektiven Situation, die durch zwei Lebenswege in einer gegebenen europäischen politisch-gesellschaftlichen Atmosphäre bestimmt war, und die sich auch weitgehend beschreiben läßt, beide durch ihr Verhalten zueinander beigetragen. Dieses Verhalten nachträglich zu erklären, zu motivieren, ist bisher trotz mancher Versuche noch nicht befriedigend gelungen. Erschwert wurde es einerseits durch die Forschung selbst, die aufgrund von immer neu auftauchenden Quellen oder gelegentlichen Vermutungen das ursprüngliche Thema Naphta-Lukács bedeutend erweitert hat, und andererseits, weil Äußerungen von Thomas Mann und von Georg Lukács uns manchmal in Unsicherheit

[1] Vgl. Thomas Manns Briefe an Pierre-Paul Sagave (30. 1. 1934 und 18. 2. 1952); das Zitat ist dem zweiten Brief entnommen, erschienen in *Cahiers du Sud*, 43 (1956). S. 373.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

lassen: 1. so widersprechen z. B. die von beiden angegebenen Daten und Fakten einander; 2. gegenseitige Anerkennung und Hochschätzung ist nicht frei von übertriebener Höflichkeit oder auch von eventuellen taktischen Überlegungen; 3. das greifbare Material ist sehr spärlich im Vergleich zu dem, was man vermutet, aber auch zu dem, was beide in ihrer sonst zurückhaltenden Weise gelegentlich doch ahnen ließen.

Bisherige Aussagen beziehen sich mit einigen Ausnahmen auf die rein äußerliche Ähnlichkeit von Naphta und Lukács, zu der nach Vermutungen wie z. B. der von Arthur Eloesser (1925)[2] durch Sagaves Indiskretion eine eindeutige Bestätigung kam. Die bereits bekannte Affäre über Peeperkorn-Hauptmann machte zwar Thomas Mann noch vorsichtiger, das ihm einmal entlockte Geheimnis wirkte aber in die Breite und erhielt nach dem Zweiten Weltkrieg in der sich immer stärker spaltenden Welt eine politische Aktualität, die übertrieben ausgeschlachtet wurde. In der Thomas-Mann-Philologie blieb es noch im Rahmen einer kleinen politischen Sensation, Lukács begann man aber von Naphta ausgehend zu interpretieren, wie das u. a. bei Ehrhard Bahr geschah[3]. Lukács selbst versuchte, sich in seinen letzten Jahren dagegen zu wehren, und Hans Mayer kam ihm dabei zu Hilfe[4]. Die bisher ausführlichste und umfangreichste Arbeit über das Problem Naphta-Lukács, eingebettet in einen breiteren Kontext und mit dem Anspruch auf Klärung und Enträtselung einer Legende legte Judith Marcus Tar im Jahre 1982 vor[5]. Ihre Untersuchungen konzentrieren sich auf die Zeit der Werke *Die Seele und die Formen* bzw. *Theorie des Romans* von Georg Lukács und öffnen besonders durch den Hinweis auf Th. Manns Notizblätter zum *Tod in Venedig*[6] in der Frage der geistigen Beziehungen und der gegenseitigen Beeinflussung von Th. Mann und G. Lukács der Forschung neue Perspektiven. Indem Judith Marcus Tar auf die Wichtigkeit weiterer eingehender Quellenstudien hinweist, deutet sie an, daß sie das Thema noch keinesfalls als erschöpft betrachtet.

Gegenwärtig kann uns neben eventuell noch neu auftauchenden Quellen und deren Analyse vor allem eine Rekapitulierung der faßbaren Fakten zur weiteren

[2] Arthur Eloesser, *Thomas Mann. Sein Leben und seine Werke*, Berlin: S. Fischer 1925. S. 193.

[3] Ehrhard Bahr, *Georg Lukács* (Köpfe des XX. Jahrhunderts 61), Berlin: Colloquium Verlag 1970. S. 7.

[4] Vgl. Georg Lukács' Brief an Hans Mayer vom 18. 5. 1965 (Georg-Lukács-Archiv).

[5] Judith Marcus Tar, *Thomas Mann und Georg Lukács. Beziehung, Einfluß und repräsentative Gegensätzlichkeit*, Budapest: Corvina Kiadó 1982.

[6] Judith Marcus Tar berichtet mit dem Titel: Georg Lukács, Thomas Mann und „Der Tod in Venedig". *Die Weltwoche* 2. 7. 1971, Nr. 26, S. 31 über ihren zweifachen Fund im Züricher Thomas-Mann-Archiv: 1. Ein Exemplar von Georg Lukács *Die Seele und die Formen* in Thomas Manns Bibliothek mit Marginalien des Dichters. 2. In den Notizen Thomas Manns zum *Tod in Venedig* befand sich vom Dichter exzerpiert eine Stelle aus dem Lukács-Essay ‚Sehnsucht und Form: Charles Louis Philippe' mit ergänzenden Bemerkungen.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Forschung verhelfen. Wir wissen von zwei persönlichen Begegnungen. Die letztere liegt genau fest: sie fand in Weimar, 1955, anläßlich der Schiller-Feierlichkeiten statt, die in eine Feier des achtzigjährigen Thomas Mann übergingen. Der Dichter dachte kaum mehr an eine weitere Fortsetzung seines Schaffens, und so wurden neue Anregungen von außen, auch von Georg Lukács, nicht mehr erwartet. Georg Lukács kam in Begleitung eines jüngeren ungarischen Literaturwissenschaftlers nach Weimar, aus einem Land, in dem er – durch eine Neuinszenierung der ehemaligen vernichtenden Kritik der dreißiger Jahre in der Sowjetunion heftig angefeindet – „rehabilitiert" werden sollte. Er befand sich dadurch in einer Situation, die ihn zu theoretischen Auseinandersetzungen weder äußerlich noch innerlich besonders hätte anspornen können, auch wenn er in Thomas Mann einen entsprechenden Partner oder mindestens einen achtsamen Zuhörer wie einst in Wien gefunden hätte. Seine Heimat steuerte dem verhängnisvollen Jahr 1956 zu, und Lukács besaß bereits historische Erfahrungen, um vorausahnen zu können, was all das für ihn und für seine Heimat mit sich bringen würde. Es kam zu keinem richtigen Kontakt, und so ist über diese Begegnung, was eventuelle gegenseitige Auswirkungen hätte betreffen können, kaum etwas zu sagen.

Komplizierter in allen ihren Auswirkungen war die erste Begegnung zwischen beiden, die in Wien stattfand. Der Ort der Begegnung, das ‚Hotel Imperial' in Wien, ist aber auch so ziemlich das einzig Handfeste. Alles andere, selbst der genaue Zeitpunkt, kann aus den damaligen Umständen, in denen sich Georg Lukács befand, aufgrund von späteren Äußerungen der beiden bzw. aus Rückerinnerungen – teils schriftlich verfaßt, teils in Form mündlicher Aussagen – nur unsicher rekapituliert werden. Judith Marcus Tar legt den Zeitpunkt auf Januar 1922 fest und verbindet ihn mit Thomas Manns Ungarnbesuch und seiner Unterkunft im Hause von Josef von Lukács. Auch die Entstehungsgeschichte des *Zauberberg* läßt diese Datierung zu, denn die Einführung der Naphta-Figur erfolgte erst einige Zeit nachher. Dagegen stehen aber Äußerungen von Georg Lukács, der das Jahr 1920 angibt[7], oder gelegentlich nur über den Anfang der zwanziger Jahre spricht[8]. Auch Thomas Mann läßt uns, was das genaue Datum betrifft, völlig in Unsicherheit[9].

[7] Anläßlich eines Gesprächs, das meine Mitarbeiterin Dr. Judit Györi und ich am 24. 1. 1969 mit Georg Lukács führen durften, setzte Lukács den Zeitpunkt der Begegnung mit Thomas Mann auf das Frühjahr 1920. Das Treffen hat demnach auf Initiative von Thomas Mann stattgefunden, der ihn einlud und den Lukács im Hotel Imperial besuchte. Das Gespräch habe laut Lukács etwa zwei Stunden gedauert.

[8] Georg Lukács schreibt im Jahre 1961 an Erika Mann: „Wir haben uns während seines ganzen Lebens nur zweimal getroffen, einmal am Anfang der zwanziger Jahre in Wien [...]" (Georg-Lukács-Archiv, Budapest).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Es handelt sich bei der Frage nach dem genauen Zeitpunkt nicht einfach um eine kleinphilologische Präzisierung, sondern auch um den eventuellen Inhalt des von beiden geführten Gesprächs, um die unmittelbare Seelenlage, in der dieses Gespräch stattgefunden haben könnte. Weder Thomas Manns Brief an Ignaz Seipel am Ende des Jahrzehnts noch Interviews Jahrzehnte später[10] führen uns wesentlich weiter, was den Inhalt des Gesprächs betrifft. Nur über den Eindruck, den der eine auf den anderen machte, erfahren wir etwas.

Thomas Mann fand jedenfalls in Wien einen von Auslieferung und Todesstrafe bedrohten Lukács vor, der mit seiner vormarxistischen philosophischen Tätigkeit bereits abgerechnet hatte, nach dem Schiffbruch mit der Räterepublik sich dem Emigrantenschicksal stellte und mit gleichgesinnten Freunden an seinen Theorien und politischen Auffassungen festhielt, der seiner großbürgerlichen Existenzform freiwillig entsagt hatte und unter ärmlichen Verhältnissen lebte, bereit war, seine wissenschaftliche Laufbahn völlig aufzugeben, und sich dem deutschen Dichter gegenüber notwendigerweise in einer Abwehrposition befinden mußte – sicherlich nicht nur nach außen hin, sondern auch seinem eigenen früheren Ich gegenüber. Die politische Sache, derentwillen er bereit war, seine wissenschaftliche Laufbahn zu opfern, war ja vorerst durch die Niederlage der ungarischen Räterepublik völlig aussichtslos.

Die persönliche Begegnung hat allem Anschein nach bei dem ungarischen Philosophen keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Über die Wirkung auf Thomas Mann berichtet dessen Brief an Ignaz Seipel Jahre später in einer sehr abgeklärten und für einen bestimmten Zweck verfaßten Formulierung. Sie dürfte für das Äußere Naphtas, aber keinesfalls für die innere Charakterisierung eines Ideenträgers ausgereicht haben.

Ein weiterer Bereich der Berührungen ergibt sich durch den sporadischen Briefwechsel und die gegenseitig gebotenen hohen Anerkennungen bei verschiedenen Anlässen. Zu einem zusammenhängenden Briefwechsel, wie z. B. zwischen dem Ungarn Karl Kerényi und Thomas Mann, kam es mit Lukács nicht. Äußere Gründe sind dafür sicher mit Recht anzuführen, ob sie aber ausreichen, oder ob sie den Jüngeren von beiden, der mit bestimmter Sehnsucht auf den anderen blickte, beruhigten, ist eine andere Frage. Auch wenn man mit einschließt, daß manches durch die Zeitwirren verloren ging, ist das keine

[9] In Thomas Manns Brief an Dr. Ignaz Seipel aus dem Jahr 1929 heißt es einfach: „Ich kenne auch Lukács selbst. Er hat mir einmal in Wien eine Stunde lang seine Theorien entwickelt [...]." Zum ersten Mal erschienen 1930 in *Die Forderung des Tages* (GW XI, 782).

[10] Gespräch mit Georg Lukács in Budapest am 7. 5. 1971. Tonbandaufnahme im Georg-Lukács-Archiv, Budapest. Bei Judith Marcus Tar, *Thomas Mann und Georg Lukács*, S. 69f. und 159. – Es handelt sich dabei eher um Mutmaßungen als um tatsächliche Rückerinnerungen. Ähnliches ergab auch das am 24. 1. 1969 mit Lukács geführte Gespräch (s. Anm. 7).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

ausreichende Erklärung. Der Begleitbrief von Lukács zur Sendung der deutschen Übersetzung des Essays über *Königliche Hoheit* an Thomas Mann vom 18. 2. 1918 weist keine Fortsetzung auf. Er ist auch nicht mehr als die Erfüllung des von Thomas Mann ausgesprochenen und durch F. F. Baumgarten[11] an Lukács vermittelten Wunsches, ihm den Aufsatz zuzuschicken, was mit der einschränkenden Entschuldigung geschieht, die Übersetzung sei nur geeignet „[...] Ihnen den Inhalt des Aufsatzes mitzuteilen, sie ist aber gar nicht mit der Intention auf Veröffentlichung und der Prätention einer stilistischen Vollendung gemacht."[12] Aus der gesamten Zwischenkriegszeit fehlen dann alle Spuren solcher Briefbeziehungen. Die Begründung mit der Emigrations-Lebensform von Georg Lukács scheint nicht ganz zu befriedigen. Versuche, Thomas Mann für Proteste gegen Verfolgung oder Verurteilung ungarischer Kommunisten zu gewinnen, haben ebenfalls nicht zu Briefkontakten geführt. Belege dieser Art bestätigen eine zweimalige Intervention von Thomas Mann.

Zur ersten kam es im März 1927 – wie eindeutig nachweisbar – auf Anregung von Georg Lukács. Den unmittelbaren Anlaß dazu gab die Verhaftung ungarischer Kommunisten und Sozialdemokraten, unter denen sich auch die Vorsitzenden der beiden Arbeiterparteien befanden. Lukács erhielt von der Kommunistischen Partei Ungarns und von der Kommunistischen Internationale den Auftrag, eine internationale Protestaktion zu organisieren. Im Archiv für Parteigeschichte (Budapest) befindet sich ein Brief von Thomas Mann an Lukács (München, 22. 3. 1927), der den Empfang einer Bitte von Lukács (13. 3. 1927 – dieser Brief ist nicht erhalten) um ein Protestschreiben mit einer ablehnenden Antwort bestätigt, worauf Lukács am 27. 3. 1927 die Bitte wiederholt. Darauf erklärt Thomas Mann in seinem nächsten Schreiben vom 31. 3. 1927, daß ihn inzwischen eine von zahlreichen österreichischen und deutschen Dichtern unterzeichnete Protestschrift in derselben Angelegenheit erreicht habe, der er sich – wie er in einem Telegramm an Béla Balázs mitteilte – anschließt[13]. Nicht zu belegen ist dagegen die diesbezügliche Mitteilung, die Lukács Judith Marcus Tar machte und die sich auf einen Telegrammwechsel zwischen ihm und Thomas Mann bezieht. Nach der Aussage von Lukács soll der Wortlaut seines Telegramms folgender gewesen sein: „Sie sind ein vornehmer Lügner, der nach

[11] Franz Ferdinand Baumgarten (1880–1927) ist als ungarischer Essayist und Kritiker bekannt. Seine Monographie über Conrad Ferdinand Meyer erschien mit dem Titel *Das Werk C. F. Meyers*, München 1917, 2. Auflage 1920, 3. Auflage Zürich 1948.

[12] Original im Thomas-Mann-Archiv, Zürich. Auf deutsch abgedruckt bei Judith Marcus Tar, *Thomas Mann und Georg Lukács*, S. 43.

[13] Originale im Archiv des Instituts für Parteigeschichte (Budapest). In ungarischer Sprache veröffentlicht in *Kritika* (1986) H. 1, S. 9, unter dem Titel ‚Levélváltás Thomas Mann és Lukács György között' (Briefwechsel zwischen Thomas Mann und Georg Lukács) mit einer Einleitung von Magda Imre und Ágnes Szabó.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Warschau, ins Land Pilsudskis, geht, dort von Humanität spricht, aber die Tat im Dienste der Humanität scheut." Thomas Manns Antwort darauf war – laut Lukács – folgende: „Habe an Horthy telegraphiert."[14]

Ein zweites Mal wandte sich Thomas Mann auf ähnliche Weise protestierend an die Behörden. Einem ersten Telegramm an den ungarischen Ministerpräsidenten wegen Verhaftung ungarischer Kommunisten vom 19. 7. 1932 folgte – da Lebensgefahr bestand – am 26. 7. 1932 mit folgendem Wortlaut ein zweites: „Im Namen der Menschlichkeit Begnadigung verurteilter Kommunisten!" Thomas Mann wurde darauf in den Polizeiakten als „ausländischer Kommunist" bezeichnet und registiert. Dies ist aus den Budapester Akten eindeutig belegbar; es geht aber nicht daraus hervor, ob auch diesmal die Anregung von Georg Lukács kam.[15]

Wir gelangen somit in die Zeit nach 1945, in der es äußere Hindernisse zu einem unmittelbaren Briefkontakt eigentlich nicht mehr gegeben haben sollte, aber zu einem kontinuierlichen Briefwechsel zwischen beiden kam es doch nicht. Ob Briefe von Lukács tatsächlich bei Thomas Mann nicht ankamen, ist als Negativum nicht belegbar, oder ob es begründet und unausweichlich war, eine neue Kontaktaufnahme mit Thomas Mann der Ehefrau Gertrude Lukács zu überlassen, sei dahingestellt. All das wirkt von heute aus gesehen etwas mysteriös und beweist die Kontaktschwierigkeiten, die beide miteinander hatten: Eugen Kerpely, der als Jurist bei ungarischen Verlagen Thomas Manns Interesse vertrat, erhielt auf seinen Brief an Thomas Mann mit dem Datum 11. 1. 1949 eine Antwort, aus der hervorgeht, daß der Dichter von ihm über Lukács' 1947 in Buchform erschienene Ausgabe *Auf der Suche nach dem Bürger. Thomas Mann zum 70. Geburtstag* informiert wurde. Thomas Mann bestätigte, daß er die im ungarischen Buch enthaltenen beiden Aufsätze kenne und schließt dann mit folgenden Höflichkeitsformeln: „Ich hätte Herrn Prof. Lukács längst einmal geschrieben und ihm meine Erkenntlichkeit zum Ausdruck gebracht, wenn ich seine Adresse besessen hätte. Darf ich Sie wohl bitten, ihm meine besten und wärmsten Grüße auszurichten und ihm zu sagen, daß ich immer gern unserer nur einmaligen persönlichen Begegnung gedenke und mir wünschte, daß sie sich wohl einmal wiederholen möge."[16] Kerpely gibt Lukács eine Kopie dieses Briefes, worauf an dessen Stelle am 12. 2. 1949 seine Frau an Thomas

[14] Aus dem Gespräch mit Georg Lukács vom 7. 5. 1971, abgedruckt bei Judith Marcus Tar, *Thomas Mann und Georg Lukács*, S. 44.

[15] Originale im Archiv des Instituts für Parteigeschichte (Budapest); deutsch veröffentlicht in: *Thomas Mann und Ungarn*, hrsg. von Antal Mádl und Judit Györi. Budapest: Akadémiai Kiadó 1977, S. 501.

[16] Teilabdruck bei Judith Marcus Tar, *Thomas Mann und Georg Lukács*, S. 46f. Brief im Thomas-Mann-Archiv, Zürich.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Mann schreibt und ihren Mann entschuldigt: er sei „zu seiner Erholung verreist". Gertrude Lukács bestätigt mit Freude die Nachricht, daß Thomas Mann die „Artikel doch erhalten" habe, und fragt im Auftrag ihres Mannes, den es „sehr interessiert, zu erfahren, ob auch sein Brief, den er dem Artikel seinerzeit beigelegt hat"[17], angelangt sei. Darauf folgt ein Brief von Thomas Mann an Frau Lukács, datiert vom 23. 2. 1949, aus dem hervorgeht, daß der Aufsatz über *Faustus*, im „Aufbau" erschienen, Thomas Mann bekannt ist und daß das in ungarischer Sprache vorliegende Buch auch deutsch erscheinen wird, daß aber „der Brief, den Ihren Worten zufolge Ihr Gatte vor einiger Zeit an mich gesandt hat, niemals in meine Hände gelangt ist. Möchte er einen Durchschlag davon besitzen, damit ich ihn noch lesen kann"[18]. Erst darauf folgt ein Brief von Georg Lukács an Thomas Mann vom 29. 3. 1949, der für den Absender sehr charakteristisch ist. Der persönliche Ton dringt erst in den letzten Zeilen durch, als Lukács sich wegen seiner unleserlichen Handschrift entschuldigt; deshalb habe er seiner Frau den Brief diktiert. Der vorangehende Teil ist eine Erklärung der „Autonomie der Kunst". Es folgte keine Antwort und so auch keine Kontinuität des Briefverkehrs. Es besteht freilich auch die Frage, was Thomas Mann auf teils belehrende, teils lobend-anerkennende Formulierungen, wie die folgenden, hätte antworten sollen: „Dieser Zusammenhang [von Freiheit und Gebundenheit des Künstlers] kann gerade Ihnen nicht fremd sein. Denn gerade Ihr Schaffen zeigt die gesunde Ablehnung sowohl der reaktionären Mächte der Gegenwart wie des sozial luftleeren Raums der bloß experimentierenden Kunst"[19]. Vielleicht war die Briefform auch zu unmittelbar, zu persönlich, zu subjektiv für das, was beide sich einander zu sagen hatten. Denn was uns an Briefen überliefert ist, geht über Höflichkeitsformen kaum hinaus, allein Lukács glaubt gelegentlich belehrend, oder eher vielleicht selbstverteidigend sich äußern zu müssen.

Briefe an dritte Personen von Thomas Mann und anerkennende, wertende Äußerungen über die Leistung von Georg Lukács bzw. Äußerungen von Georg Lukács bei ähnlichen Anlässen, Thomas Mann betreffend, sagen schon etwas mehr aus über die Bedeutung, die der andere auf das eigene Lebenswerk ausgeübt hat. Dieser Prozeß setzte sehr früh ein und zog sich eigentlich durch die ganze Zeit bis zum Ableben Thomas Manns. Beobachtet man den Ton, der von beiden angeschlagen wurde, so fällt auf, daß nach der uneingeschränkten gegenseitigen Anerkennung der frühen Jahre später eine Art Selbstzensur am

[17] Im Georg-Lukács-Archiv, Budapest. Teilabdruck bei Judith Marcus Tar, *Thomas Mann und Georg Lukács*, S. 47.

[18] Teilabdruck bei Judith Marcus Tar, *Thomas Mann und Georg Lukács*, S. 47f.

[19] Erstveröffentlichung in *Sinn und Form 7* (1955), S. 670.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Werk war. Trotz höchster Anerkennung hält Thomas Mann es z. B. bei fast allen seinen lobenden Formulierungen gegenüber Lukács für angebracht, sich von ihm zu distanzieren, während auf der anderen Seite Lukács bei Äußerungen über Thomas Mann sehr schnell zur Selbstverteidigung gelangte, bzw. belehrend zu wirken versuchte.

All das scheint meines Erachtens zu den stockenden unmittelbaren Briefkontakten beigetragen zu haben.

Das Verhältnis zwischen Thomas Mann und Georg Lukács geht über persönliche Begegnungen, über aneinander gerichtete Briefe bzw. über briefliche oder andersartige Äußerungen an dritte Personen weit hinaus, es durchzieht große Teile der beiden Lebenswerke. Thomas Mann erkennt sicher mit Recht in den Passagen seiner *Betrachtungen eines Unpolitischen* in Lukács' Erstlingsessay einen versteckten Verweis auf sein bürgerlich-künstlerisches Verhalten (GW XII, 103 ff.). Günter Rohrmoser vermutet nicht ohne Gründe, daß *Die Seele und die Formen* von Georg Lukács bereits auf einer Erstanalyse der früheren Werke Thomas Manns beruhen[20]. Dieser Prozeß setzte sich dann fort und wirkte auf die andere Seite, indem die einzelnen Essays des jungen Lukács dem deutschen Dichter entweder unmittelbare Anregungen geben, wie z. B. aus der Sammlung *Die Seele und die Formen* der Essay ‚Sehnsucht und Form: Charles Louis Philippe', oder einen geistig-wissenschaftlichen Parallel-Lauf der geistigen Entwicklung der beiden markieren.

Ein bestimmter Parallel-Zug läßt sich von nun an eine lange Zeit hindurch verfolgen. Einen bedeutenden Neuansatz dazu bietet das zweite Frühwerk von Georg Lukács, die *Theorie des Romans.* Liest man bei Lukács u. a. über „die Selbsterkenntnis und damit die Selbstaufhebung der Subjektivität", was die Ästhetiker der Frühromantik „Ironie genannt" haben, und was „eine innere Spaltung des normativ dichterischen Subjekts in eine Subjektivität als Innerlichkeit [...] und in eine Subjektivität, die die Abstraktheit und mithin die Beschränktheit der einander fremden Subjekt- und Objektwelten durchschaut [...] und durch dieses Durchschauen die Zweiheit der Welt zwar bestehen läßt, aber zugleich in der wechselseitigen Bedingtheit der einander wesensfremden Elemente eine einheitliche Welt erblickt und gestaltet", so fühlt man sich völlig in der Nähe der Jugendwerke Thomas Manns, wo „diese Ironie" – laut Lukács – „die Selbstkorrektur der Brüchigkeit" ist[21]. Thomas Manns Schaffen von den

[20] Zitiert nach *Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur,* hrsg. von Reinhold Grimm und Jost Hermand. Bd. 1. Frankfurt am Main: Athenäum 1970, S. 402.

[21] Zitate aus: Georg Lukács, *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik,* Neuwied und Berlin: Luchterhand 1974. S. 64–65. – Die im Text angeführten Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Jugendnovellen über die beiden ersten Romane bis hin zum *Tod in Venedig* scheint sich nahtlos in solche Thesen der *Theorie des Romans* einzufügen.

Folgt man dem Lukács-Essay weiter, so glaubt man bei einer Analyse des *Zauberbergs* angelangt zu sein. Nach Lukács ist der Inhalt des Romans als Gattung „[...] die Geschichte der Seele, die da auszieht, um sich kennenzulernen, die die Abenteuer aufsucht, um an ihnen geprüft zu werden, um an ihnen sich bewährend ihre eigene Wesenheit zu finden. Die innere Gesichertheit der epischen Welt schließt die Abenteuer in diesem eigentlichen Sinne aus [...]. Daher die von Goethe und Schiller geforderte Passivität des epischen Helden: der Abenteuerreigen, der sein Leben ziert und erfüllt, ist die Gestaltung der objektiven und extensiven Totalität der Welt, er selbst ist nur der leuchtende Mittelpunkt, um den sich diese Entfaltung dreht, der innerlich unbewegliche Punkt der rhythmischen Bewegung der Welt." Hans Castorps Verhalten entspricht vollkommen diesen von Lukács aufgestellten Maximen. Heißt es dann bei Lukács im weiteren, daß dieser Held nicht unbedingt passiv sein muß, sondern daß „jede Passivität [...] eine eigene psychologische und soziologische Qualität" besitzt, so hat man den Eindruck, dies alles sei dem *Zauberberg* angepaßt, bzw. der Autor des *Zauberbergs* habe sich nach diesen Vorschriften gerichtet. Der Menschentyp, der laut Lukács im Roman dargestellt wird, ist „seinem Wesen nach eher ein kontemplativer als ein aktiver, seine epische Gestaltung ist also vor das Problem gestellt, wie dieses In-sich-Zurückziehen oder zögerndes, rhapsodisches Handeln doch in Taten umzusetzen" ist (102). Thomas Mann spricht im Zusammenhang mit seinem *Zauberberg*-Roman über den Gralssucher, Lukács beschreibt den Roman, „dessen Stoff das Suchenmüssen und das Nichtfinden-Können des Wesens ausmacht" (108). Für beide wird das Zeitproblem zum ordnenden Faktor, „zum Träger der hohen, epischen Poesie des Romans: sie ist unerbittlich existent geworden, und niemand vermag der eindeutigen Richtung ihres Stromes nunmehr entgegenzuschwimmen, noch seinen unvorhergesehenen Lauf mit den Dämmen der Aprioritäten zu regeln. Aber es bleibt ein resigniertes Gefühl lebendig, dies alles muß von irgendwoher kommen und es muß nach irgendwohin gehen [...]". (110)

Auch der Ausklang des Romans, die Verabschiedung des „Helden" Hans Castorp von dem verzauberten Berg scheint bei Lukács in der *Theorie des Romans* vorgezeichnet zu sein: Lukács meint: „Das Erziehungsmäßige, das dieser Form doch bleibt und das sie vom Desillusionsroman scharf unterscheidet, ist [...] das schließliche Ankommen des Helden in eine resignierte Einsamkeit [...] das Sichabfinden mit der Gesellschaft im resignierten Aufsichnehmen ihrer Lebensformen und das Insichabschließen und Fürsichbewahren der nur in der Seele realisierbaren Innerlichkeit." (121) Hans Castorp kehrt am Schluß des Romans in die Gesellschaft zurück, zieht in den Krieg, und es bleibt die

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Hoffnung, daß er doch etwas bewahrt hat von dem, wozu er dort oben erzogen wurde.

Selbst der wesentlichste Kern des Thomas Mannschen Romans, die Entscheidung für das Leben gegen den Tod im Kapitel „Schnee" scheint – wenn auch aufgrund der Analyse von Tolstois Werk – bei Lukács vorgeprägt. Bei Tolstoi – stellt Lukács fest – steht den beiden Erlebnisgruppen: „dem allmählichen Enttäuschtwerden" und einer „apriorischen und feststehenden, beweglichen Leere und ruhelosen Langeweile" „das Wesenserleben der Natur gegenüber. In ganz seltenen großen Augenblicken – zumeist sind es Augenblicke des Todes – öffnet sich dem Menschen eine Wirklichkeit, in der er das über ihn und zugleich in ihm waltende Wesen, den Sinn seines Lebens, mit einer alles durchleuchtenden Plötzlichkeit erblickt und erfaßt. Das ganze frühere Leben versinkt in ein Nichts vor diesem Erleben, alle seine Konflikte und die Leiden und Qualen und Irrungen, die sie verursacht haben, erscheinen und die Wege ins lebendige Leben stehen der Seele offen". (134) Lukács verweist dabei auf Tolstoi, aber wer denkt nicht sofort auch an Castorps Schnee-Erlebnis? Auch der weitere Gang des *Zauberberg*-Helden entspricht den Formulierungen von Georg Lukács: „[...] der große Augenblick ist spurlos verschwunden. Man lebt wieder in der Welt der Konventionen, man lebt wieder ein zielloses und wesenloses Leben". (134)

Versammelt man diese Entsprechungen zwischen Georg Lukács *Theorie des Romans* und Thomas Manns *Zauberberg*, – so vermehren sich die Fragezeichen, die die Beziehungen zwischen den beiden begleiten: sind es ähnliche Erlebnisse, die von der russischen Epik kamen, ist es ein gleichzeitiges und gleichartiges Herangehen an den Roman dieser Art, ist es der gleiche Kunstsinn, die gleiche Kunstbetrachtung, die beide bewegt haben, oder ist es (ist es auch) seitens Thomas Manns das gründliche Studium der theoretischen Ausführungen des jungen Georg Lukács, das hier im Spiel ist?

Verfolgt man die weitere Laufbahn des deutschen Romanciers und beobachtet man sein Verfahren im *Joseph*-Roman und auch in *Lotte in Weimar*, so tauchen auch hier Parallelzüge zwischen den Theorien von Lukács und den „Modell-Werken" Thomas Manns auf. Bereits in der *Theorie des Romans* berührt Lukács die Problematik des historischen Romans, die er dann später in der sowjetischen Emigration in einer als politische Schrift gedachten Abhandlung gegen die tatsächlichen oder vermeintlichen Schwächen des biographisch-historischen Romans ausführt. Als zentraler Gedanke zieht – wie bekannt – durch das Werk die Behauptung von Lukács, daß die historische Hauptgestalt nicht in den Mittelpunkt der Handlung gestellt werden darf. Faßt man Thomas Manns *Joseph*-Tetralogie als einen historischen Roman auf – und die späteren Teile geben uns in ansteigendem Maße Berechtigung dazu – so liefert Thomas

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Mann ein entsprechendes Modell für die These von Georg Lukács. Was der erfaßbaren Geschichte näher liegt, tritt nämlich bei Thomas Mann diskret zurück und überläßt dem biblischen Bereich die epische Breite der Schilderung.

Eine weitere von Lukács aufgestellte These im Zusammenhang mit dem biographischen Roman weist darauf hin, daß Wissenschaftler, Intellektuelle, bzw. künstlerische und besonders geistige Leistungen für eine epische Darstellung nur wenig oder überhaupt nicht geeignet sind. Er konkretisiert das zwar nicht anhand der Künstlerbiographien, klammert sie aber auch nicht aus. Zieht man nun Thomas Manns *Lotte in Weimar* heran zu einem Vergleich mit dieser These, so erhält man wieder den Eindruck, beide seien nicht unabhängig voneinander, bzw. als hätte Thomas Mann für die theoretische These von Lukács ein „literarisches Modell" geliefert. Das Goethe-Thema, das Thomas Mann seit Jahrzehnten beschäftigte, wuchs in einer Pause während der Arbeit an der *Joseph*-Tetralogie aus einer geplanten Novelle zum Goethe-Roman, ohne daß daraus ein biographischer Roman geworden wäre. In einer Art Rückblende von einer späteren Warte aus gelingt es Thomas Mann, den großen Weimarer in seiner ganzen Problemhaftigkeit zu erfassen, und der Autor entgeht dadurch auf meisterhafte Weise der Gefahr, vor der Lukács alle Autoren von biographischen Romanen zu warnen versuchte.

Noch weniger als solche Parallelen zwischen Lukács' Theorien und Thomas Manns belletristischen Werken wurde bisher untersucht, wie weit Thomas Manns Essays, Aufsätze oder Vorträge im Gedankengang Ähnlichkeiten mit Thesen von Lukács aufweisen. Einige herausgegriffene Beispiele sollen beweisen, daß dieser gesamte Bereich in der Relation von Thomas Mann und Georg Lukács ebenfalls noch zu überprüfen wäre. Thomas Manns Vortrag vor Princeton-Studenten über ‚Die Kunst des Romans' (1939) – eine Gelegenheitsarbeit – erhob sicher kaum Anspruch auf Originalität. Er schöpft aus der unmittelbaren Nähe, aus seiner eigenen Praxis und seiner Lektüre. Zur letzteren dürfte neben exemplarischen Werken der Gattung auch theoretische Literatur gehört haben. Einige Beispiele mögen veranschaulichen, daß zu diesen – wenn auch vielleicht nicht mehr in unmittelbar frischer Erinnerung – auch Werke von Lukács gehörten. Thomas Mann unternimmt es, im Vortrag einleitend den Unterschied zwischen dem Epos und dem Roman am Beispiel von Dantes *Göttlicher Komödie* eher zu relativieren als zu betonen: „Bleiben wir einen Augenblick bei Dante! Er ist ein Sänger, kein Erzähler. Man würde es unpassend finden, die ‚Göttliche Komödie' einen Roman zu nennen." (GW X, 351) Dann gibt er eine Beschreibung des Romans, der seiner Anschauung entsprechend bei romanischen Völkern ein in der Volkssprache abgefaßtes Erzählwerk ist, und fährt fort: „Nun die ‚Divina Commedia' tut dieser Bestimmung genüge." (GW X, 351) Für weitere Beispiele seiner Argumentation wendet er sich an Homer und

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Cervantes. Georg Lukács unternimmt in seiner *Theorie des Romans* unter Punkt drei den Versuch, das Epos und den Roman auseinanderzuhalten. Auch er gelangt auf kürzestem Weg zu Dante: „Dantes Verse sind lyrischer als die von Homer, aber doch nicht lyrisch: sie verdichten und vereinen den Balladenton zur Epopöe." Lukács geht es darum, den Roman vom Epos abzuheben, um auch auf diese Weise die Eigenschaften des Romans besser herausarbeiten zu können. So spricht er Dantes Werk die Bezeichnung Roman ab, weil es die Totalität nur im Transzendentalen und nicht in der ihm vorangehenden realen Welt darstellt: „Die Epopöe gestaltet eine von sich aus geschlossene Lebenstotalität, der Roman sucht gestaltend die verborgene Totalität des Lebens aufzudekken und aufzubauen." (51) Verfolgt man den Gedankengang bei Thomas Mann weiter, heißt es etwa abschließend zu diesem Problem: „im Epos [ist] nur eine archaische Vorform des Romans zu sehen" (GW X, 356). Allzu entfernt sind beide Betrachtungsweisen voneinander nicht, und als auffallend dürfte jedenfalls zu bezeichnen sein, daß die Argumentation bei beiden mit Hilfe von Dantes Werk vorgenommen wird.

Auffallend ist auch ein weiterer Zusammenklang zwischen Georg Lukács und Thomas Mann bei der Erörterung der Gattung des Romans. Für letzteren ist bei der Entwicklung des Romans der Prozeß der Verinnerlichung entscheidend gewesen. Er beruft sich dabei auf Schopenhauer, der den Weg von den tatenreichen Ritter- und Räuberromanen zu Romanen mit fast völlig fehlender Handlung schildert und die Aufgabe des Romanschreibers darin erblickt: „[...] nicht, große Vorfälle zu erzählen, sondern kleine interessant zu machen." (GW X, 357) Für Georg Lukács ist der Roman „[...] die Form des Abenteuers des Eigenwertes der Innerlichkeit [...] Die innere Gesichertheit der epischen Welt schließt die Abenteuer in diesem eigentlichen Sinne aus [...]" (78)

Bei beiden wird die Frage der Innerlichkeit bzw. Verinnerlichung mit der Ironie als einem wesentlichen Zug des Romans verbunden, auch wenn die Begriffsbeschreibungen sich nicht vollkommen decken. Für Thomas Mann bedeutet Objektivität gleichzeitig Ironie, „[...] und der epische Kunstgeist ist der Geist der Ironie". (GW X, 353) Er setzt den Sinn der Ironie vom romantischen Subjektivismus ab und der Kunst selbst gleich, wodurch Ironie als „eine Allbejahung, die eben als solche auch eine Allverneinung" sein kann (GW X, 353), erscheint. „Von ihr spreche ich, wenn ich von dem ironischen Objektivismus der Epik spreche [...]. Die epische Ironie ist vielmehr eine Ironie des Herzens, eine liebevolle Ironie; es ist die Größe, die voller Zärtlichkeit ist für das Kleine." (GW X, 353) Auch für Lukács ist die Ironie objektiv (79); sie ist „[...] als Selbstaufhebung der zu Ende gegangenen Subjektivität [...] die höchste Freiheit, die in einer Welt ohne Gott möglich ist. Darum ist sie nicht bloß die einzig mögliche apriorische Bedingung einer wahrhaften, Totalität

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

schaffenden Objektivität, sondern erhebt auch diese Totalität, den Roman, zur repräsentativen Form des Zeitalters, indem die Aufbaukategorien des Romans auf den Stand der Welt konstitutiv auftreffen". (82)

Wenn wir nach diesem langen Weg über persönliche Begegnungen, Briefwechsel, Briefe an dritte Personen und anerkennende Äußerungen des einen über den anderen bei verschiedenen Anlässen zum sensationellsten Berührungspunkt zwischen beiden, zur Naphta-Figur im *Zauberberg* zurückkehren, stellt sich für uns das Problem nicht in der bisher üblichen Form. Eloesser, Hatfield[22], Sagave und zuletzt und am ausführlichsten Judith Marcus Tar versuchten, das Naphta-Lukács-Problem von dem politisch sensationell Anrüchigen abzuheben und in einer entsprechenden Tiefe zu betrachten. Hatfield hat sicher in zweifacher Hinsicht recht: einmal, daß das Problem nach Anerkennung der Naphta-Lukács-Beziehungen seitens Thomas Manns – jedenfalls in gewissem Sinne – abgeschlossen ist, bzw. abgeschlossen werden kann. Von Gerhart Hauptmann angefangen, sind bis heute eine beträchtliche Zahl ähnlicher Fälle im Zusammenhang mit Thomas Manns Werk bekannt und werden widerspruchslos zur Kenntnis genommen. Hatfield dürfte aber auch in einem anderen Sinne recht haben, und diese Meinung vertritt auch Sagave, daß es sich nämlich beim Problem Naphta-Lukács um mehr handelt als um die Beschreibung des Äußeren einer Figur, und daß deshalb die gesamte Einschätzung Naphtas und vor allem der von ihm vertretenen Anschauungen neu überdacht werden müßten. Judith Marcus Tar hat in dieser Richtung einen bedeutenden Vorstoß unternommen, jedoch wird man ihr in Anbetracht der gesamten Problematik gern zustimmen, daß hier noch weitere Untersuchungen wünschenswert wären. Es wird eine weitere Überprüfung des Faktenmäßigen nötig sein, wobei spätere Aussagen von beiden neu zu kontrollieren sind. Aussagen von einigermaßen endgültigem Wert sind erst möglich, wenn auf beiden Seiten, aber ganz besonders bei dem ungarischen Philosophen, alle Quellen für eine solche Untersuchung erschlossen sind. Auch ist für die weitere Forschung zu wünschen, daß das Herangehen noch mehr an Objektivität gewinnt. Weder die Größe noch die weltanschauliche Stellung der beiden kann heute mehr durch weitere Einzelheiten der Untersuchungen gefährdet werden; es hat also keinen Sinn und ist für die weitere Forschung nicht zu wünschen, wenn bestimmte verteidigende und voneinander abgrenzende Stellungnahmen der beiden von einst kritiklos übernommen und zur alleingültigen Wahrheit erhoben werden.

Zur weiteren Analyse der *Zauberberg*-Figuren sollte vielleicht mehr als bisher beachtet werden, wie Thomas Mann selbst immer bemüht war, eine

[22] Henry Hatfield, Drei Randglossen zu Thomas Manns „Zauberberg", *Euphorion* 56, H.4. S. 365–372.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Balance zu bewahren zwischen Settembrini und Naphta. Briefäußerungen auf Anfragen betonen konsequent die weitgehende Gleichstellung von Naphta und Settembrini sowie die Wichtigkeit der von Naphta vertretenen Prinzipien und Theorien; sie versuchen auf der anderen Seite, Settembrinis Anschauungen nicht zu verabsolutieren, was gelegentlich durch einfache Leser, aber auch durch die Kritik gern geschieht. Hans Mayers Hinweis, daß Naphta nicht nur mit Lukács über das Äußere hinaus etwas Gemeinsames habe, sondern auch von „Thomas Manns Jugendwelt" so manches in sich trage[23], ist sicher zu berücksichtigen. Eine solche Annäherung dürfte zur Annahme führen, daß Thomas Mann und Lukács in ihrer Kunstbetrachtung, und vielleicht auch in der Beurteilung der gesamten Weltsituation, in dieser Zeit einander noch auffallend nahe standen. Freilich verschließt man sich zu solcher Annäherung von Anfang an schon den Weg, wenn man mit vorgeprägten Begriffen der späteren Jahrzehnte an die Problematik herangeht.

Eine umfassendere Untersuchung dürfte vielleicht auch auf eine bis heute noch offene weitere Frage eine differenziertere Beantwortung ermöglichen, nämlich auf die Frage, warum es zwischen zwei so bedeutenden, gegenseitig sich hochschätzenden Persönlichkeiten im Persönlichen und im Briefverkehr nicht zu näheren Kontakten kam. Warum konnte die auf beiden Seiten existierende Reserviertheit nicht durchbrochen werden und zu einer Annäherung, ja sogar zu einer Freundschaft führen? Für einen Ungarn liegt auf der Hand, dazu das Beispiel von Karl Kerényi anzuführen, der, wenn auch von Thomas Mann mit etwas Zurückhaltung, so doch als Freund und „Mithelfer" des *Joseph*-Werkes akzeptiert wurde. Ein ähnliches Verlangen wie bei Kerényi war auch bei Lukács vorhanden, nur ist es nie in Erfüllung gegangen.

Verschiedene Argumente, die man bisher als Grund angeführt hat, reichen nicht aus, um für dieses seltsame Verhältnis eine Erklärung zu finden. Die Zeitwirrnisse begründen es nur zum Teil. Der von Lukács selbst formulierte Standpunkt mit dem Zitat aus Goethes *Wilhelm Meister:* „Und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an", – ist eher als ein resignierter Verzicht zu betrachten, als ein von Anfang an bestehender prinzipieller Standpunkt. Hinweise auf große Unterschiede in Herkunft und Abstammung – wie das oft geschieht – helfen uns dabei auch nicht wesentlich weiter: der soziale Hintergrund des elterlichen Hauses dürfte im Gegenteil sogar ziemlich ähnlich gewesen sein. Was den Stand der Kultur, Kunst und selbst den Gebrauch der Sprache betrifft, die für die Lukács-Familie in der täglichen Konversation die deutsche war, bestand auch kein besonderer Unterschied. Die jüdische Herkunft von Lukács reicht noch weniger aus, obwohl man auch sie gelegentlich glaubt

[23] Hans Mayer, *Thomas Mann. Werk und Entwicklung,* Berlin: Volk und Welt 1950. S. 139.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

anführen zu müssen. Fakten in großer Zahl sprechen dagegen. Vielmehr dürfte es sich um Gründe gehandelt haben, die bei beiden durch die Veranlagung bestimmt waren. Eine Neigung zur schnellen Freundschaft und Fügsamkeit kann man keinem der beiden nachsagen. Von Thomas Mann wissen wir, wie gern er z. B. Gerhart Hauptmann geduzt hätte, was er aber nie erreicht hat, weil von dem älteren ein solches Angebot nicht kam, und er seine Befangenheit nicht überwinden konnte. Lajos Hatvany beschreibt eine kleine Episode über Thomas Mann anläßlich ihres gemeinsamen Aufenthaltes in einem Schweizer Kurort: „Nach der Absolvierung des täglichen Pensums folgt ein einsamer Spaziergang, bei dem ihn niemand stören darf. Wenn er mir bei diesem Spaziergang zufällig entgegenkam, sah ich ihm so deutlich an, wie er sich den Kopf über seine Arbeit zerbrach, daß ich ihn nur grüßte und stumm an ihm vorüberging. Nur einmal, als sich unsere Wege wieder kreuzten, überschüttete uns ein Eichhörnchen auf einer Fichte mit Schnee, so daß wir unsere Mäntel abklopfen mußten. Da beehrte er mich mit einer Frage: ‚Niedlich, nicht wahr?' sagte er, und dann eilte er bereits weiter, ohne meine Antwort abzuwarten."[24] Kontaktschwierigkeiten können ihm sicher nicht abgesprochen werden. Bei Lukács scheint die Situation eine ähnliche gewesen zu sein. Anstrengungen des Vaters, Josef von Lukács, den Sohn aus seiner Wiener Emigration nach Heidelberg und zur Wissenschaft zurückzuführen, wie das u. a. aus dem Briefwechsel mit Paul Ernst hervorgeht, lassen bereits ein ziemlich kompliziertes Innenleben des Sohnes ahnen[25]. Aus der späteren Zeit in der Emigration und nach der Rückkehr nach Ungarn war Lukács als ein ausgesprochen kontaktarmer Mensch bekannt. Anstelle von Diskussionen oder Konversation neigte er von Jugend an sehr stark zu Deklarationen, die keinen Widerspruch dulden wollten. Betrachtet man seine briefliche Äußerungen, auch die an Thomas Mann, so sind sie nie ganz frei von Tendenzen einer Belehrung, was selbstverständlich für den jeweiligen Partner die Kommunikation und einen vertrauteren Kontakt erschweren mußte.

Zu alldem kommt noch hinzu, daß zur Zeit der vormarxistischen Phase Lukács' ein unmittelbarer Kontakt aufgrund des gegenseitigen Kennens der

[24] Lajos Hatvany, Thomas Mann. Deutsch in: *Thomas Mann und Ungarn,* hrsg. v. A. Mádl und J. Györi. Budapest: Akadémiai Kiadó 1977. S. 133.

[25] Aus dem Brief von Josef von Lukács an Paul Ernst vom 20. 1. 1920 geht hervor, daß er den Sohn „[...] von der unseligen Politik zu befreien und ihn solcherart seinem Lebensberufe wiederzugeben" bemüht ist. „Dieses Ziel zu erreichen, wäre es nötig, ihn von Wien wegzubringen [...]." Im weiteren regt J. v. Lukács an, man müsse einen deutschen Verlag gewinnen, der bereit wäre, Georg Lukács „einen speziellen Auftrag" anzubieten. „Für alle Kosten und Risiken eines solchen Unternehmens würde ich natürlich gerne aufkommen." (*Paul Ernst und Georg Lukács. Dokumentation einer Freundschaft,* hrsg. v. Karl August Kutzbach. Emsdetten: Verlag Lechte 1974. S. 157–158).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Leistungen des anderen bestand, der alle weiteren gegenseitigen Offenbarungen überflüssig machte. Die Werke *Die Seele und die Formen* und *Theorie des Romans* und Thomas Manns Reagieren darauf sowie die unmittelbare Rezeption der Frühwerke von Thomas Mann seitens Georg Lukács' scheinen dies zu bestätigen. Zu dieser Grundsituation kommt nach Lukács' Hinwendung zum Marxismus und zu seiner politischen Tätigkeit in der Räterepublik das ständige Bedürfnis, sich zu legitimieren, was eine Annäherung nur erschweren mußte, während auch bei Thomas Mann gelegentlich ein innerer Zwang zu erkennen ist, sich trotz höchster Anerkennung der geistigen Leistungen von Georg Lukács von dem kommunistischen Lukács zu distanzieren.

Ich nehme an, daß diese und ähnliche, gelegentlich auch rein menschliche und private Gründe, zu einer Erklärung des seltsamen Phänomens dieser Beziehungen herangezogen werden müssen, auch wenn sie an sich allein wiederum nicht ausreichen, um das Phänomen völlig zu enträtseln.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Heinz Gockel

Faust im Faustus

Wolfgang Martens zum 65. Geburtstag

Beim ersten Internationalen Thomas-Mann-Kolloquium hat Helmut Koopmann eine provozierende Ansicht vertreten: Thomas Mann habe nach der *Lotte* mit Goethe gebrochen. Er habe damit die Weimarer Klassik hinter sich gelassen. Indiz dafür sei, daß Goethe, insbesondere sein *Faust*, in Thomas Manns *Doktor Faustus* kaum eine Rolle spiele[1]. Das muß jemanden, dessen Passion gleichermaßen dem Werk Goethes wie dem Werk Thomas Manns gilt, aufhorchen lassen. Glaubte er sich doch in der Gewißheit, daß Thomas Mann allenfalls ironisch korrigiert, aber nicht aufgibt, was ihm einmal teuer war. Und sollte Thomas Mann wirklich, wenn er seinen Faust schreibt, sich mit Christopher Marlowe oder Heine verglichen wissen wollen und nicht mit Goethe? Freilich, Thomas Mann selbst hat zu dieser Meinung entschieden Anlaß gegeben, wenn er noch 1953 apodiktisch feststellt: „Mit Goethe's Faust – das will auch gesagt sein – hat mein Roman *nichts* gemein, außer der gemeinsamen Quelle, dem alten Volksbuch."[2] Nun sind solch apodiktische Äußerungen bei Thomas Mann selten naiv gemeint. Und gerade diese Äußerung scheint in der Absicht getan, ein weiteres Nachsinnen über *Faust* im *Faustus* zu unterbinden. Allerdings muß auffallen, daß in der *Entstehung des Doktor Faustus* kaum Bezug auf Goethes *Faust* genommen wird, auch Goethes Name wird nur beiläufig erwähnt, im Zusammenhang mit dem *Grünen Heinrich* und der *Lotte*[3]. Hinzu kommt die bekannte Bemerkung Thomas Manns gegenüber Walter Haussmann: „Aber der Dr. Faustus ist gar nicht mein Faust, sondern das ist eher der ‚Josef'."[4] Dennoch zeigt gerade diese Bemerkung das Bemühen um imitatio der Werke Goethes, wenn auch „im Ungefähren und nicht ganz Stimmigen". *Tonio Kröger* als sein

[1] Vgl. Helmut Koopmann, „Doktor Faustus" als Widerlegung der Weimarer Klassik, *Internationales-Thomas-Mann-Kolloquium 1986 in Lübeck* (Thomas-Mann-Studien 7), Bern: Francke 1987, S. 92–109.

[2] Brief vom 24. 8. 1953 an Hilde Zaloscer.

[3] Vgl. Joachim Müller, Faust und Faustus. Thomas Manns Roman und Goethes Tragödie, *Universitas* 16 (1961), S. 731–743, hier S. 731.

[4] Brief vom 4. 9. 1951.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Werther, *Der Zauberberg* als sein *Wilhelm Meister*, der *Joseph* als sein *Faust*: so wollte es Thomas Mann verstanden wissen. Goethes *Faust* war ja auch mehr als ungefähr genutzt worden, nicht nur im *Joseph*, auch schon im *Zauberberg*.[5] Aber damit war der Stoff nicht abgetan. Sonst hätte Thomas Mann nicht die geheime Lust verspürt, seinen *Krull* ganz im Sinne von Goethes *Faust* parodistisch ins Weltweite und Kosmische zu stilisieren. Überdies belegen die vielen Zitate aus *Faust II* im späten *Krull*[6], daß weder der *Faust* noch Goethe mit der *Lotte in Weimar* abgetan waren. Auch der Stil der späten Tagebücher zeigt eine eher stärker werdende mimetische Angleichung an das immer noch bestimmende Vorbild Goethe.

Thomas Manns Verhältnis zu Goethe, das seine imitatio herausforderte, ist das einer distanzierten Bewunderung. Er sah Goethe aus der Sicht Schillers[7]. Es ist, wie er es bei einer der ersten Erwähnungen Goethes in seinem literarischen Werk, bezeichnenderweise in der Schiller-Novelle *Schwere Stunde*, sagt, der Blick des schwer mit sich und seinem Werk Ringenden in Jena auf den anderen dort in Weimar, „den er mit einer sehnsüchtigen Feindschaft liebte" (GW VIII, 377)[8]. Auch sollte der sentimentalische Untergangsheld seiner Venedig-Novelle, wie bekannt, zunächst nicht Gustav Aschenbach, sondern Goethe heißen. An Goethe interessierte Thomas Mann im Hinblick auf die geplante Novelle die Einsamkeit des Künstlers, die tragische Seite des Künstlertums, das

[5] Vgl. Eckhard Heftrich, *Zauberbergmusik. Über Thomas Mann*, Frankfurt am Main: Klostermann 1975.

[6] Vgl. Hans Wysling, *Narzissmus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull* (Thomas-Mann-Studien 5), Bern/München: Francke 1982.

[7] Vgl. Thomas Manns Essay ‚Zu Goethe's *Wahlverwandtschaften*'. Die hier für die „Klassizität" von Goethes Eheroman namhaft gemachten Antithesen sind Schillerscher Provenienz: „das Gleichgewicht von Sinnlichkeit und Sittlichkeit oder, künstlerisch gesprochen, von Plastik und Kritik, Unmittelbarkeit und Gedachtheit, in dem es schwebend ruht, und das auch mit jenem oft unbedacht gehandhabten Gegensatz von Dichter- und Schriftstellertum etwas zu schaffen hat, insofern dieser nur ein Name und Untername ist für den obersten, das Problem der Menschheit selbst aussprechenden Gegensatz von Natur und Freiheit." (GW IX, 177) Auch steht in diesem Essay eine Erinnerung, die das Lob Goethes in den Schatten stellt, „die Erinnerung an Schillers unsterbliche Abhandlung über das Naive und Sentimentalische [...], an diesen klassischen Essay der Deutschen, der eigentlich alle übrigen überflüssig macht, da er sie in sich enthält." Auch die Antithesen des Essays ‚Goethe und Tolstoi' lassen sich auf das Schillersche Modell zurückführen. Sind es doch die Kinder des Geistes, die Sentimentalischen, Schiller und Dostojewski, die den Kindern der Natur, Goethe und Tolstoi, gegenüberstehen. Um dieser Gegenüberstellung willen geht Thomas Mann mit den Biographien seiner Personen recht großzügig, wenn nicht fahrlässig um. Aber es sollte eben mit ‚Goethe und Tolstoi' Schillers unsterblicher Essay ‚Über naive und sentimentalische Dichtung' erneut bestätigt werden, wenngleich durch Goethes Wort über das Klassische und Romantische ergänzt: „Wir haben hier also eine Anordnung der Dinge, nach welcher sich das Naive, das Objektive, das Gesunde und das Klassische auf der einen Seite und das Sentimentalische, das Subjektive, das Pathologische und das Romantische auf der anderen Seite als identisch erweisen." (GW IX, 81)

[8] Vgl. Hans Wysling, Thomas Manns Goethe-Nachfolge, *Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts* 1978, S. 498–551, hier S. 507f.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Scheitern angesichts des jugendlichen Lebens. Thomas Mann hat später bekannt, es sei eine Art heiliger Scheu gewesen, die ihn davon abgehalten habe, Goethe und sein leidenschaftliches Verhältnis zu Ulrike von Levetzow zum Gegenstand einer das Scheitern des Künstlers thematisierenden Novelle zu machen. Man glaubt es ihm in diesem Fall.

Weniger Zurückhaltung zeigt er im Riemer-Kapitel der *Lotte in Weimar*. Hier verhandelt Thomas Mann ausführlich, was er andeutungsweise fast 30 Jahre zuvor Aschenbach mit Adel und Lauterkeit hatte niederschreiben lassen: das Problem künstlerischer Existenz. Es ist sein eigenstes Problem. Daß es Goethe ist, an dem Thomas Mann es exemplifiziert, bezeugt erneut sein Bedürfnis nach imitatio; daß es mit den Worten Riemers erörtert wird, zeigt Thomas Manns Distanz. Was Riemer da sagt, ist wie eine Zurücknahme der Joseph-Figur mit ihrem Jakobssegen, auch wenn dieser Segen in der *Lotte* zitiert wird. „Wenn ich Ihnen die Sache näher beschreiben soll", so Riemer zu Lotte, die auch mit vielem Geschick das Zittern ihres Kopfes nicht verbergen kann, „wenn ich noch ein Wort über die Erscheinung verlieren darf, so hat sie mich öfters schon an den Jakobssegen der Schrift, am Ende der Genesis, denken lassen, wo es, Sie erinnern sich, von Joseph heißt, er sei von dem Allmächtigen gesegnet ‚mit Segen oben vom Himmel herab und mit Segen von der Tiefe, die unten liegt'." (GW II, 440) Der Jakobssegen der Genesis (Gen 49, 25), der Joseph mit den Segnungen des Himmels und der Urflut, mit den Segnungen von Brust und Schoß beglückt, wird bei Thomas Mann und im Munde Riemers zum archetypischen Segen für die Menschheit: beglückt mit den Gaben des Geistes und den Gaben der Natur. Es ist der Segen des Himmels und der Mutter Erde. So wäre denn auch in Goethe vereinigt, was Joseph zum Ernährer eines darbenden Volkes befähigt. Aber verräterisch ist, daß Thomas Mann Riemer mit Blick auf Goethe diesen Doppelsegen einen „Segensfluch" nennen läßt, daß er Riemer von jener „apprehensive[n] menschliche[n] Doppelsituation" sprechen läßt, die in Goethe zugleich auf die Spitze getrieben und aufgehoben zu sein scheint. (GW II, 441) Was blickt Riemer aus diesem Goethe an, so daß es noch in seiner Gegensätzlichkeit erschreckt? „Aber zwei Augen, meine Teuerste", so Riemer zu der immer heftiger zitternden Lotte, „ergeben *einen* Blick, und nun möchte ich Sie fragen: was für ein Blick ist es, zu dem und in dem der erschreckende Widerspruch der Augen sich aufhebt? Ich will es Ihnen sagen, Ihnen und mir. Es ist der Blick der Kunst, der absoluten Kunst, welche zugleich die absolute Liebe und die absolute Vernichtung oder Gleichgültigkeit ist und jene erschreckende Annäherung ans Göttlich-Teuflische bedeutet, welche wir ‚Größe' nennen." (GW II, 439f.; wiederholt in ‚Die Kunst des Romans', GW X, 353) Diese Größe aber, diese Allumfassung, der nur der Blick der absoluten Kunst genügt, ist gleichzusetzen mit dem Geist des Nihilismus, dem gleichgül-

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

tig ist das All und das Nichts. Und die literarische Haltung dieses Nihilismus: die Ironie. Nicht die romantische, die im Endlichen vom Unendlichen erzählt, nicht die sokratische der geistigen Hebammenkunst, sondern die „Ironie des Gleich-Gültigen". So Riemer über Goethe.

Was hier im dritten Kapitel der *Lotte in Weimar* von Goethes Existenz gesagt wird: von der Annäherung ans Göttliche und Teuflische, von seiner Größe, in der das All und das Nichts gleich-gültig sind, in der das Teuflische nur der andere Teil des Göttlichen ist – es wird wiederholt in Adrian Leverkühns „Apokalipsis cum figuris", in dessen „sirrende[m], sehrende[m] Sphären- und Engelsgetön" keine Note vorhanden ist, die nicht, „streng korrespondierend, auch in dem Höllengelächter vorkäme" (GW VI, 503). Es wird wiederholt in dem Werk der „substantielle[n] Identität des Seligsten mit dem Gräßlichsten", in dem Werk der „inneren Einerleiheit des Engelskinder-Chors mit dem Höllengelächter" (GW VI, 645). Dasselbe Wort, das Wort „Einerleiheit", fällt bei der Charakterisierung von Goethes Nihilismus und bei der Beschreibung von Adrians apokalyptischem Oratorium. Und dann heißt es: „Das ist Adrian Leverkühn ganz." (GW VI, 503) Der Goethe der *Lotte in Weimar* – das ist Adrian Leverkühn ganz. Das ist Thomas Manns vom Teufel besessene Künstlerfigur ganz. Es ist freilich auch Thomas Mann. Denn was Thomas Mann von Adrian Leverkühn sagt, gilt, immer mit der Korrektur des Serenus Zeitblom, von ihm selbst. Nicht nur daß Thomas Mann seine eigenen Werke in den Kompositionen seines vom Teufel besessenen Künstlers wiederholt. Auch komponiert Adrian genau so, wie Thomas Mann schreibt: mit kalkulatorischer Strenge, um den Seelenlaut zu erzeugen. Und diese Faustus-Figur, in der Thomas Mann sich selbst als Künstler kennzeichnet, ist im Goethe der *Lotte in Weimar* vorgebildet. Auch wiederholt sich im *Doktor Faustus*, was in der *Lotte* von Goethes Kälte gesagt war: „man kann nicht umhin, ihm eine eigentümliche Kälte, einen vernichtenden Gleichmut zuzuschreiben." (GW II, 439) Eine schneidende Kälte geht vom Teufel aus, als er Adrian in Palestrina heimsucht, eine Kälte, die von da an Adrian umgeben wird. Über sich und Goethe schreibt Thomas Mann an Agnes E. Meyer: „Ich kenne die Kälte und Entmutigung, die von mir ausgeht [...]. Sie wissen natürlich, daß die unheimliche Atmosphäre, mit der ich Goethe im Roman bis zur Komik umgab, eine Selbstzüchtigung und Selbstverspottung war."[9]

Es ist aber nicht nur Riemers Goethe, der sich im *Faustus* wiederfindet, Goethes *Faust* selbst ist auf verschiedenen Ebenen im Roman wirksam. Schon im ersten Entwurf, dem sogenannten Drei-Zeilen-Plan von 1905[10], ist von dem

[9] Brief vom 12. 1. 1943; vgl. Hinrich Siefken, *Thomas Mann. Goethe – „Ideal der Deutschheit". Wiederholte Spiegelungen 1893–1949*, München: Fink 1981, S. 212.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

syphilitischen Künstler die Rede, der sich „von Sehnsucht getrieben einem reinen, süßen, jungen Mädchen nähert“[11]. Deutlich wird hier auf die Gretchentragödie angespielt. Etwas von der Reinheit dieses süßen Mädchens ist noch geblieben, wenn Hetaera esmeralda Adrian ausdrücklich vor ihrem Körper warnt. Geändert hat sich die Konzeption: das Mädchen wird es sein, das den Künstler infiziert. Das hängt mit dem Teufels-Pakt zusammen, der da geschlossen wird und dessen Klausel für Adrian lautet: du darfst nicht lieben. Auf die Gretchentragödie wird des weiteren durch offene und versteckte Zitate hingewiesen. Als von Beethovens Spätwerk, dem Streichquartett in a-Moll, die Rede ist, zitiert Adrian das Lied vom König in Thule. Die Augen gehen ihm über, wenn er an den lydischen Satz von op. 132 denkt, an den „Dankgesang eines Genesenden“. Erlösung in der Musik. Aber das Zitat aus dem *Faust* steht doch schon im Kontext des Todes. Denn die Augen werden sinken wie der Becher im Meer. Ebenso ein weiteres Zitat, ein verstecktes. Wenn Schumanns dritte Sinfonie erwähnt wird, geschieht dies weniger, um rheinischen Frohsinn anklingen zu lassen, sondern um des feierlichen 4. Satzes willen: „Gretchen im Dom.“ Auch der Walzer aus Gounods *Faust*, der zu den mechanisch-musikalischen Darbietungen in Bullingers Bel-Etage gehört, wird nicht wegen des „Salonmäßigen“ gespielt. Schließlich, da die Platte nicht vorhanden ist, pfeift Rudi Schwerdtfeger die Melodie der Ball-Musik aus Berlioz' *Symphonie fantastique*. Nun ist Berlioz zu dieser Symphonie durch die Lektüre des Goetheschen *Faust* inspiriert worden. Das Estelle-Motiv weist eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Hetaera esmeralda-Motiv auf, das als idée fixe seit den Brentano-Gesängen ein immer wiederkehrendes musikalisches Leitmotiv in Adrians Kompositionen ist[12]. Auf so geheimen, aber zitatenreich anspielenden Wegen weist Thomas Mann im Medium der Musik auf Goethes *Faust* und dessen Gretchentragödie zurück.

Es gibt im *Faustus* weitere versteckte Zitate aus Goethes *Faust*, die verdeutlichen können, daß das Leitmotivgewebe des Romans ohne die Tragödie lückenhaft wäre. Sicherlich ist der Name Kaisersaschern durch Wagners *Meistersinger* angeregt, wenn Hans Sachs am Ende singt:

> [...] zerging' in Dunst
> das Heil'ge Röm'sche Reich,
> uns bliebe gleich
> die heil'ge deutsche Kunst!

[10] Zur Datierung vgl. Paul Scherrer/Hans Wysling, *Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns* (Thomas-Mann-Studien 1), Bern/München: Francke 1967, S. 329.

[11] Als „süßes, junges Kind“ kennzeichnet Mephisto Gretchen (*Faust*, V. 2746).

[12] Gunilla Bergsten, *Thomas Manns „Doktor Faustus“. Untersuchungen zu den Quellen und zur Struktur des Romans*, Tübingen: Niemeyer 1974, S. 112; Thomas Mann, *Tagebücher 1944–1. 4. 1946*, hrsg. von Inge Jens, Frankfurt am Main: S. Fischer 1986, S. 361.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Zudem soll der Name auf Aschenbach zurückweisen und damit wieder auf Goethe. Deutlicher aber ist eine Anspielung auf den *Faust*. Als die Zwerge den Kaiser als großen Pan an die Feuerquelle des Plutus heranführen, entflammt sein Bart, schließlich entsteht ein allgemeiner Brand, und es heißt:

> Ein Aschenhaufen einer Nacht
> Liegt morgen reiche Kaiserpracht. (V. 5968 f.)

Auch die Tiefseefahrt Adrians ist nicht ohne Anspielungen auf den *Faust*, diesmal im Sprachduktus. Weiß doch Mephisto das Reich der Mütter als das „Unbetretene, nicht zu Betretende" zu beschreiben (V. 6221 f.), Adrian die Tiefseewelt als „das Unerschaute, nicht zu Erschauende". (GW VI, 356) Auch spricht Adrian von dem „Erkenntniskitzel", den es bereitet, eben dieses nicht zu Erschauende in Augenschein zu nehmen, sich der „Sündhaftigkeit" des Unternehmens bewußt. Mephisto sagt zu Faust: „Du selbst bist schuld, daß ihrer wir bedürfen", als dieser nur mit Schaudern den Gang zu den Müttern unternimmt. Noch einmal wird im *Faustus* dieser Gang zitiert, am Ende, als von Adrians letztem Werk, „Doktor Fausti Weheklag", die Rede ist. Hier wird in typisch Thomas Mannscher Manier die geistesgeschichtliche Komponente angesprochen. Adrians Werk erinnert leise an „orpheische Klage-Akzente [...], die Faust und Orpheus zu Brüdern machen als Beschwörer des Schattenreichs". (GW VI, 647) Adrian wird diesen Beschwörern des Schattenreichs beigesellt mit seiner Faust-Klage, so wie Thomas Mann sich selbst mit dem *Doktor Faustus* zu ihnen zählt.

Es gibt ein eigenartiges Wort in Goethes *Faust*, das Wort „weggepascht", ein umgangssprachliches jiddisches Wort mit der Bedeutung schmuggeln. Mephisto benutzt es in seinem Ärger darüber, daß ihm Fausts Unsterbliches doch noch genommen wird:

> Die hohe Seele, die sich mir verpfändet,
> Die haben sie mir pfiffig weggepascht. (V. 11830 f.)

Adrian zitiert das Wort, als er von der christlichen Ehe spricht, mit der „wir dem Teufel die fleischliche Vermischung weggepascht haben, indem wir ein Sakrament, das Sakrament der christlichen Ehe draus machten" (GW VI, 249). Er versucht ja selbst, dem Teufel seine Seele wegzupaschen, indem er die christliche Ehe betreibt, ein freilich zum Scheitern verurteilter Versuch, wichtig aber doch, weil es eben die „natürlich-sündhafte", fleischliche Vermischung war, die Adrian infizierte und dem Teufel verschrieb. Daß Hetaera esmeralda auch ein Glasflügler ist, ein Schmetterling, soll noch von fern an Goethes „Selige Sehnsucht" erinnern und sein Gleichnis, das Goethe, wie Thomas Mann ihn in der *Lotte* sagen läßt, „*lieb und verwandt ist vor allen, und von dem meine Seele* besessen [ist] seit je" (GW II, 763), das Gleichnis von der Flamme und dem

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Schmetterling, der seinen Leib opfert, damit das Licht leuchte – das Licht der Kunst.

Mit dem Nachweis solch versteckter Zitate ist noch nicht viel gewonnen, wenn sie nicht einer Konzeption eingeordnet werden können. Die Zitatensammlung, die nicht mehr ist als Anspielung, bleibt unbefriedigend. Von Thomas Mann selbst ist bemerkt worden, daß Gretchen und Helena in der Faust-Tragödie austauschbar sind. „Faust-Gretchen, Faust-Helena, das geht aufs sonderbarste durcheinander." In der Hexenküche schon: „da klingt der antike Name zum ersten Male vorwegnehmend auf als Symbol weiblicher Schönheit und Wonne überhaupt, die zunächst die schlicht-süße, bürgerlich-deutsche Gestalt Gretchens annehmen werden". (‚Über Goethes „Faust"', GW IX, 596f.)[13] Der antike Name, „der teuere Laut", er ist weihevoller Anlaß für Serenus Zeitbloms Verehelichung. Es gibt die zweite Helena im *Faustus*, Serenus' Tochter, die sich – Gott sei Dank – „längst einem braven Manne [...] verbunden hat". (GW VI, 18) Und die dritte: Hetaera esmeralda. Die Ehrenbezeichnung, die der antiken Helena zukam, erhält die Dirne. In ihr verbindet Thomas Mann auf seine Weise das schlicht-süße Mädchen mit dem Idol.

Und so geht es fort: die wichtigen Figuren des Faustus-Romans haben, wenn auch auf den ersten Blick nicht offenkundig, ihre Vorläufer in der Faust-Tragödie. Und das nicht nur, weil sie zur Staffage des Fauststoffs gehören. Man überliest gern, aber Thomas Mann hat es nicht überlesen, daß in Goethes *Faust*, und zwar beim Osterspaziergang, einige Bemerkungen über Faustens Vater fallen. Ein „dunkler Ehrenmann" war er, „der über die Natur und ihre heil'gen Kreise/ In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,/ Mit grillenhafter Mühe sann." (V. 1034ff.) Die elementa spekulieren, ist Jonathan Leverkühns bevorzugte Beschäftigung. Er ist zwar nicht Arzt, aber er hat doch mit Faustens Vater eine Vorliebe für den Zwischenbereich von Natur und Magie, der nur unschwer als Alchimie zu kennzeichnen ist. Thomas Mann selbst vermerkt diese „alchymistisch-ärztlich-pfuscherische[]" Herkunft des Goetheschen Faust. (GW IX, 592) Die Identität der Väter wird von Thomas Mann nur andeutungsweise hergestellt, und zwar deshalb, weil Faustens Vater noch für eine weitere Vaterfigur im Roman herhalten muß: für die des Serenus Zeitblom. Auch er ist nicht Arzt, aber als Apotheker dem Arztberuf verwandt. Und vor allem Faustens Vater ist er verwandt, da seine Apotheke den bezeichnenden Namen „Zu den seligen Boten" trägt. Die Arzenei, die Faustens Vater in seiner

[13] Schon früh, in seiner ersten Novelle ‚Gefallen', spricht Thomas Mann, indem er Mephistos Worte in der Hexenküche zitiert, von der Austauschbarkeit: „Man sieht zwar, wie der Dichter so treffend bemerkt, mit dem Trunk der Jugend im Leib – Helenen in jedem Weib; aber das Mädchen war wirklich hübsch." (GW VIII, 14); vgl. Dietrich Assmann, *Thomas Manns Roman „Doktor Faustus" und seine Beziehungen zur Faust-Tradition*, Helsinki 1975, S. 80ff.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Schwarzen Küche mischt, führt denn auch genau dahin, wohin die „seligen Boten" deuten: „die Patienten starben,/ und niemand fragte: wer genas". Daß Faustens Vater für Serenus' und für Adrians Vater Pate steht, hängt mit dem „Geheimnis der Identität" der beiden Romanfiguren zusammen, von der Thomas Mann in der *Entstehung des Doktor Faustus* spricht. (GW XI, 204) Sie müssen, wenn sie schon eine geheime Identität haben, auch im Geheimen denselben Vater haben. Es ist der alte Faust, so wie ihn Goethe beschrieben hat.

„Wen hätte dieser Mann geliebt? Einst eine Frau – vielleicht. Ein Kind zuletzt". (GW VI, 13) Nepomuk Schneidewein, diese letzte und unglücklichste Liebe Adrians, scheint kaum in Goethes *Faust* vorgebildet. Aber gerade hier trügt der Schein. Wer nur genau liest – und Thomas Mann war ein genauer Leser zumindest des Goetheschen *Faust* – weiß, von wem Nepomuk seinen Kosenamen hat, auch wenn Thomas Mann es bestreiten will: von Euphorion. Mephisto-Phorkyas ist es, der Euphorions Wesen zu beschreiben weiß, ehe er die Bühne betritt, als Echo, das hin und her hüpft vom Vater zur Mutter:

> Doch auf einmal ein Gelächter *echot* in den Höhlenräumen;
> Schau' ich hin, da springt ein Knabe von der Frauen Schoß
> zum Manne. (V. 9598f.)

Nun ist Echo-Euphorion bei Goethe zugleich Hermes und ein kleiner Phöbus (V. 9620, 9645ff.). Kaum geboren, ist er von vollendeter Gestalt:

> Gleich dem fertigen Schmetterling,
> Der aus starrem Puppenzwang
> Flügel entfaltend behendig schlüpft,
> Sonnedurchstrahlten Äther kühn
> Und mutwillig durchflatternd.

Das Motiv des Schmetterlings, von Thomas Mann oft und gern, nicht nur für Hetaera esmeralda zitiert, wird von Goethe Euphorion beigelegt, zudem das Motiv des sonnedurchstrahlten Äthers mit seiner Himmelsbläue. Die Versatzstücke finden sich im *Faustus*, etwa das Himmelsblau der langbewimperten Augen Nepomuk Schneideweins. Es weist im Roman selbst wieder zurück auf Kretschmars Paraphrase des Adagio-Satzes von Beethovens op.111, von der in den Gassen Kaisersascherns noch „echohaft" das „Himmelsblau" und das „Leb' – mir wohl" nachklingt. (GW VI, 77) Euphorion als Hermes ist fertig, als er die Bühne betritt. Thomas Mann vermerkt ausdrücklich die „zierliche Vollendung der kleinen Gestalt" des Nepomuk und seine Gesichtszüge, die, „so kindlich sie waren, etwas Ausgeprägt-Fertiges und Gültiges hatten". (GW VI, 611) Auch hat Echo etwas „Botenhaftes" und erfüllt den Betrachter „mit einer grundseltsamen, ätherischen, nicht ganz irdischen Heiterkeit". (GW VI, 612) Das Botenhafte dieses kleinen Wundermannes wird schließlich mit „schelmischer

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Neugier" verbunden und mit einem „Gefühl von Herabgestiegensein". (GW VI, 618f.) Alles dies ist Euphorion und Hermes zugleich. Freilich läßt es Thomas Mann selten bei solch eindeutigen Festlegungen. Gerade das „Gefühl von Herabgestiegensein" soll ahnen lassen, daß wir es in Echo mit einem Erlöser-Kind zu tun haben von zugleich mythischer und christlicher Provenienz. Aber noch die Erscheinung dieses Erlöser-Kindes verrät einiges von seiner hermetischen Herkunft: „Sie konnte die Unvermeidlichkeit des Wachstums nicht leugnen, aber sie rettete sich in eine Vorstellungssphäre des Mythisch-Zeitlosen, Gleichzeitigen und Nebeneinander-Bestehenden, worin die Mannesgestalt des Herrn keinen Widerspruch bildet zu dem Kinde im Arm der Mutter, das er auch ist, das immer ist und immer vor anbetenden Heiligen sein Händchen zum Kreuzeszeichen erhebt." (GW VI, 619) Dieses Erlöser-Kind, dieses „Gotteskindlein", dieser „Gesandte aus Kinder- und Elfenland" wird sterben müssen, ohne Erlösung bringen zu können. Sein „leicht schwebendes" Dasein ist dem Tode anheimgegeben, so wie es von Euphorion heißt:

> Welch Entsetzen! welches Grauen!
> Ist der Tod denn dir Gebot? (V. 9892f.)

Goethes Euphorion hat seine Wurzeln im Volksbuch, so viel er ihm auch an mythisch-poetischer und zeitgeschichtlicher Applikation zukommen läßt. Es gehört seit dem Volksbuch zur Tradition des Stoffs, daß Faust ein Kind mit Helena zeugt. Auch darauf spielt Thomas Mann an, wenn Adrian in der Abschiedsrede von seinem Söhnchen spricht, das er mit der kleinen Seejungfrau gezeugt hat, der Helena des Teufels von Palestrina, dem Söhnchen, an dem seine „ganze Seele hing, ein heilig Knäblein, holdselig außer aller Gewohnheit und wie von weiter und alter Landsart hero". (GW VI, 663) Gemeint ist Echo, der im Mythisch-Zeitlosen zugleich Adrians letzte Liebe und sein holdseliges Söhnchen mit der kleinen Seejungfrau und Euphorion sein kann[14].

Der Teufel hat ihn genommen, und zwar, wie Adrian in seiner Abschiedsrede sagt, mit der Kälte der Augen. Denn der Pakt schloß Liebe aus, sofern sie wärmt. Der Teufel: Es wäre nach so vielen Anspielungen auf den *Faust* verwunderlich, wenn nicht auch die drei Teufelsfiguren des *Doktor Faustus* in Mephisto ihren Lehrmeister hätten. Daß zur Teufelserscheinung auf Erden der Klumpfuß, um nicht zu sagen der Schleppfuß gehört, weiß Mephisto nur mühsam zu verbergen. Allein die Sphinxe sind ihm gewogen, wenn sie meinen, daß bei den Lamien, den „lustfeine[n] Dirnen" ein „Bocksfuß" wohl alles wagen kann. (V. 7235ff.) Der Klumpfuß aber ist nur äußeres Indiz. Was Schleppfuß

[14] Vgl. Lieselotte Voss, *Die Entstehung von Thomas Manns Roman „Doktor Faustus"*, Tübingen: Niemeyer 1975, S. 127. Zu den verschiedenen Möglichkeiten der Rolle Nepomuks im Roman vgl. auch: Gunilla Bergsten, *Thomas Manns „Doktor Faustus"*, S. 27f.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

über das Theodizeeproblem zu sagen hat, wissen seine Schüler in ihre Wachstuchhefte einzuschreiben, getreu dem Wort des gelehrigen Mephisto-Schülers:

> Denn, was man schwarz auf weiß besitzt,
> Kann man getrost nach Hause tragen. (V. 1966 f.)

Was tragen sie aus Schleppfuß' Kolleg getrost nach Hause? Es ist die manichäische Lehre vom Verhältnis des Guten und Bösen, die Mephisto, kaum daß er dem Pudel entsprungen ist, Faust vorträgt. „Nun gut, wer bist du denn?", fragt Faust. Mephisto: „Ein Teil von jener Kraft,/ die stets das Böse will und stets das Gute schafft." Für Faust bleibt das ein Rätselwort, bis es Mephisto des näheren erklärt:

> *Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,*
> Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
> Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
> Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht. (V. 1335 ff.)

Freilich, Mephisto erklärt hier den Manichäismus aus der Sicht des Teufels. Schleppfuß wird ihn seinen Schülern aus der Sicht Gottes erklären. Was sie in ihren Wachstuchheften nach Hause tragen, ist die Lehre von der wahren Rechtfertigung in Ansehung des Schöpfungsjammers, die Lehre von der Rechtfertigung Gottes in Ansehung des Bösen in der Welt. Sie besteht nämlich, so Schleppfuß unter Berufung auf die Autorität des Augustinus, „in der dialektische[n] Verbundenheit des Bösen mit dem Heiligen und Guten". Ohne das Böse wäre das Gute nicht gut. Denn das Gute braucht den Widerpart des Bösen, um als Gutes erscheinen zu können. „Gott schuf die Welt zu seinem Ruhm"[15] und mit ihr das Böse, um desto rühmlicher erscheinen zu können. Gott also braucht sein Gegenteil; denn wenn der Vergleich entfällt, entfällt der Maßstab. „Das Gute und Schöne wäre dann entwest zu einem qualitätslosen Sein, das dem Nichtsein sehr ähnlich und diesem vielleicht nicht vorzuziehen sei." Eine dialektische Spitzfindigkeit trägt Schleppfuß da vor. Aber es ist genau diese dialektische Spitzfindigkeit, mit der Mephisto im *Faust* seine Existenz rechtfertigt. So besteht denn die wahre Rechtfertigung Gottes in Ansehung des Schöpfungsjammers „in seinem Vermögen, aus dem Bösen das Gute hervorzubringen", und die Engel hätten, wären die Verhältnisse nicht so von Gott gewollt, weniger Anlaß zum Lobgesang gehabt. (GW VI, 138 ff.) Anlaß zum Lobgesang haben sie in Goethes *Faust*. Aber unter diesen Engeln ist, wie könnte es anders nach der Lehre von der Rechtfertigung sein, jener andere dämonische Teil, der erst Gottes wahren Ruhm ermöglicht. Keine Kleinigkeit also aus der Theologie

[15] Leszek Kolakowski, *Der Himmelsschlüssel. Erbauliche Geschichten*, München: Piper 1985, S. 9.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

des *Faust*, die Schleppfuß in seinem Kolleg in Halle vorträgt, wobei die „intrigierende Zweideutigkeit" sowohl seinem hinkenden Fuß wie seiner Lehrmeinung gilt.

Der andere verkappte Teufel im *Doktor Faustus*, der Teufel des 37. Kapitels, Saul Fitelberg, ist ohne Frage nach den synoptischen Evangelien gebildet (Mt 4,1 ff.; Mk 1,12; Lk 4,1). „Der Teufel nahm Jesus mit auf einen hohen Berg und ließ ihn alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit schauen und sagte zu ihm: ‚Das alles werde ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest'." Der Impresario Fitelberg verspricht mit elegantem Parlieren Adrian den öffentlichen Ruhm. In die große Welt will er ihn einführen.

> [...] du sollst, in diesen Tagen,
> Mit Freuden meine Künste sehn,
> Ich gebe dir, was noch kein Mensch gesehn! (V. 1672)

Das sagt allerdings nicht Fitelberg zu Adrian, sondern Mephisto zu Faust. Auch weiß Fitelberg sich mit einem für ihn unpassenden, aber beziehungsreich anspielenden Vorschlag Mephisto an die Seite zu stellen: „Und dennoch, figurez-vous, bin ich gekommen, Sie zu entführen, Sie zu vorübergehender Untreue zu verführen, Sie auf meinem Mantel durch die Lüfte zu führen und Ihnen die Reiche dieser Welt und ihre Herrlichkeit zu zeigen, mehr noch, sie Ihnen zu Füßen zu legen." Da will er seinen „Zaubermantel" ausbreiten, um Adrian in die Welt der großen Städte zu entführen. (GW VI, 530, 534) Mephisto zu Faust: „Wir breiten nur den Mantel aus, Der soll uns durch die Lüfte tragen." (V. 2065 f.) Bei Fitelberg bleibt am Ende: die Anspielung auf Gounods ‚Faust' und damit auf die Gretchentragödie.

Aber Fitelberg weiß zu reden, wie es die weltmännische Urbanität Mephistos nahegelegt hatte. Ganz so, wenn auch bewußter und konzentrierter spricht der Teufel in Palestrina. Zu Mephistos Sprache bemerkt Thomas Mann in seinem Faust-Vortrag: „sie ist, in scharfem Gegensatz zu der ernsten, gefühlvollen, leidenschaftlichen Redeweise Faustens, burschikos-mondän, salopp, aber witzig, kritisch-souverän und abschätzig, mit Fremdwörtern gespickt und schlagend amüsant."[16] So spricht Fitelberg. So spricht auch der Teufel des 25. Kapitels. Dieser aber hat darüber hinaus die „achselzuckende Überlegenheit des Weltmenschen". Wie Mephisto weiß er mehr aus dem Leben dessen, der mit ihm sich eingelassen hat, als diesem lieb sein kann. Als Mephisto Faust an den braunen Saft erinnert, den er in jener Nacht nicht ausgetrunken, vermutet Faust Spionieren. Mephisto darauf: „Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir

[16] GW IX, 605 f. Am 5. Mai 1944 beschäftigt sich Thomas Mann erneut mit seinem Vortrag über Goethes Faust aus dem im November 1939 in Princeton gehaltenen Kolleg und bemerkt im Tagebuch: „Abends Korrektur des Faust-Vortrags, der mir zum großen Teil wohlgefiel."

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

bewußt". (V. 1582) Als Adrian sich über die Dinge wundert, die die Erscheinung in Palestrina weiß und die er nur in sich und aus sich selbst gekommen glaubt, antwortet ihm der Teufel: „Statt aus meiner Informiertheit zu folgern, daß ich nicht leibhaftig bin, solltest du lieber schließen, daß ich nicht nur leibhaftig, sondern auch der bin, für den du mich die ganze Zeit schon hältst." (GW VI, 300) Und wenn ihn Adrian bis zum Schluß des Gesprächs nicht dafür halten wollte, ein Zitat aus dem *Faust* wird es ihm endgültig klar machen. Mit Mephistos Wort „Blut ist ein ganz besondrer Saft" (V. 1740) wird das „Bündnis" besiegelt. So bei Goethe. Das „Bündnis", so bei Thomas Mann, hat Adrian mit seinem „Blut" bezeugt. (GW VI, 331 f.)

Dieses Bündnis hat auf seiten Adrians die Verpflichtung: du darfst nicht lieben. Das Verbot der Liebe und die Ehelosigkeit als Vertragsteil hat Thomas Mann aus der alten Faust-Fabel. In seinem Faust-Vortrag aber verbindet er dieses Motiv mit Goethes Liebe zu Friederike Brion. „im Falle des ‚Faust' leuchtet ein, daß jener Zug der Fabel, daß dem Magier durch seinen Pakt mit dem Teufel – mit dem Genie[17] – die Ehe verboten ist, das erste war, was Friederikens ungetreuen Liebsten an den Stoff fesselte: hier setzte sein arbeitender, zugleich nach Selbstbestrafung und Selbstverherrlichung trachtender Geist ein und machte aus dem äußerlichen Motiv der Überlieferung den Titanismus des ‚Flüchtlings und Unbehausten', des ‚Unmenschen ohne Zweck und Ruh', des Gottverhaßten, dessen dem Abgrund entgegenwütende Dämonie nur zerstören kann: Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben! Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben! Ecce poeta!" (GW IX, 591 f.) Ja, erkenne den Dichter. Das entscheidende Pakt-Motiv hat Thomas Mann von Goethe. Nebenbei sei angemerkt, daß Adrian diese Faust-Worte zitiert, als der Teufel Echo holt. Ecce poeta! In Thomas Manns Interpretation ist Goethes Friederiken-Erlebnis Anlaß für die Konzeption des Unbehausten ohne Zweck und Ruhe, Anlaß für die Konzeption der Faust-Figur, die den Frieden der Unschuld untergraben muß, damit der Hölle dieses Opfer werde. Thomas Mann führt Adrian mit seinem Teufelsvertrag des Liebesverzichts über Goethe auf die alte Fabel zurück. Aber Goethe ist für die Intention verantwortlich.

Die geliebten Figuren, die Teufelsfiguren – es bleiben noch die eigentlichen Protagonisten des Romans: Adrian Leverkühn und Serenus Zeitblom. Es wäre zu auffällig gewesen, wenn Thomas Mann Adrian in einem „hochgewölbten, engen gotischen Zimmer" hätte unruhig auf seinem Sessel am Pulte sitzen lassen. Immerhin, das Studienpult gibt es in Dürers Arbeitszimmer, kein

[17] Auch Goethe verbindet das Dämonische und Teuflische mit dem Genialischen. Mephisto kennt Gretchens Feingefühl:

Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin. (V. 3540 f.)

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Stehpult, wie es Goethe benutzte, sondern eins mit einem Sessel davor, wie es Goethes Faust benutzt. Und daß in Adrian trotz seines Protestantismus sich mittelalterliche, nordisch-dunkle Ideenwelt verkörpert, ist hinlänglich bekannt und braucht hier im einzelnen nicht erneut nachgewiesen zu werden. Kaisersaschern als die eigentliche Heimstatt Adrians mit seinen alten Kirchen und treulich konservierten Bürgerhäusern, mit seiner Hysterie des ausgehenden Mittelalters, mit seiner latenten seelischen Epidemie, ein Ort, der, vor neunhundert Jahren der gleiche wie vor dreihundert, das scholastische nunc stans an der Stirn trägt, ist Ausweis genug. Auf der anderen Seite Serenus, der Heitere, der klassische Philologe, mit einer Helena verheiratet. Er deutet seinen eigentlich mittelalterlichen Katholizismus sofort antik, wenn er sich in der „goldenen Sphäre" beheimatet fühlt, „in der man die Heilige Jungfrau ‚Jovis alma parens' nannte". (GW VI, 15) Er ist ein Mann der Humaniora, der klassischen Sprachen, deren Passion sich in der Idee der Erziehung krönt. Er hat die initiatorische Andacht des olympischen Griechentums erfahren. Das Mittelalterlich-Nordisch-Dunkle und das Antik-Südlich-Heitere. Worum geht es: um die „begütigende Einbeziehung des Nächtig-Ungeheueren in den Kultus der Götter" – so möchte es Serenus Zeitblom sagen. (GW VI, 17) Um diese gütige Einbeziehung aber ging es Goethe in *Faust II*, wenn er den nordisch-mittelalterlichen Faust mit der südlich-antiken Helena verbindet, damit sie Euphorion, das Kind der Poesie zeugen. Erneut ist an Thomas Manns Wort vom „Geheimnis der Identität" Adrians und Serenus' zu erinnern. Freilich ist die Verbindung des Mittelalterlichen und des Antiken im Roman der Endzeit nur noch als Parodie erträglich. Und so trägt denn auch Serenus Zeitblom mit seiner initiatorischen Andacht und seinem teuren Weib namens Helena parodistische Züge. Aber Adrian ist keine Parodie, und auch das Wort von der geheimen Identität ist nicht parodistisch gemeint. Thomas Mann wollte „die schlimme, deutsch-mittelalterliche Geschichte" durchheitern, und zwar „durch das Medium eines durchaus rational-humanistisch gesinnten Referenten"[18]. Schon im Faust-Vortrag von 1938 benennt er mit Blick auf Goethe das, was zur Konzeption der Figur des Serenus Zeitblom als des Durchheiternden führt: „Eine Menschlichkeit äußert sich, in der das Dämonische und das Urbane, das Unbedingte und das Artige, Genie und Schicklichkeit eine ganz einmalige und großartig-liebenswürdige Mischung eingegangen waren." (GW IX, 582) Das ist von Goethe gesagt. Es gilt für Serenus und Adrian in ihrer nun doch nicht so geheimen Identität.

Schon früher, 1937, hatte Thomas Mann von einer anderen, aber gleichgearteten Identität gesprochen, von einer „deutschen Doppelheit", die freilich nur

[18] Brief an Agnes E. Meyer vom 21. Juni 1943.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

als Zwiespalt zu erfahren ist: von der Identität Wagners und Goethes. An den venezianischen Abenden Wagners begegnen wir Goethe, und zwar auf höchst charakteristischem Gebiet. „Es ist die ‚Klassische Walpurgisnacht' aus dem zweiten Teil des ‚Faust', die der große Mythiker in jenem engen Kreise mit Vorliebe liest und über die er sich dabei in Äußerungen staunender Sympathie ergeht [...]. Es tut wohl, den Wagnerischen Genius sich hier im Privaten einmal – denn in den Schriften geschieht es niemals, daß ich wüßte – vor dem Goethe's neigen zu sehen; es ist ein hochmerkwürdiges Vorkommnis, die Berührung dieser beiden sonst so entgegengesetzten, so polarisch voneinander entfernten Sphären; es beruhigt und beglückt, dies Erlebnis, zwei gewaltige und kontradiktorische Ausformungen des vielumfassenden Deutschtums, die nordisch-musikalische und die mittelländisch-plastische, die wolkenschwer-moralistische und die erleuchtet-himmelsheitere, die volk- und sagenhaft urtümliche und die europäische, Deutschland als mächtigstes Gemüt und Deutschland als Geist und vollendetste Gesittung, – auf einmal befreundet zusammentreten zu sehen. Denn dies beides sind ja wir, – Goethe und Wagner, beides ist Deutschland. Es sind die höchsten Namen für zwei Seelen in unserer Brust, die sich voneinander trennen wollen und deren Widerstreit wir doch als ewig fruchtbar, als Lebensquell inneren Reichtums immer aufs neue empfinden lernen müssen; für die deutsche Doppelheit, den deutschen Zwiespalt, der immer im Seeleninneren des höheren deutschen Menschen selbst verläuft, und den wir hier durch Wagners selbstlose Altersbewunderung für Goethe's griechische Phantasmagorie mit tiefem Vergnügen einen Augenblick überbrückt sehen." (GW IX, 506f.)[19] Es wäre ein leichtes, Wagner ebenso wie Goethe im *Doktor Faustus* nachzuweisen. Aber das ist ein anderes Thema. Wenn Thomas Mann das Dämonisch-Musikalische seines Faust durch das Heiter-Plastische des Serenus Zeitblom zu vermitteln versucht, will er auch die kaum mögliche Identität zwischen Wagner und Goethe herstellen. Denn beides ist ihm Deutschland. Auch dies eine Konstante in Thomas Manns Denken. Schon sehr früh, am 14. November 1911, schreibt er an Julius Bab: „Goethe hätte Wagner als grundwiderwärtige Erscheinung empfinden müssen. Freilich war er großen Tatsachen und Wirkungen gegenüber moralisch sehr tolerant, und zuweilen frage ich mich, ob er uns nicht geantwortet hätte: ‚Der Mann ist euch zu groß.' Aber das wäre seine Sache. Die Deutschen sollte man vor die Entscheidung stellen: Goethe oder Wagner. Beides zusammen geht nicht. Aber ich fürchte, sie würden ‚Wagner' sagen. Oder doch vielleicht nicht?" Vielleicht nicht, sagt er im *Faustus*, aber nicht, indem er sich für Goethe entscheidet, sondern für die Doppelheit, für die Identität des Gegensätzlichen.

[19] Vgl. Bernhard Blume, *Thomas Mann und Goethe*, Bern: Francke 1949, S. 128f.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Für Goethe kann er sich angesichts der Zeitumstände, von denen Serenus zu berichten hat, nicht mehr entscheiden. In Goethes Faust sah Thomas Mann die mephistophelische Welt „zum Leben mit seiner Qual und Lust" gesteigert. In dieser Steigerung nimmt Faust „menschheitlichen Charakter an: er will im vollsten, menschlichsten Sinne leben, will Menschensohn sein, alles Glück und Leid der Menschheit als Repräsentant und Opfer ausschöpfen und auf sich nehmen [...]. Die Freuden, die Schmerzen der Menschheit auf sich zu nehmen, indem er sich dem Leben hingibt, – nichts anderes ist es, was Faust dem Teufel verspricht." (GW IX, 619f.) Dies aber geschieht bei Goethe in der festen Gewißheit, daß die faustische Auffassung vom Menschen „ein Teil der ewigen Güte" ist. (GW IX, 621) Deshalb kann Goethes Faust erlöst werden. In Thomas Manns *Faustus* hat Erlösung nicht mehr statt, auch wenn sich Adrian in der Abschiedsansprache, in der er sich als Sünder hinstellt, mit Faust noch identifiziert: „so hab ich dem ungeachtet mich immerfort emsig befleißigt als ein Werker und nie geruget" (GW VI, 664)[20]. Sein strebendes Bemühen steht nicht mehr unter dem Zeichen der ewigen Güte. Die Hoffnung, es könne doch segensreich sein, sich immer strebend zu bemühen, ist verloren[21]. Das muß freilich nicht heißen, daß Thomas Mann seinen Teufelskünstler dem Untergang weiht. Zwar nicht von Adrian Leverkühn, aber vom durch ihn repräsentierten Deutschland, sagt Thomas Mann: „fern sei uns die Vorstellung, als habe Deutschland nun endgültig der Teufel geholt. Die Gnade ist höher als jeder Blutsbrief."[22] Adrian selbst weist ja auf die Möglichkeit der Gnade hin, wenn er in seiner Schlußansprache die beiden theologisch überlieferten Möglichkeiten der Rechtfertigung des sündhaften Menschen, katholische Werkgerechtigkeit und protestantisches sola fide, miteinander verbindet: „und vielleicht kann gut sein aus Gnade, was in Schlechtigkeit geschaffen wurde" (GW VI, 666). Adrians Aufgabe ist eine andere: die des Durchbruchs, um wenigstens in der Kunst noch jenen Klagelaut erheben zu können, von dem Goethes Tasso sprach. Adrians Problem: „Wie bricht man durch? Wie kommt man ins Freie? Wie sprengt man die Puppe und wird zum Schmetterling?" (GW VI, 410) Das Problem wird mit Goethe benannt, mit seinem *Tasso* und mit seinem *Faust*. Aber es wird nicht mehr mit Goethe beantwortet. Denn Goethe steht für Thomas Mann wie Beethoven als Repräsentant einer bürgerlich ästhetischen Epoche, die im Wissen um die ewige Güte die Klage des Menschen im Lied der Freude und im

[20] Auf die Parallele zu Goethes Faust: „Wer immer strebend sich bemüht, Den können wir erlösen" (V. 11936f.) hat zuerst W. Witte hingewiesen (*Aberdeen University Review* 33, 1950, S. 115); umfassend für die Interpretation genutzt bei Eckhard Heftrich, *Vom Verfall zur Apokalypse*, Frankfurt am Main: Klostermann 1982, S. 263ff.

[21] Hermann Kurzke, *Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung*, München: Beck 1985, S. 278.

[22] Brief vom 7. 9. 1945 an Walter von Molo.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

chorus mysticus aufheben konnte. Nur: Beethoven ist der problematischere. Thomas Mann kann kaum Liebe für ihn empfinden. „Goethe's Ablehnung des ‚ungebändigten Menschen' war wieder einmal mitzufühlen, und wieder einmal legten Grübeleien über das Verhältnis von Musik und Geist, Musik und Gesittung, Musik und Humanität sich nahe." (GW XI, 289) Wenn vom Durchbruch im *Faustus* gehandelt wird, wird immer Beethovens 9. Symphonie zitiert. Man sollte zur Kenntnis nehmen, daß Thomas Mann an entscheidenden Stellen, an denen er im Zusammenhang mit dem Durchbruch Beethoven erwähnt, auch von Goethe spricht. Und Goethe ist der Glücklichere. Der Teufel im 25. Kapitel weiß es: „Was der" – gemeint ist Goethe – „in seinen klassischen Läuften allenfalls ohne uns haben konnte, das haben heutzutage nur wir zu bieten." (GW VI, 316) Aber gerade weil er der Glücklichere ist, steht er in Frage, vor allem seine Kunstauffassung, freilich im Hinblick auf Adrians kompositorisches Schaffen: „Die Subsumtion des Ausdrucks unters versöhnlich Allgemeine ist das innerste Prinzip des musikalischen Scheins. Es ist aus damit. Der Anspruch, das Allgemeine als im Besonderen harmonisch enthalten zu denken, dementiert sich selbst. Es ist geschehen um die vorweg und verpflichtend geltenden Konventionen, die die Freiheit des Spiels gewährleisteten" (GW VI, 322). Als Echo stirbt, kommt Adrian zu der bitteren Erkenntnis: *„es soll nicht sein."* Und auf die Frage des Freundes: „Was, Adrian, soll nicht sein?", antwortet dieser mit Goethe und Beethoven: „Das Gute und Edle [...]. Es wird zurückgenommen. Ich will es zurücknehmen [...]. Die Neunte Symphonie." (GW VI, 634) Am 4. Oktober 1943, als er das 8. Kapitel des *Doktor Faustus* vorläufig abgeschlossen hat, trägt Thomas Mann in sein Tagebuch ein: „Über Humanität und das geläuterte Chthonische. Verbindung von Beethoven zu Goethe", um die „Dialektik des Humanen und Chthonischen" als Thema des *Doktor Faustus* zu bestimmen. Das scheint die Antithese von Wagner und Goethe zu wiederholen. Aber im Lied an die Freude und im Vertrauen auf die Macht des Guten und Edlen sind Beethoven und Goethe vereint. Nicht nur Beethovens Jubellied der Neunten Symphonie soll im *Faustus* zurückgenommen werden, auch Goethes *Faust;* aber doch so, daß er allenthalben präsent ist.

Ein Nachtrag: Goethe sprach gern, wenn er von seinem *Faust* sprach, von den sehr ernsten Scherzen. Serenus Zeitblom meint von Adrian: „Du pflegst deine Scherze ernster zu meinen als deinen Ernst." (GW VI, 249)

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Eckhard Heftrich

Thomas Manns Verhältnis zum Deutschtum und Judentum

1.

Seit der Veröffentlichung von Thomas Manns Tagebüchern erscheint auch sein kompliziertes Verhältnis zum Deutschtum und zum Judentum wo nicht in anderem, so doch in schärferem Licht. Wer freilich von den Journalen eine Klärung im Sinne des Eindeutigen erhofft, sieht sich, wie bei so vielen anderen Problembereichen, auch hier eher enttäuscht. Nur schärfer tritt alles hervor, und also gerade auch das Zwei- oder Mehrdeutige. So wird man, je nach Vorurteil oder Standpunkt, in den Tagebüchern nur neues, sich widersprechendes Beweismaterial finden. Wer etwa längst davon überzeugt war, daß es bei Thomas Mann, allen philosemitischen Äußerungen und allen aktiven und nicht nur mit-leidenden Stellungnahmen für die verfolgten Juden zum Trotz eine konstante Unterschicht von Antisemitismus gegeben habe, der findet, was ihm gerade noch gefehlt hat:

Freitag, den 8. 11. 18:
München, wie Bayern, regiert von jüdischen Literaten. Wie lange wird es sich das gefallen lassen? [...] Das ist die Revolution! Es handelt sich so gut wie ausschließlich um Juden[1].

2. Mai 1919:
Wir sprachen auch von dem Typus des russischen Juden, des Führers der Weltbewegung, dieser sprengstoffhaften Mischung aus jüdischem Intellektual-Radikalismus und slawischer Christus-Schwärmerei. Eine Welt, die noch Selbsterhaltungsinstinkt besitzt, muß mit aller aufbietbaren Energie und standrechtlichen Kürze gegen diesen Menschenschlag vorgehen[2].

Einem hintersinnigen Zufall ist es zu verdanken, daß die Tagebücher von 1918–21 erhalten blieben und nicht wie alle vorhergehenden oder die folgenden bis zum Jahre 1933 von Thomas Mann selbst verbrannt worden sind. Man

[1] Thomas Mann, *Tagebücher 1918–1921*, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main: S. Fischer 1979, S. 63.
[2] Ebd. S. 223.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

scheut sich auszudenken, was in den vernichteten wohl sonst noch zum Thema Judentum gestanden haben mag, wenn man bedenkt, was selbst in den erhalten gebliebenen ab 1933 sich findet, und nicht nur, wenn da von den alten Intimfeinden Kerr oder Theodor Lessing die Rede ist! Kann es sich bei Ausfällen wie denen von 1918 und 1919 um bloße aus der Situation zu erklärende und also zu entschuldigende Entgleisungen gehandelt haben, wenn es noch im Oktober 1945 so klingt:

Las abends in einem vernünftigen, vielleicht etwas allzu vernünftigen Buch über die Judenfrage, antizionistisch von Rabbi Berger. Leugnet die Juden als „Volk". „Rasse" ist vollends kompromittiert. Wie soll man sie nennen? Denn irgend etwas anderes ist es mit ihnen und nicht nur Mediterranes. Ist dies Erlebnis Anti-Semitismus? Heine, Kerr, Harden, Kraus bis zu dem fascistischen Typ Goldberg – es ist doch *ein* Geblüt. Hätte Hölderlin oder Eichendorf [sic!] Jude sein können? Auch Lessing nicht, trotz Mendelssohn[3].

Bis zur Publikation der Tagebücher war man, wollte man einen Antisemitismus Thomas Manns beweisen, auf weniger massive Zeugnisse angewiesen. Immerhin gab es außer zweifelhaften Stellen in Briefen und essayistischen Texten die Erzählungen und Romane. Dominieren da unter den ziemlich zahlreichen Juden und Jüdinnen nicht eindeutig die negativ gezeichneten Typen? Kann der eine achtenswert gezeichnete Dr. Sammet der *Königlichen Hoheit* aufkommen gegen diese lange Reihe, die in den frühen Erzählungen mit einer häßlichen kleinen Jüdin beginnt, über die Semlingers in *Buddenbrooks*, den M. Blüthenzweig in *Gladius Dei*, die Aarenholds in *Wälsungenblut* weiterläuft bis zum Naphta des *Zauberberg*, von dem eine direkte Linie zum Chaim Breisacher des *Doktor Faustus* führt? Breisachers komödiantisches Gegenstück, der Impresario Saul Fitelberg, hat schon Thomas Manns Familienangehörige zu dem besorgten Einwand veranlaßt, ob mit dieser Gestalt die Gefahr einer antisemitischen Mißdeutung wirklich von der Hand zu weisen sei. Darf man es bei Thomas Manns equilibristischer Selbstberuhigung belassen? Fragt er doch rhetorisch, ob „die deutschen Bewohner dieses Romans sympathischer als seine jüdischen" seien, Serenus Zeitblom und Mutter Schweigestill ausgenommen. Und: „Lieber, als die deutschblütigen Larven, die bei Kridwiß die Zeit und ihre Launen diskutieren, ist Fitelberg mir unbedingt, und solange man zögert, den Roman anti-deutsch zu nennen (aber selbst damit wird hie und da *nicht* gezögert werden), möge man auch mit dem Vorwurf des Antisemitismus zurückhalten." (GW XI, 281) Man hat, wie bekannt, weder mit dem einen noch dem andern Vorwurf zurückgehalten.

[3] Thomas Mann, *Tagebücher 1944–1. 4. 1946*, hrsg. von Inge Jens, Frankfurt am Main: S. Fischer 1986, S. 269.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

2.

Im folgenden soll nicht untersucht werden, ob sich in oder hinter den jüdischen Figuren des erzählerischen Werkes Spuren eines zumindest latenten Antisemitismus des Autors ausfindig machen lassen. Doch sei wenigstens davor gewarnt, allzu direkt und zudem noch ohne historische Perspektive von den fiktiven Gestalten auf die Gesinnung ihres Erfinders Schlüsse zu ziehen. Ein Vergleich mit der Zeichnung jüdischer Personen in der Literatur des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts, und überdies nicht nur in der deutschen Literatur, zählte zu den Voraussetzungen einer angemessenen Beurteilung; auch der Vergleich mit karikierten nichtjüdischen Typen wäre nötig. Ferner wäre zu bedenken, daß Autoren wie Lesern bis zum Ersten Weltkrieg ein gleichsam unschuldigerer Umgang mit Klischees möglich war als später. Schon vor 1933, geschweige danach, kann Naivität keine erklärende Entschuldigung mehr sein. Sich jetzt näher darauf einzulassen, hieße freilich, das Thema dieses Vortrages gleich zu Beginn allzusehr nach der einen Seite, nämlich Thomas Manns Verhältnis zum Judentum, zu verschieben.

Nicht daß es da an Stoff mangelte! Zurecht ist jüngst gesagt worden, das Thema sei noch lange nicht gründlich genug bearbeitet worden, es reiche für ein ganzes Buch[4]. Das aber gilt noch mehr von der anderen Hälfte des heutigen Themas, Thomas Manns Verhältnis zum Deutschtum. Über letzteres ist soviel geschrieben worden, daß es sich längst zu Büchern summieren läßt. Und doch wäre auch hierzu ein neues Buch keineswegs überflüssig, in Anbetracht der verbesserten Quellenlage und auch wegen des größeren Abstandes, den man freilich nicht schon für ein Verdienst halten sollte.

Im engen Rahmen eines Vortrages ein Thema zu behandeln, das Stoff für wenigstens zwei neue Bücher gäbe, heißt, das Risiko aller Verkürzungen und Vereinfachungen weit zu treiben. Das Wagnis mag legitimiert sein, wenn es gelingt, über die bloße postume Verdächtigung oder den Freispruch hinaus zu kommen und einige Erkenntisse zu gewinnen über den inneren Zusammenhang von Deutschtum und Judentum im Leben wie im Werk Thomas Manns. Das „und" im Titel entstammt daher weder einer Verlegenheit noch einer Unverbindlichkeit, ihm gerade gilt die besondere Aufmerksamkeit.

Was nun das Leben betrifft, so ist damit mehr gemeint als die bekannte Tatsache, daß der großbürgerliche Erbe und Jungrentner seine erotisch vagie-

[4] Auf dem ‚Thomas Mann Symposium Irvine 1988' (März 1988) wurde vor allem über das Verhältnis des Dichters zum Judentum diskutiert, auf Grund der (noch unveröffentlichten) Vorträge von Alfred Hoelzel, ‚Thomas Mann's Attitude towards Jews and Judaism' (Respondent: Ruth K. Angress) und Egon Schwarz, ‚Jewish Characters in *Doctor Faustus*' (Respondent: Erich Frey).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

rende Junggesellen-Existenz anno 1905 aufgibt und in eine reiche, liberale jüdische Familie einheiratet. Denn zu dieser Tatsache gehören ja auch alle Folgen, und diese sind nicht auf die – allerdings in Anbetracht der damaligen allgemeinen wie der besonderen persönlichen Umstände erstaunlich große – Kinderzahl beschränkt. Zu den Folgen zählt auch, daß Thomas Manns Leben für jenes volle halbe Jahrhundert, das von der Hochzeit bis zu seinem Tod dauert, unlösbar mit dem deutsch-jüdischen Problem verknüpft ist, und damit aufs Persönlichste mit jener apokalyptischen Geschichte, für die der sie Erleidende das heute eher gemiedene mythenschwere Wort Schicksal gebrauchte.

Nicht die neureichen Aarenholds des Berliner Tiergartenviertels aus *Wälsungenblut*, wohl aber die Pringsheims hat Thomas Mann vor Augen, als er 1907 in der Beantwortung einer Umfrage über die „Lösung der Judenfrage" sich zur „Assimilation" bekennt, „wenn auch in einem anderen, allgemeineren Sinne als dem üblichen". (GW XIII, 459–462) Er versteht unter Assimilation weniger die Nationalisierung, das heißt das „Aufgehen in den verschiedenen Nationen", als vielmehr die „*Europäisierung* des Judentums". Das erklärt er im dritten Jahr seiner jungen Ehe mit Katia Pringsheim in einer uns heute denn doch leicht schockierenden Unbefangenheit so: die Europäisierung des Judentums, auf die es zunächst ankomme, sei „gleichbedeutend mit einer Nobilisierung der zweifellos entarteten und im Getto verelendeten Rasse". Europäisierung soll bedeuten „Wiedererhöhung und Veredelung des jüdischen Typus, die ihm alles für gute Europäer Abstoßende nehmen würde und die allererst zu erstreben ist". (GW XIII, 461) Solche und noch ganz andere Sätze finden sich in Thomas Manns Antwort auf die Umfrage, abgedruckt in den *Münchner Neuesten Nachrichten* vom 14. September 1907[5]. Der Patriziersproß und Schwiegersohn des Geheimrats und Universitätsprofessors Pringsheim verrät sich da als ein etwas naiver Jünger des in seinem Philosemitismus denn doch hintergründigeren Nietzsche, wenn er, der Jünger, den „Typus des Juden, ‚wie er im Buche steht'", den „fremden, physisch antipathischen Tschandala" nennt. Der freilich sei in unserer westlichen Hälfte Europas „eigentlich schon recht selten geworden". Jene kaum hundert Jahre umfassende Zeit, die den Juden als Möglichkeit der Europäisierung gegeben sei, genüge vielleicht, „ein Reichsdeutscher, aber nicht, um ein Europäer zu werden". (GW XIII, 461) Dennoch offeriert Thomas Mann mit der ihm eigenen Sensibilität, die wir weder reichsdeutsch noch norddeutsch noch hanseatisch, sondern einfach die Thomas Mann eigene egomanische nennen wollen, in aller Öffentlichkeit das folgende, von ihm offenbar generös gemeinte Kompliment:

[5] GW XIII, 459–462. Vgl. auch die Anmerkungen in: Thomas Mann, *Aufsätze–Reden–Essays*, Band 3, 1919–1925, hrsg. von Harry Matter, Berlin: Aufbau-Verlag 1986, S. 771–774.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

[...] und unter dem wirtschaftlich bevorzugten Judentum gibt es heute schon junge Leute, die bei englischem Sport und unter aller Gunst der Bedingungen erwachsen, ohne ihre Art zu verleugnen, doch einen Grad von Wohlgeratenheit, Eleganz und Appetitlichkeit und Körperkultur darstellen, der jedem germanischen Mägdlein oder Jüngling den Gedanken einer „Mischehe" recht leidlich erscheinen lassen muß. (GW XIII, 461f.)

Wälsungenblut schreibt Thomas Mann im Sommer 1905, ein paar Monate nach der Hochzeit also. Jetzt, 1907, ist er unter anderm noch mit *Königliche Hoheit* beschäftigt. Zum tieferen Verständnis des kleinen Romans, den er selbst stets als große Huldigung für Katia verstanden hat, darf man vielleicht auch noch diese Sätze aus der Antwort des 32jährigen Autors auf die Umfrage zitieren:

Es ist heute schon möglich, von Adel und doch ein moderner Mensch zu sein; es wird nicht lange mehr unmöglich scheinen, ein Jude und doch an Leib und Seele ein vornehmer Mensch zu sein. (GW XIII, 462)

3.

Mit dem leichtfertigen Optimismus des Unpolitischen, dem weder die Lektüre Schopenhauers noch jene von Nietzsche die Augen für die Phänomene der Massenpsychologie geöffnet hatte, beschließt Thomas Mann 1907 seine Stellungnahme:

Die Judenfrage ist eine Frage der allgemeinen kulturellen Entwicklung. Wir werden sie nicht lösen, als Sonderfrage nicht bündig beantworten. Wir arbeiten an ihr, indem wir, jeder nach seiner Art, der Gesittung dienen. (GW XIII, 462)

Sieben Jahre später schreibt dann der von der Massenhysterie des Kriegsausbruchs Angesteckte jene fatalen ‚Gedanken im Kriege', in denen er den deutschen Dichtern, deren Herzen „sogleich in Flammen standen, als jetzt Krieg wurde" (GW XIII, 530f.), attestiert: „Aber wenn nicht Politiker, so sind sie doch stets etwas anderes: sie sind Moralisten. Denn Politik ist eine Sache der Vernunft, der Demokratie und der Zivilisation; Moral aber eine solche der Kultur und der Seele". (GW XIII, 531) Zwar habe „unsere politische Einsicht [...] nicht ausgereicht, die Notwendigkeit der europäischen Katastrophe zu erkennen. Als sittliche Wesen aber – ja, als solche hatten wir die Heimsuchung kommen sehen, mehr noch: auf irgendeine Weise ersehnt; hatten im tiefsten Herzen gefühlt, daß es so mit der Welt, mit unserer Welt nicht mehr weitergehe". (GW XIII, 531f.) Man braucht den *Doktor Faustus* nicht präsent zu haben, um sich ausrechnen zu können, was einer, der mitten im Zweiten Weltkrieg sich anschickt, den Epochenroman zugleich als radikale Autobiographie zu schreiben –, was ein solcher zwangsläufig an Deutschland leidender

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Autor aufzuarbeiten hat, wenn er, zu Beginn des Ersten Weltkrieges Deutschtum, Moral, Künstlertum, Kultur und das von den Feinden als Militarismus verschrieene Soldatentum für ein und dasselbe erklärt hatte:

> Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte! (GW XIII, 533)

Die Gegenwelt, also die des Friedens, wird als eine der „cancanierenden Gesittung" verhöhnt (GW XIII, 532): zum Zorn über die zivilisationsliterarische Franzosenschwärmerei von Bruder Heinrich kommt also noch der Ärger über dessen ach so normale und triviale Neigung zu jener Sphäre, die hier symbolisch auf den frivolen französischen Cancan zusammengezogen und gleichzeitig ins Welthistorische einer antideutschen Gegengesittung stilisiert wird!

Gepriesen wird der Krieg als „Reinigung, Befreiung". (GW XIII, 533) Die als gräßlich bezeichnete Vorkriegswelt soll eine solche gewesen sein, in der es „von dem Ungeziefer des Geistes wie von Maden" gewimmelt habe: „Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation?" (GW XIII, 532) Von der antideutschen Kampfparole „Zivilisation gegen Militarismus" heißt es, obwohl sie eine Abbreviatur der Wirklichkeit sei, enthalte sie doch „allerdings eine tiefere Wahrheit", drücke „eine internationale Fremdheit und Unheimlichkeit der deutschen Seele aus, die, wenn sie freilich nicht die Ursache des Krieges ist, doch vielleicht diesen Krieg überhaupt erst möglich gemacht hat". (GW XIII, 536) Fazit: „Mit unserem Moralismus aber hängt unser Soldatentum seelisch zusammen", und der deutsche Militarismus ist „in Wahrheit Form und Erscheinung der deutschen Moralität". (GW XIII, 537f.) Jetzt, da der Krieg „Schicksal" geworden ist, entfaltet sich „Deutschlands ganze Tugend und Schönheit". (GW XIII, 539)

Im Dienst an der Gesittung wollte Thomas Mann anno 1907 die Judenfrage gelöst sehen. Jetzt, 1914, korrumpiert er das Wort Gesittung schon allein durch den inflatorischen Gebrauch, den er in seinen ‚Gedanken im Kriege' davon macht. Summa summarum: die ihm gar nicht denkbare Niederlage Deutschlands wäre eine geschichtsphilosophische Unsinnigkeit und würde „uns *und* Europa in der Gesittung" zurückwerfen. (GW XIII, 544)

Die peinlichen Zitate sind Thomas Mann-Kennern sattsam bekannt; und doch müssen sie gerade für unser Thema ein weiteres Mal ins Gedächtnis gerufen werden. Denn sie können schon deshalb nicht als zeitbedingte Irrtümer eines verwirrten Mitläufers von 1914 abgetan werden, weil sie zum Urmaterial des *Doktor Faustus* gehören. „Daß deutsches Wesen quälend problematisch ist, wer wollte es leugnen! Es ist nicht einfach, ein Deutscher zu sein [...]". (GW XIII, 544) So bricht es aus ihm heraus, nicht 1933 oder 1943, sondern 1914.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Aber es ist noch keine wirkliche Klage, die da ertönt, sondern das wird als trotzige Anklage vorgebracht, gegen die andern, die in einer *„unerlaubten* Unwissenheit über Deutschland", also ganz und gar verstockt, verharren. Dergleichen muß sich rächen, denn:

Solche Unwissenheit über das heute wichtigste Volk Europas ist nicht statthaft, sie ist strafbar und muß sich rächen. Warum vor allem ist Deutschlands Sieg unbezweifelbar? Weil die Geschichte nicht dazu da ist, Unwissenheit und Irrtum mit dem Siege zu krönen. (GW XIII, 544)

Hat ein anderer unter den verwirrten Gebildeten das deutsche Schicksal, sein deutsches Schicksal, frenetischer herausgefordert als dieser Mann, der hier von *Gedanken* im Krieg zu reden wagt? Das Zitat kann uns nicht erspart bleiben:

Es ist wahr: der deutschen Seele eignet etwas Tiefstes und Irrationales, was sie dem Gefühl und Urteil anderer, flacherer Völker störend, beunruhigend, fremd, ja widerwärtig und wild erscheinen läßt. Es ist ihr „Militarismus", ihr sittlicher Konservatismus, ihre soldatische Moralität, – ein Element des Dämonischen und Heroischen, das sich sträubt, den zivilen Geist als letztes und menschenwürdigstes Ideal anzuerkennen. Dies Volk ist groß auch auf dem Feld der Gesittung – nur lächerliche Ignoranz leugnet es. (GW XIII, 545)

Dreißig Jahre danach wird Zeitblom am Ende seiner Chronik den Verderbern fluchen, die eine „nur allzugern aus der Theorie lebende Menschenart in die Schule des Bösen nahmen!" (GW VI, 638) Aber er muß einbekennen, daß die wohltuende Verwünschung nicht aus einem ganz freien Busen emporsteige. Denn:

War diese Herrschaft nicht nach Worten und Taten nur die verzerrte, verpöbelte, verscheußlichte Wahrwerdung einer Gesinnung und Weltbeurteilung, der man charakterliche Echtheit zuerkennen muß, und die der christlich-humane Mensch nicht ohne Scheu in den Zügen unserer Großen, der an Figur gewaltigsten Verkörperungen des Deutschtums ausgeprägt findet? (GW VI, 639)

Auch wenn Thomas Mann da nicht den einstigen Text der ‚Gedanken im Kriege' vor Augen gehabt haben sollte –, sein gerade in der empfindsamen Verdrängung kaum ganz ausgeschaltetes Tiefengedächtnis kann nicht vergessen haben, was er damals den anderen, den Gegnern, die „uns einzingeln, abschnüren, austilgen" wollten (GW XIII, 545), entgegengehalten hatte:

Aber Erkenntnis muß sein, Leben und Geschichte bestehen darauf, sie werden es als untunlich erweisen, die sendungsvolle und unentbehrliche Eigenart dieses Volks aus wüster Unkunde gewaltsam zu verneinen. (GW XIII, 545)

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Dagegen höre man noch einmal Zeitblom, angesichts der nun bloßgelegten Greuel eines Konzentrationslagers, das hier nicht unterm Namen Buchenwald, sondern dem des benachbarten Weimar erscheint:

> Wie wird es sein, einem Volke anzugehören, dessen Geschichte dies gräßliche Mißlingen in sich trug, einem an sich selber irre gewordenen, seelisch abgebrannten Volk, [...] einem Volk, das mit sich selbst eingeschlossen wird leben müssen wie die Juden des Ghetto, weil ein ringsum furchtbar aufgelaufener Haß ihm nicht erlauben wird, aus seinen Grenzen hervorzukommen, – ein Volk, das sich nicht sehen lassen kann? (GW VI, 638)

4.

Die Analogie von Deutschen und Juden ist ein Grundmotiv, und nicht nur im *Doktor Faustus*, sondern schon in *Lotte in Weimar*. Seine Wurzeln gar liegen dort, wo die frühen Keime dieser Romane selbst zu finden sind. In *Lotte in Weimar* wird das Motiv vor allem mit beinahe authentischen Goethe-Zitaten bestritten. Zum Verständnis der poetischen, also auch artistisch-metaphorischen Manifestation des Grundmotivs ist ein genaueres Eingehen auf die älteren, nichtpoetischen Dokumente unerläßlich.

Die Lösung der Judenfrage durch die fortschreitende, vor allem in Deutschland zu lokalisierende Gesittung scheint dem Verfasser der Kriegsschriften von 1914 und 1915 nicht zweifelhaft geworden zu sein. Das ist nicht verwunderlich, denn schließlich hält er 1914 die deutsche Gesittung für eine Steigerungsform des Menschlichen. Was ihm zuvor mit Nietzsche höheres Europäertum war, ist jetzt, nach Kriegsausbruch, das höhere Deutschtum der Zukunft, an dem mit dem deutschen Sieg auch die übrige Welt wird moralisch genesen können. In der Beantwortung einer Rundfrage der Stockholmer Zeitung *Svenska Dagbladet* über die Auswirkungen des Krieges auf die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Geisteskultur fabuliert Thomas Mann 1915 vom Krieg als dem Bringer des Dritten Reiches[6]. Es soll das Reich der *Synthese von Macht und Geist* sein. Die Opposition gegen Heinrich Manns *Geist und Tat* ist offenkundig. Auch in dieser verqueren Kriegsschrift spricht Thomas Mann von den Deutschen als vom „tapfersten Volk der Erde". Von den Juden ist zwar nur nebenbei, aber desto aufschlußreicher die Rede. Es heißt, daß die Juden es „in Deutschland sehr gut haben". (GW XIII, 553) Der Leser von damals hatte aus diesem Nebensatz doch wohl den Schluß zu ziehen, daß die Juden es im Dritten Reich der Zukunft noch viel besser haben würden.

[6] GW XIII, 545–554.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

In den nächsten Jahren ist Thomas Mann ganz von der deutschen Frage okkupiert; was wiederum bedeutet, daß er seine ureigensten Probleme nun als deutsche Probleme abhandelt. Während der vier Kriegsjahre und der ersten beiden Nachkriegsjahre wird so trotz der grüblerischen Melancholie und der polemischen Gereiztheit an der Identifizierung mit dem recht phantasmagorischen Deutschtum festgehalten – und damit auch an dem, was dieses Phantasma am Leben hielt: am Haß auf die Entente, den Westen, auf ein Frankreich vor allem, das Thomas Mann lange nicht von jenem zu unterscheiden vermochte, das der Bruder den Deutschen als den realisierten Traum von 1789 vorgehalten hatte.

Im Laufe seiner allmählichen Besinnung äußert Thomas Mann sich 1921 zum ersten Mal seit der Umfrage von 1907 auch wieder ausführlicher zur jüdischen Frage. Die Wirkungsgeschichte dieses Textes beginnt freilich erst elf Jahre nach Thomas Manns Tod, als er in der *F.A.Z.* veröffentlicht wurde und eine Leserbrief-Diskussion über Thomas Manns Philo- oder angeblichen Antisemitismus auslöste[7]. Die philologischen Rätsel um diesen Text haben sich aber erst durch die Tagebücher 1918–21 ganz gelöst. Im *Neuen Merkur*, einer von Efraim Frisch und Wilhelm Hausenstein herausgegebenen Münchner Zeitschrift, waren Stellungnahmen zur jüdischen Frage von Efraim Frisch, Otto Flake, Alfred Döblin, Alfons Paquet und Ferdinand Lion erschienen, weitere Aufsätze, auch einer von Thomas Mann, angekündigt worden. Thomas Manns in Form eines Briefes gehaltener Artikel wurde dann, obwohl schon gedruckt, zurückgezogen und blieb bis 1966 verschollen. Das Tagebuch von 1921 verrät, daß der Zurücknahme eine Auseinandersetzung mit Katia voranging. Freilich ist nur lapidar von „Einspruch", „Verstimmung und Erregung" die Rede. An Efraim Frisch schreibt Thomas Mann dann zur Erklärung der Zurücknahme vom „stärksten Unbehagen", mit dem er nun den schon gedruckten Artikel lese: „Er ist einerseits leichtfertig und andererseits von jenem autobiographischen Radikalismus, zu dem ich neige und der manchmal meine Stärke sein mag, in so einem Aufsatz aber fehl am Ort ist und Anstoß erregen müßte."[8]

Bereits zwei Tage, ehe er den Artikel zu schreiben beginnt, empfindet er die Beschäftigung damit „irritierend"[9]. Hat ihn einfach irritiert, daß nun wieder einmal eine kleine Nebenarbeit das Hauptgeschäft am *Zauberberg* zu unterbre-

[7] Die Erstveröffentlichung in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* am 15. Januar 1966 wurde eingeleitet von einem Aufsatz von Paul Egon Hübinger ‚Thomas Mann und die Juden'. Die sich über den Februar und März 1966 in der *F.A.Z.* hinziehende Debatte in Leserbriefen soll im Zusammenhang einer späteren und sehr viel umfangreicheren Behandlung des Themas beleuchtet werden.

[8] Thomas Manns Brief an E. Frisch vom 18. Oktober 1921 wird hier zitiert nach Harry Matters Anmerkung, a.a.O. (vgl. Anm. 5) S. 772.

[9] So am 18. IX. 1921: *Tagebücher 1918–1921*, S. 546.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

chen drohte? Verständlicherweise reagierte er empfindlich auf Störungen, und doch dürfte der Artikel zur Judenfrage ihn auf tiefere Weise irritiert haben. Wenn er, wie so oft, dem Drängen eines Redakteurs nachgegeben und einen Aufsatz zugesagt hatte – was hinderte ihn daran, dem Versprechen nun, wie üblich, rasch nachzukommen oder es eben als derzeit unerfüllbar zurückzunehmen?

5.

Daß der Brief-Aufsatz mißlingen mußte, ahnt man schon bei der Pirouette, mit der er eröffnet wird:

> Über den Gegenstand, zu dem Sie mir das Wort erteilen, ohne daß ich, geben Sie mir das zu, mich eigentlich gemeldet hätte, ist in Ihrem August-Heft schon so kluges, tiefdringendes, ja entscheidendes gesagt worden, daß es mir sehr gewagt scheinen muß, mich auch meinerseits noch dazu vernehmen zu lassen. Eine rein persönliche Haltung wird das sicherste Mittel sein, mich vor Blamage zu schützen, – wie denn das Persönliche die Zuflucht derer ist, die die Unerschöpfbarkeit der Dinge recht lebhaft empfinden [...]. (GW XIII, 466)

So hebt es an, in einem Stil, der die spätere Selbstpersiflage des Autors durch den schreibenden Zeitblom ebenso vorwegnimmt, wie er in die Manier der schon geschriebenen Partien des *Felix Krull* zu verfallen droht:

> [...] dazu die natürlich gegebene Äußerungsform für eine gewisse abenteuernde Weltkindlichkeit, zu der ich mich wohl möchte bekennen dürfen, und deren Sache es eher ist, zwischen den Fragen und mit ihnen zu leben, als druckfähige Antworten darauf bereit zu haben. (GW XIII, 466)

Gewiß kann man verstehen, daß Thomas Mann sich scheut, jetzt, 1921, sein Verhältnis zum Judentum auf unkomplizierte Weise offenzulegen. Denn unmöglich kann ihm ja entgangen sein, daß die sogenannte Judenfrage sich doch wohl nicht so einfach werde lösen lassen, wie er sich das anno 1907 und auch noch anno 1914 vorgestellt hatte. Er ist nicht blind; gegen Ende dieses Briefaufsatzes von 1921 spricht er bereits von der kulturellen Reaktion, in der wir stehen, „und von der der Hakenkreuz-Unfug ein plump populärer Ausdruck ist". (GW XIII, 473) In dem „antisemitischen Treiben und Beschuldigen" sei „keine Spur von Gerechtigkeit", er spricht von einer entsetzlichen Schande. Aber trotz solcher Einsichten hinterläßt der Aufsatz ein tiefes Unbehagen. Man kann Katias Widerstand verstehen, auch wenn man ihre Gründe im einzelnen nicht kennt. Das Unbehagen gilt zum einen der lässigen Ausbreitung des Autobiographischen, zum andern der Verbindung des jüdischen Problems mit

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

politischen Anschauungen, die, ungeachtet des sich vorbereitenden und bald schon öffentlichen Bekenntnisses zur Republik, doch noch weitgehend mit den Vorurteilen des vermeintlich unpolitischen Betrachters von 1914–18 durchsetzt sind.

In seinem Absagebrief an Frisch spricht Thomas Mann vom autobiographischen Radikalismus. Man darf diesen Begriff nicht mit der Einstellung verwechseln, die viel später den *Doktor Faustus* zu einer gerade in der Verschlüsselung radikalen Autobiographie hat werden lassen. Eher ist gemeint, was zu Beginn des Aufsatzes als Zuflucht zum Persönlichen umschrieben wird. Freilich gerät diese Zuflucht zur Ausflucht. Unter Freunden sei er zu dem Geständnis fähig, es habe ihm von jeher näher gelegen zu fragen: „Wie komme wohl ich durch die Welt?" als „Welche Meinungen bilde ich mir über dieselbe?" (GW XIII, 466) Also „keinerlei ‚große Gesichtspunkte'", sondern nur judenfreundliche „Tatsachen" seines Lebens sollen folgen. (ebd.) Die Erinnerung an jüdische Spiel- und Schulkameraden der frühen Lübecker Zeit gipfelt im Lob auf einen Mitschüler, der an den frühesten poetischen Erzeugnissen „eine intelligente und vorurteilslose, wenn auch mit einiger Ironie gemischte Teilnahme" gezeigt habe, „deren ich mich sonst auf dem weiten Klinkerhof nirgends, weder bei Mitgefangenen, noch gar bei den Oberen zu versehen hatte". (GW XIII, 469)

Beinahe so sei es dann fortgegangen. Zur Bekräftigung wird angeführt, was Riemer über die Teilnahme gebildeter Juden an Goethes Werk und Person rühmend hervorgehoben habe. Kokettierend heißt es: „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber das ist genauestens meine Erfahrung; und wo ist der irgend etwas bedeutende Künstler und Schriftsteller, der sie nicht mit mir teilte?" (GW XIII, 470) Dagegen könne nicht einmal ankommen, daß es im Laufe der Jahre zwischen seiner Natur und der jüdischen zu schlimmen Konflikten gekommen sei. Aber gegen die „boshaftesten Stilisierungen" seines Wesens, die „giftig-witzigste Negation" seiner Existenz, die von Juden kam – das zielt natürlich auf Alfred Kerr und Theodor Lessing –, steht nicht nur der „arme S. Lublinski" oder der reiche S. Fischer, sondern, „wenn ich in die Welt gehe, Städte bereise, so sind es, nicht nur in Wien und Berlin, fast ohne Ausnahme Juden, die mich empfangen, beherbergen, speisen und hätscheln". (GW XIII, 470)

Stets wird so das Persönliche für repräsentativ erklärt. Nicht geleugnet werden könne, daß, was in Deutschland nur den Echt- und Urdeutschen behage, von den Juden aber verschmäht werde, „kulturell nicht recht in Betracht kommen will". (GW XIII, 470f.) Das heißt, „daß nur das Deutsche, das auch den Juden gefällt, als höheres Deutschtum in Betracht kommt, während umgekehrt die echtstämmigen Bourgeoisien Europas schlechtes jüdisches Wesen [...] sich öfters nur zu gut haben gefallen lassen". (GW XIII, 471)

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Schon bald wird Thomas Mann aus der großen Konfusion von Antithesen die ingeniöse, quasi-musikalische Komposition der Streitgespräche Settembrini-Naphta machen. Im Juden-Aufsatz fehlt trotz der forcierten Leichthändigkeit des Tones die Souveränität, kraft derer die *Zauberberg*-Dialoge die Zeitbedingtheit der in ihnen verarbeiteten Themen überdauert haben. So gerät der Schreiber des Juden-Aufsatzes, der sich den Assoziationen überläßt, in eine Konfusion, die man nicht wie jene im *Zauberberg* genießen kann. Daß er dabei immerzu von sich selber redet, fördert die Verwirrung noch, die im übrigen ein getreues Spiegelbild seiner in den Tagebuchnotizen dieser Monate zu beobachtenden politischen Ratlosigkeit ist. So recht glaubt er doch wohl nicht mehr an die schlichte Teilung zwischen einem höheren, durch Sympathie der Juden legitimierten Deutschtum und der vom schlechten jüdischen Wesen akklamierten echtstämmigen Bourgeoisie Europas. Drei Seiten lang geht es noch hin und her, bis schließlich der plötzlich konstatierte Hakenkreuz-Unfug der Gegenwart mit dem noch immer nicht aufgegebenen Popanz der Zivilisationsliteratur verknüpft wird. Die krause Argumentation läuft auf folgendes hinaus: Der moralische Anspruch der Kriegsgegner Deutschlands, zu denen ja auch die Zivilisationsliteraten à la Heinrich Mann gezählt werden, habe unter anderm auf der unbewiesenen Behauptung beruht, ein Sieg der Deutschen käme einem Rückfall in die Barbarei und folglich auch einem vor- oder antizivilisatorischen Antisemitismus gleich. Dieser pseudomoralische Hochmut der Zivilisationsliteraten werde nun aufs Gründlichste bloßgestellt, weil gerade der Sieg der Entente die schlimmste Reaktion zur Folge und somit letztlich auf dem Gewissen habe. Natürlich hat Thomas Mann längst die haarsträubende Naivität verloren, die ihn sieben Jahre zuvor vom geistigen Militarismus faseln ließ. Dennoch zählt er sich jetzt eher zu den Opfern als zu den Schuldigen:

> Niemand hat unter dem moralischen Zusammenbruch von 1918, dem schaurig-radikalen Irrewerden des Deutschtums an sich selbst, der allgemeinen Waffenstreckung vor der Lügenideologie des westlichen Rhetor-Bourgeois qualvoller gelitten als ich. (GW XIII, 474)

Die Folgerung, im Hinblick auf den jetzt ausbrechenden, durch die Niederlage mitverursachten Antisemitismus: „und ich begehre, wie es beim alten Claudius heißt, ‚nicht schuld daran zu sein'."

Was hier anhebt, wird, nach unzähligen Abwandlungen, Brechungen und Vorhalten, als „Doktor Fausti Weheklag" enden. Und es wird, offen oder verdeckt, auch immer mit der Verschränkung des deutschen mit dem jüdischen Schicksal verbunden sein. Ehe Fausti Klage ertönt, wird Zeitblom die verspielte Hoffnung der Weimarer Republik beklagen, diese Chance eines besseren, sich selber treuen Deutschtums, das, im fiktiven Februar 1926 der imaginären

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Frankfurter Erstaufführung (GW VI, 601), schon Ohren hat zu vernehmen, was in Leverkühns erstem Hauptwerk, der „Apocalipsis cum figuris", als Prophezeiung zukünftigen Untergangs ertönt. Jetzt, im realen Jahr 1921, gerät Thomas Mann diese Hoffnung zum moralisch-politischen Appell, den freilich das ins Nationale hochgerechnete Selbstmitleid etwas trübt:

> Ein Volk, das Unrecht leidet, sollte in seinem Innern mit der Gerechtigkeit auf besonders guten Fuß zu kommen suchen. Aber in dem antisemitischen Treiben und Beschuldigen ist keine Spur von Gerechtigkeit. (GW XIII, 474)

Man solle sich schämen, die Kriegs- und Nachkriegsgewinnler, die Konjunkturausbeuter und volksverräterischen Schieber nur bei den Artfremden suchen zu wollen:

> [...] – die Juden waren nur Weggenossen, Mitschuldige, Mitopfer ... Nein, sie waren des öfteren Führer, dank ihren Geistesgaben, dank aber namentlich dem Umstande, daß sie das Neue immer und unbedingt für gut halten mußten, da ein Neues, die Revolution, ihnen Freiheit gebracht hatte. (GW XIII, 474f.)

„Abenteurerhaft-weltkindlich" sei sein Verhältnis zum Judentum von jeher gewesen: „ich sah darin eine pittoreske Tatsache, geeignet, die Farbigkeit der Welt zu erhöhen". (GW XIII, 471 f.) Zum Abenteurertum zählt er hier für sich wie für die Juden noch die Ausnahmestellung und hohe Erschwerung, woraus sich wiederum der besondere Leistungswille und so der Vorteil aus dem Nachteil ergibt. Leichthin wird zugestanden, das sei Romantik: „Aber die Auffassung des Judentums als einer aristokratisch-romantischen Tatsache, ähnlich dem Deutschtum, war nun einmal früh schon nach meinem Sinn". (GW XIII, 472) So einfach scheint sich's im Persönlichen, das ja repräsentativ ist, zu lösen:

> In mir ist vieles, was mich zum erhaltenden Deutschtum zieht ... Ihre Liebe zum Geist, ihre habituelle Freundwilligkeit für alles Zarte, Kühne, Feine und Freie wird mich den Juden immer verbinden. (GW XIII, 475)

Ob er nicht jetzt schon zu ahnen beginnt, daß solcherlei Auskunft nicht hinreicht, die jüdische Frage zu beantworten? Für solche Ahnung spricht zumindest, daß der Artikel mit dem Scherzversuch einer künstlichen Infantilisierung endet: „Da habe ich wieder einmal ‚Rede und Antwort' gestanden. Darf ich mich setzen?" (GW XIII, 475)

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

6.

Nein, er durfte sich nicht setzen, und es ehrt ihn fürwahr, daß er freiwillig weiter ging und nicht nur im Kreis herum oder sogar zurück. Allein schon die politische Entwicklung der zwanziger und frühen dreißiger Jahre brachte es mit sich, daß Thomas Manns Verhältnis zum Deutschtum noch enger mit seinem Verhältnis zum Judentum sich verband. Aus dem bloßen Arrangement mit der Weimarer Republik wurde, je mehr diese Republik in Gefahr geriet, eine überzeugte Verteidigung. Und da die lautstärksten Gegner der Republik von rechts einem primitiven antisemitischen Rassismus frönten, mußte der Kampf für das bessere Deutschtum auch zur Verteidigung der Juden werden.

Schon sein neues Hauptgeschäft, der Josephsroman, zwang Thomas Mann bereits in den zwanziger Jahren, sich mit den Grundlagen wie mit der Geschichte des menschlichen Geistes in fundamentalerer Weise auseinanderzusetzen als bisher. Die Wendung zum Religiösen, das für ihn nun in eins ging mit dem Mythischen, hätte ihn selbst dann zu einer neuen Auseinandersetzung mit dem Judentum gezwungen, wenn er nicht einen biblischen Stoff als Thema für eine Geschichte gewählt hätte, die, mit Wagners *Ring* konkurrierend, aber im Geist von *Faust II*, eine Menschheitsgeschichte werden sollte. Die im Religiösen sich zeigende „humane Einheit des Geistes" (GW X, 751) ist buchstäblich eine Bildungsgeschichte, an der das Judentum so gut seinen Anteil hat wie das Griechentum und das Christentum. Daß *Joseph und seine Brüder* zur Zeit von Hitlers Drittem Reich vielen jüdischen Flüchtlingen und Emigranten zu einem Trostbuch wurde, hat Thomas Mann dankbar erfahren. Dennoch hat er auch in den Zeiten der Verfolgung immer wieder betont, dieser Roman sei kein Judenroman, sondern ein Menschheitsbuch. Und in der Tat dient ja der gigantische mythologische und psychologische Aufwand weniger der Verlebendigung Judas, des Trägers des geistlichen Erbsegens, als vielmehr derjenigen von Joseph, dem Träger des für alle Art von Orthodoxie recht zweifelhaften geistig-weltlichen Doppelsegens.

Mit Hitler kam der verhunzte Mythos ganz obenauf. Das gab zwar dem Josephsroman eine besondere Gegen-Aktualität, ließ ihn dabei aber auch gleichsam automatisch immer stärker zur schönen Utopie werden. Einst hatte Thomas Mann sich die Lösung der Judenfrage von ihrer Europäisierung erwartet. Ihre Humanisierung, utopisch symbolisiert in der Gestalt Josephs, war zwar durch Hitlers Judenpolitik nicht als schöner Wahn enthüllt. Aber was im ästhetischen Schein der geglückten mythischen Existenz seine Dauer haben durfte, kam allein nicht an gegen das Leiden, das nun nicht mehr nur, wie einst, ein Leiden um Deutschland war, sondern ein Leiden an Deutschland.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Im Licht der neueren Erfahrungen veränderte sich Thomas Manns Verhältnis zum Deutschtum und Judentum. Auf die gerade durch die Judenverfolgungen so quälende Deutschen-Frage findet er eher eine mythisierende als eine historische oder analytische Antwort. Darum kann er sich für diese Mythisierung auch so gut der Maske wie der Zitate Goethes bedienen, denn Goethe ist ihm längst zum Privatmythos mit repräsentativer Funktion geworden. Nicht erst in *Lotte in Weimar* oder im *Doktor Faustus*, sondern schon im Tagebuch von 1934 stellt er Erwägungen an über „ein finis Germaniae", hält das „Ausgehen des Geschichtsrausches von 1933 in einem schlimmeren Katzenjammer, als der war, in den der von 1914 ausging", für gewiß und resümiert:

Welch ein Bankerott! Wie sollen die Deutschen leben, wenn sie wirklich nur noch werden als das Volk zweiten Ranges leben können, für das sie sich nach dem Kriege ganz zu Unrecht hielten und das sie bei glücklicheren Anlagen keineswegs hätten zu sein brauchen!

Wohlgemerkt: nicht bei anderen, glücklicheren historischen Bedingungen, sondern eben bei glücklicheren Anlagen!

Tatsächlich hat vielleicht die Geschichte ihnen die Rolle der Juden zugedacht, die übrigens auch Goethe ihnen für angemessen hielt: zerstreut zu werden in einer zukünftigen Welt und eine geistesstolze Selbstironie zu ihrem Lebensgefühl zu machen...[10]

7.

Wie Thomas Mann sich Goethes Aussprüche über Wesen und Schicksal der Juden zu eigen macht, und das heißt auch, wie er diese Aussagen aus dem Kontext löst und sie gelegentlich nicht nur um Nuancen verändert oder ergänzt, kann hier nicht gezeigt werden[11]. Alles in allem laufen die Änderungen gerade in der Aktualisierung auf eine Enthistorisierung und damit eine Mythisierung hinaus.

Eben diesem Mythos von der Ähnlichkeit des Charakters und dem daraus resultierenden Schicksal von Deutschen und Juden gelte noch für einen Augenblick die Aufmerksamkeit. Im siebenten Kapitel des Goethe-Romans monologisiert der Alte, den die Deutschen nicht mögen, und der sie auch nicht mag, er habe sein Deutschtum für sich. Als Variation des *Meistersinger*-Schlusses heißt es da durch Goethes Mund: „Sie meinen, sie sind Deutschland, aber ich bins, und gings zugrunde mit Stumpf und Stiel, es dauerte in mir. Gebärdet euch, wie

[10] Thomas Mann, *Tagebücher 1933–1934*, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main: S. Fischer 1977, S. 486.

[11] Vgl. Hinrich Siefken, *Thomas Mann: Goethe – „Ideal der Deutschheit". Wiederholte Spiegelungen 1893–1949*. München: Wilhelm Fink 1981.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

ihr wollt, das Meine abzuwehren, – ich stehe doch für euch"[12]. (GW II, 658) Dieses Deutschtum nennt Thomas Manns Goethe das repräsentative Deutschtum und gibt ihm den Namen „Humanität als universelle Ubiquität". Eine andere Formel dafür lautet: empfangendes Zeugen, persönliche Hochbestimmbarkeit, „androgyne Kunst, bestimmbar durch alles, aber, bestimmt durch mich, bereichert das Empfangene die Welt". (GW II, 664) An eben dieses Vorbild sollten die Deutschen sich halten, weltempfangend und weltbeschenkend sein, Mittler also durch Geist, anstatt als „Originalnation sich zu verstokken". Dann folgt jene berühmteste Stelle, die den Lesern zur Zeit von Hitlers Herrschaft wie auch jenen, denen der Text unmittelbar nach dem Untergang des Führer-Reiches vor Augen kam, eher Wirklichkeit als Mythos zu sein schien:

Unseliges Volk, es wird nicht gut ausgehen mit ihm, denn es will sich selber nicht verstehen, und jedes Mißverstehen seiner selbst erregt nicht das Gelächter allein, erregt den Haß der Welt und bringt es in äußerste Gefahr. Was gilts, das Schicksal wird sie schlagen, weil sie sich selbst verrieten und nicht sein wollten, was sie sind; es wird sie über die Erde zerstreuen wie die Juden, – zu Recht, denn ihre Besten lebten immer bei ihnen im Exil, und im Exil erst, in der Zerstreuung werden sie die Masse des Guten, die in ihnen liegt, zum Heile der Nationen entwickeln und das Salz der Erde sein... (GW II, 664f.)

Das Salz der Erde sollen sie denn immer noch sein, auch wenn sie nicht mehr das tapferste Volk sind, als das sie einst gefeiert wurden...

Die Fitelberg-Modifikation des Mythos von der deutsch-jüdischen Verwandtschaft, vom Mittlertum als nicht angenommener Aufgabe und der daraus resultierenden Schicksalsähnlichkeit lautet dann so, daß der Impresario von „uns Juden" spricht, die wir „ein priesterliches Volk" seien, das sich zum Deutschtum hingezogen fühle:

Wir sind international, – aber wir sind pro-deutsch, sind es wie niemand sonst in der Welt, schon weil wir gar nicht umhinkönnen, die Verwandtschaft der Rolle von Deutschtum und Judentum auf Erden wahrzunehmen. Une analogie frappante! Gleicherweise sind sie verhaßt, verachtet, gefürchtet, beneidet, gleichermaßen befremden sie und sind befremdet. Man spricht vom Zeitalter des Nationalismus. Aber in Wirklichkeit gibt es nur zwei Nationalismen, den deutschen und den jüdischen, und der aller anderen ist Kinderspiel dagegen [...]. (GW VI, 541)

Noch das Stockfranzosentum eines Anatole France sei die reine Mondänität im Vergleich zur deutschen Einsamkeit und zum jüdischen Erwähltheitsdünkel. Mit ihrem Hochmut, ihrem Haß auf Einreihung und Gleichstellung, ihrer Weigerung, sich bei der Welt einführen zu lassen, werden die Deutschen sich

[12] Die Anspielung auf den Schlußchor der *Meistersinger von Nürnberg* ist deutlich: „Ehrt eure deutschen Meister!/ Dann bannt ihr gute Geister;/ und gebt Ihr ihrem Wirken Gunst,/ zerging in Dunst/ das heil'ge röm'sche Reich,/ uns bliebe gleich/ die heil'ge deutsche Kunst!"

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

„ins Unglück bringen, in ein wahrhaft jüdisches Unglück, je vous le jure. Die Deutschen sollten dem Juden erlauben, den médiateur zu machen zwischen ihnen und der Gesellschaft, den Manager, den Impresario, den Unternehmer des Deutschtums". (GW VI, 542) Ironischerweise könnte man hier noch einmal aus dem Briefartikel von 1921 zitieren: „Und wenn ich in die Welt gehe, [...] sind es [...] Juden, die mich empfangen, beherbergen, speisen und hätscheln". (GW XIII, 470) Aber wir wollen das Befremden, daß der deutsch-jüdische Mythos von Thomas Mann uns heute denn doch erregt, nicht mit Ironie über des Dichters Narzißmus verwischen. Statt dessen sei in Erinnerung gerufen, daß es sich bei diesem Mythos nicht um eine Erfindung Thomas Manns handelt, sondern um einen Topos, der überdies sehr alt ist und bis lange vor die Goethezeit zurückreicht. Und noch vor Thomas Mann hat in unserem Jahrhundert Stefan George diesen Topos in das Erz seiner Spruchdichtung gegossen. So heißt es im *Stern des Bundes,* wohl auch in Anspielung auf eine häufig behauptete Nähe von Ahasver und Faust:

> Ihr Äusserste von windumsauster klippe
> und schneeiger brache! Ihr von glühender wüste!
> Stammort des gott-gespenstes .. gleich entfernte
> Von heitrem meer und Binnen wo sich leben
> Zu ende lebt in welt von gott und bild! ..
> Blond oder schwarz demselben schooss entsprungne
> Verkannte brüder suchend euch und hassend
> Ihr immer schweifend und drum nie erfüllt!

Das klingt uns heute noch ferner und fremder, ja befremdlicher, als alles, was wir aus dem Munde von Thomas Manns Goethe oder durch Fitelberg zu hören bekamen. Aber auch wenn uns die mythopoetische Auslegung des deutsch-jüdischen Verhältnisses und Verhängnisses nicht mehr zu genügen scheint, so haben die Dichter zumindest Anspruch auf historische Gerechtigkeit. Das *heißt, daß wir, auch wenn wir die Zeitgebundenheit ihrer Mythen erkennen, sie* nicht schon deshalb verwerfen, weil sie uns fragwürdig geworden sind. Im Sinne solcher Bemühung um historische Gerechtigkeit sei an zwei jüngere Zeitgenossen von Thomas Mann und Stefan George erinnert, die aus anderer Perspektive, aber auch mit anderem Recht als wir Spätgeborenen über die Deutschen und die Juden sprechen durften. Noch 1961 zitierte Carlo Schmid in einem Aufsatz ‚Wir Deutschen und die Juden' ohne Scheu, Befremden oder Bezweifelung Georges Verse[13]. Und Georges Gedicht diente auch Erich von Kahler zur Stütze

[13] Carlo Schmid, Wir Deutschen und die Juden, *Juden, Christen, Deutsche,* hrsg. von Hans Jürgen Schulz. Olten-Freiburg i. Brsg.: Walter 1961, S. 13–29.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

eines 1963 im Leo Baeck-Institut in New York gehaltenen Vortrags ‚The Jews and the Germans'[14]. Carlo Schmid und Erich von Kahler waren so wenig wie Thomas Mann selbst zeitfremde Träumer. Daß sie ihr Leiden an und um Deutschland und ihr Leiden mit den verfolgten Juden unter dem heute verblaßten Denkbild der verkannten Brüder sahen, mindert weder den Ernst noch die Echtheit ihres Erlebens und Erleidens.

[14] Abgedruckt in: Erich Kahler, *The Jews among the Nations*, New York: Frederick Ungar Publishing Co. 1967, S. 95–119. Erich von Kahler, von früh an mit der Welt Georges vertraut, stand mit Thomas Mann während dessen amerikanischen Jahren, vor allem während der Princetoner Zeit, in enger Verbindung. Sein 1937 bei Oprecht in Zürich erschienenes Buch *Der deutsche Charakter in der Geschichte Europas* hat Thomas Mann noch 1945 als „die Standardpsychologie des Deutschtums" gefeiert. (GW X, 504) Auch Kahlers Schrift *Israel unter den Völkern* ist ein nicht nur für Thomas Mann-Philologen einschlägiger Titel.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Thomas Mann – Heinrich Mann

Briefwechsel

Neu aufgefundene Briefe 1933–1949

Herausgegeben von Hans Wysling
unter Mitwirkung von Thomas Sprecher

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Die Herkunft der Briefe

Was man gehofft, aber vielleicht nicht mehr erwartet hat, ist eingetroffen: Thomas Manns späte Briefe an seinen Bruder Heinrich sind aufgefunden worden. Woher kommen sie? Aus Lion Feuchtwangers Nachlaß. Er ist von Frau Marta Feuchtwanger dem „Feuchtwanger Institute for Exile Studies", Los Angeles, zur Verfügung gestellt worden und wird dort von Professor Harold von Hofe verwaltet und erschlossen.

Wie kamen die Briefe in Feuchtwangers Hand? Darüber gibt sein Brief vom 7. August 1950 an Alfred Kantorowicz Auskunft: „Eines noch, das Sie interessieren wird. Ich habe von Heinrich Mann kurz vor seinem Tode seine Manuskripte zur Durchsicht erhalten, es sind vier große Kisten." Kantorowicz war damals Verwalter des Heinrich-Mann-Archivs in Berlin/Ost. Er hat von Feuchtwanger den größten Teil des Heinrich-Mann-Nachlasses erhalten, aber offenbar nicht alles. Eine kleinere Kiste, die Heinrich Mann Frau Feuchtwanger geschenkt hat, steht noch heute in deren Haus; dazu kommt ein Koffer mit Hunderten von Briefen an Heinrich Mann. Im „Feuchtwanger Institute for Exile Studies" bemüht man sich jetzt, die Dokumente zu verarbeiten.

Zum Vorschein gekommen sind 37 Briefe Thomas Manns aus den dreißiger und vierziger Jahren, dazu drei Briefe von Katja Mann und zwei, die Heinrich an Thomas geschickt hat. Im Briefwechsel der Brüder ist damit eine Lücke gestopft worden: aus der Spätzeit waren bisher nur Heinrichs Briefe an Thomas bekannt.

Davon, daß der brüderliche Briefwechsel nun vollständig vorläge, kann allerdings keine Rede sein. Vorhanden sind jene Briefe, die Kantorowicz in den fünfziger Jahren ins Heinrich-Mann-Archiv übernommen hat, sei es aus dem Besitz von Heinrich Manns Tochter Leonie Aškenazi-Mann, sei es von Lion Feuchtwanger. Ein anderer Teil des Prager Nachlasses – 50 Briefe und Karten – gelangte 1957 auf unbekanntem Wege an eine Hauswedell-Auktion; das Konvolut wurde von dem Genfer Sammler Louis Glatt erworben und 1967 an das Marbacher Literaturarchiv verkauft. Die Akademie der Künste erwarb im selben Jahr zehn weitere Thomas-Mann-Briefe aus dem Besitz von Maria Melichar, Wien und München. Zwei Briefe von 1900 stammen aus einer Privatsammlung und wurden 1968 erstmals herausgegeben. Die Briefe vom 5. 12. 1903 und vom 8. 1. 1904 tauchten 1981 in einem Berliner Antiquariat auf; sie wurden vom Thomas-Mann-Archiv der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich erworben und sind in der Briefwechsel-Ausgabe des S. Fischer Verlags von 1984 zugänglich geworden. Es ist durchaus möglich oder sogar wahrscheinlich, daß gelegentlich weitere frühe Briefe Thomas Manns auf den Markt kommen.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Weniger kompliziert liegen die Verhältnisse bei den Briefen Heinrich Manns. Im Kilchberger Nachlaß befanden sich 30 Briefe (1933–1945). 1973 wurden im Zürcher Verlagshaus Oprecht 45 weitere aufgefunden (1922–1937). Sie sind 1974 im III. Band der *Thomas-Mann-Studien* des Zürcher Thomas-Mann-Archivs erstmals publiziert worden. Der große Teil von Heinrich Manns frühen Briefen (vor 1933) ist verschollen. Erhalten geblieben sind nur ein Briefentwurf von Ende 1903 und drei von 1914–1918.

Im „Feuchtwanger Institute" sind 1985 nun zusätzlich zwei Briefe Heinrich Manns zum Vorschein gekommen (9. 12. 1939, 5. 5. 1940). Heinrichs Brief vom 23. 10. 1936 wurde zusammen mit andern an Thomas Mann gerichteten Briefschaften 1985 im Verlag Oprecht, Zürich, gefunden und dem Thomas-Mann-Archiv übergeben.

Das Hauptthema der Exil-Briefe: „Der quasselnd in Jahrtausenden lebende Hanswurst"

Außer schneidenden Formulierungen hatten die Brüder Mann dem Diktator nichts entgegenzuhalten, sie nicht und andere Emigranten nicht. Die in Deutschland Zurückgebliebenen konnten nicht einmal schimpfen. Sie mußten schweigen, oder sie liefen mit. Die hier abgedruckten Briefe zeigen die Wut und die Ohnmacht der Exilierten. Sie erleben den Aufstieg Hitlers, sie erleben auch dessen Untergang. Sie erleben aber auch die Niederlage und die Schmach des deutschen Volkes, ihres Volkes.

Die Brüder schreiben, Heinrich vor allem, ungezählte Artikel zum Tage. Es sind zu viele, und er schreibt sie so rasch, daß sie nicht immer gut sein können. Zudem erreichen sie den Gegner kaum, denn sie erscheinen meist in der abgelegenen *Dépêche de Toulouse*, auf französisch, oder in der *Neuen Weltbühne* (Prag-Zürich-Paris), im *Neuen Tage-Buch* (Paris-Amsterdam), im *Pariser Tageblatt*. Ein Sammelband, 1935 im Amsterdamer Emigranten-Verlag Querido erschienen, trägt den Titel *Der Haß*. Der Haß prägt schon die Titel: „Goering zittert und schwitzt", „Triumph des Spießers", „Das Trampeltier", „Die Schmiere", „Der Pimpf". Daneben gibt es freilich viel Besonnenes und Grundsätzliches, wie „Die Deutschen und ihr Reich", „Die Deutschen und ihre Juden", „Rede vor dem Völkerbund". Aber auch diese Schriften können nur von denen gelesen werden, die es ohnehin wissen: von denen, die draußen sind.

Thomas Mann hält mit Artikeln zurück, auch nach der Ausbürgerung (Ende 1936) noch. Aber in den Briefen schimpft er über die „gottgeschlagene deutsche Kollegenschaft" (11. 9. 1934), über die „rauschsüchtigen Dummköpfe" (13. 12.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

1934), über die „Grube von Miserabilität", in der der „elende Bursche" Hitler lebe (10. 3. 1935). „Und unsere Rückkehr nach Deutschland?" fragt er am 13. 12. 1934. „Wie beurteilst Du die Aussichten?" Die Antwort gibt er im Brief vom 5. 7. 1934 selbst: „Diese ungeheuere Schweinerei nimmt ihren Lauf nach dem Gesetz, wonach sie angetreten, und man darf überzeugt sein, daß sie nach diesem Gesetz auch enden wird. –"

Im Frühjahr 1934 beschäftigt ihn der Plan, ein „Buch über Deutschland" zu schreiben, „eine buchförmige Auseinandersetzung höchst persönlicher und rücksichtsloser Art" (2. 4. 1934 an René Schickele). „Die Tagesereignisse, die Vorgänge in Deutschland üben beständig einen so scharfen Reiz auf mein moralisches, kritisches Gewissen aus, daß die Arbeit an meinem 3. Bande völlig stockt und ich im Begriffe bin, sie hinzuwerfen, um mich einer politischen Bekenntnis- und Kampfschrift hinzugeben, durch die ich mir rücksichtslos das Herz erleichtern, Revanche für alle in diesen 1½ Jahren erlittene geistige Unbill nehmen und gegen das Regime vielleicht einen Schlag führen könnte, den es spüren würde." So am 10. 8. 1934 an den gleichen Freund. Das Buch ist nicht geschrieben worden. Die Hoffnung aber, das nationalsozialistische Gespenst verschwinde, wie es gekommen sei, dauerte lange an. Noch am 25. 5. 1939 konnte Heinrich seinem Bruder schreiben: „Zum Jahreswechsel muss Hitler am Boden liegen." Heute weiß man das besser, aber es wäre einem lieber, es gäbe nichts zu wissen.

Der gemeinsame äußere Feind läßt das persönliche Verhältnis der Brüder zurücktreten. Aber die Bruderfehde zittert da und dort nach. Es gibt auch jetzt, wo Rivalität durch Solidarität weitgehend zugedeckt wird, latente Spannungen. Dem Konflikt zwischen den Brüdern war zwar mit Thomas Manns Ausfall vom 3. 1. 1918 – „Laß die Tragödie unserer Brüderlichkeit sich vollenden" – und dem Erscheinen der *Betrachtungen* die Spitze gebrochen. Aber er war nicht an der Wurzel ausgerottet. Was Freud analysiert hat: die Übertragung der ödipalen Besetzung vom Vater auf den Bruder, blieb. Am 27. 10. 1936 schreibt Thomas Mann ins Tagebuch: „Geschlafen und schwer geträumt, zornig, von Heinrich, der eine bleiche Mischung mit Papa einging." Da taucht noch im über 60jährigen das Gespenst ödipaler Angst und Schuld auf. Und immer noch zuckt die Rachsucht. Oder wie hätte er es sonst nötig gehabt, den Erfolg seiner Amerika-Reise dem Bruder in buntesten Farben auszumalen, ihm von seinen Buch-Erfolgen zu berichten usw.? Solches Vorzeigen wirkt vor dem Hintergrund politischer Ohnmacht und Bedrängnis sonderbar. Zwar lobt er Heinrichs Artikel, aber dieses Lob nimmt sich etwas schmächtig aus. Auch beim Lob des *Henri Quatre* gehen ihm die Worte bald aus. Ein ruhiges Geltenlassen fiel ihm schwer, der „modus vivendi" war nach so vielen gegenseitigen Stichen und Schlägen eine *Aufgabe*, kein Geschenk des Alters.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht/Zürich den 18. XI. 33

Lieber Heinrich,

für Dein Buch, in beiderlei Gestalt, kann ich Dir heute nur in kurzen und unzulänglichen Worten danken. Katja ist krank (eine Frauensache, unbedenklich, aber wohl das Signal für eine zukünftig eingeschränktere Aktivität), und so fällt auf mich einiges mehr.

Ich hatte in der französischen Ausgabe vieles mir noch Neue und schon Bekannte gelesen und nachgelesen; aber als nun die deutsche kam, hat sie mich doch wieder einen ganzen Nachmittag und Abend nicht mehr losgelassen, bis ich sie von A bis Z, den großen Einleitungsaufsatz eingeschlossen, durchjagd [sic] hatte, atemlos, sozusagen, und so und nicht anders wird sie überhaupt gelesen werden. Sie ist doch in diesem Falle nicht einmal die Originalfassung, und doch wird man erst bei ihr – wenigstens ich – der ganzen Hochspannung und Leidenschaftsgeladenheit inne, die das Buch erfüllt: Die „Berührung" damit gleicht wirklich der mit einem hochelektrischen Körper, sie geht in Nerven, Blut und Muskeln, und seine Art, einen zu „fesseln" ist die einer heftigen Kontraktion, die sich nicht lockert, bevor man zu Ende ist. Dies meine Erfahrung, und ich bin überzeugt, daß sie sich, in Wut und in Begeisterung, tausendfach bewähren wird. Die Wut wird es sich wohl zunutze zu machen versuchen, daß das Analytische manchmal zu Schein und Form wird und das hochmoralische Pamphlet ins Irreale steigt. Die Begeisterung wird das nur erhöhen – und was heißt denn auch irreal. *Wenn* das Dokument des Petit Parisien gefälscht ist, so ist es doch echt. Aehnlich hier. Und ein Dokument der ungeheuersten Art werden diese richtenden und zermalmenden Aufsätze immer bleiben, ein Dokument der deutschen Schande und der deutschen Ehre.

Auf Deine Fragen von neulich kann ich noch garnichts antworten, besonders nichts wegen des internationalen Gerichtshofs. Ich habe niemanden gesprochen bisjetzt, der mir Auskunft hätte geben können. Herzog interpellierte ich. Er zeigte sich betrübt über die Wahrscheinlichkeit, daß Du von einem Lizenzdruck bei der Büchergilde wohl nichts haben würdest, weil Zsolnay rechtlich zu keiner Zahlung angehalten werden könne. Ich habe dann nichts weiter gesagt. Vielleicht ziehe ich Rascher, mit dem ich wegen eines Essaybandes verhandle, ins Vertrauen.

Herzliche Wünsche! Auch Katja läßt vielmals für die Zueignung danken. Sie spricht seit Sanary oft mit großer Zuneigung und Anhänglichkeit von Dir.

T.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

1) *in beiderlei Gestalt:* Heinrich Mann, *Der Haß. Deutsche Zeitgeschichte. Essays,* Amsterdam: Querido 1933. (Die französische Ausgabe unter dem Titel *La Haine.*) – Vgl. dazu Thomas Mann im Tagebuch am 15. 11. 1933: „Las abends in der französischen Ausgabe von Heinrichs Buch über die Deutsche Revolution." – Am 17. 11. 1933 schreibt er: „Es kam ferner die deutsche Ausgabe von Heinrichs ‚Der Haß'. Ich las nach Tische darin, erschüttert von seinem Pathos trotz seinen Schwächen, Fehlern, realen Irrtümern. Dennoch bleibt das Beste darin der große Einleitungsaufsatz, dessen Aufnahme mein Verdienst ist. […] Las auch abends noch lange in Heinrichs Buch, das einem oft heftig Genüge tut, oft mehr als freie Phantasie wirkt, denn als Analyse des Wirklichen, ab- oder weggleitend ins Irreale."
2) *Dokumente des Petit Parisien: Le Petit Parisien* war die größte Tageszeitung der Dritten Republik. Sie erschien vom 15. Oktober 1876 bis zum 24. August 1944 hauptsächlich in Paris und war damit eine der wenigen Zeitungen, die im Zweiten Weltkrieg erscheinen konnten. Am 16. und 17. 11. 1933 publizierte sie zwei Artikel unter dem Titel ‚Le vrai visage des maîtres du IIIe Reich'. Es ging um Weisungen des Berliner Propagandaministeriums an die auswärtigen Diplomaten, vor allem an jene in Nord- und Südamerika. Das als vertraulich klassifizierte Dokument, das die außenpolitischen Ziele des Nationalsozialismus vorgab sowie die aufzubauende Organisation der Propaganda in jenen Ländern betraf, wurde in französischer Sprache veröffentlicht und von Albert Jullien mit aller Schärfe kommentiert. Es löste das erwartete und von vornherein als lügenhaft eingeschätzte Dementi Deutschlands aus, das nur die Bestätigung von Authentizität bewirkte. Am 18. 11. 1933 folgte der Abdruck eines neuen Dementis, außerdem gab die Zeitung zustimmende Meinungen aus der in- und ausländischen Presse zur Affäre wieder. Nun schaltete sich Goebbels selbst ein, und es kam zu einem Protest des deutschen Botschafters bei der französischen Regierung. *Le Petit Parisien* veröffentlichte darauf am 22. 11. 1933, nicht ohne Rekurs auf die in Frankreich geltende Pressefreiheit, den dritten Teil des Dokuments. Weitere Äußerungen aus aller Welt gingen mit der Empörung von *Le Petit Parisien* einig; das notwendige Gehör fand die Veröffentlichung, wie die Geschichte zeigt, aber nicht.
   Am 18. 11. 1933 notierte Thomas Mann im Tagebuch: „Die Dokumenten-Veröffentlichung des Petit Parisien verdirbt ein wenig, wenn auch nicht hinreichend, Hitlers Friedens-Concept, das mindestens so gefälscht ist wie das Dokument." – Am 25. 11. 1933: „Die intellektuelle Schamlosigkeit der deutschen Machthaber ist immer wieder erregend. Dem ‚Temps' entnimmt man, daß der ‚Völkische Beobachter' die Publikationen des ‚Petit Parisien' mit der Erklärung pariert, es handle sich um Kriegstreibereien im Dienste ‚der Rüstungsindustrie'. Sie sei es, die um ihrer Geschäfte willen abscheulicher Weise die Erde Europas mit dem Blute seiner Jugend zu düngen wünsche. Wer das bisher sagte war antideutsch, war eine Friedenshyäne, ein Pazifist und Verräter, geradezu ein Republikaner und muß heute im Concentr. Lager schreien: ‚Ich war ein Kommunistenschwein.' Die freche Aneigung der niedergestampften Gesinnung ist nicht mehr neu, hört aber nicht auf, erstaunlich zu sein. Offenbar wird sie mit Genuß geübt. Auf den idiotischen Cynismus aufmerksam machen, darf niemand."
3) *Deine Fragen von neulich:* Vgl. den Brief Heinrich Manns vom 3./4. 11. 1933 an Thomas Mann.
4) *Rascher:* Der Zürcher Verlag Rascher & Cie. bemühte sich im Herbst 1933 um einen Essayband von Thomas Mann. Diesem war Raschers Vorhaben willkommen, doch Gottfried Bermann Fischer war nicht bereit, die Verlagsrechte abzutreten. Vgl. dazu den Brief Thomas Manns vom 19. [= 9.] 7. 1933 an Gottfried Bermann Fischer.
5) *seit Sanary:* Vom 13. 6.–22. 9. 1933 wohnte Thomas Mann mit seiner Familie in Sanary-sur-Mer, einem Treffpunkt der deutschen Emigranten.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht-Zürich 5. VII. 34.
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich,

heute kam Deine Karte, und so kann ich Dir für Deinen Brief vom 27. Juni danken, der uns hier so freundlich wieder begrüßte. Die Idee mit Ossietzky ist vorzüglich; aber der Preis wird in Oslo, nicht in Stockholm vergeben, und ich habe weder ein Vorschlagsrecht noch irgendwelche Beziehungen zu dem Komitee. Daß man an dieses den Gedanken heranträgt, ist sicher richtig; aber wird es ihn aufgreifen? Das Ausland ist im Ganzen wenig geneigt, der deutschen Regierungsbande die moralischen Ohrfeigen zu geben, die am Platze wären. – Etwas anderes ist es mit dem Literaturpreis. Hier kann ich erstaunt und ungläubig an Prof. Böök, den entscheidenden Akademiker schreiben, – aufrichtig ungläubig; denn ich kann mir nicht denken, daß man den international völlig obskuren und totlangweiligen Kolbenheyer der Welt präsentieren will. Meines Wissens hat leider H. Stehr bessere Aussichten – auch das wäre natürlich ein Malheur und Aergernis. Ich weiß nicht recht, was nach dieser Richtung dort oben möglich ist. Es ist nur wahrscheinlich, daß sich unter dem Eindruck der jüngsten Geschehnisse die Neigung, den Preis nach Deutschland zu geben, verringert hat. Da ich leider weiß, was *nicht* möglich ist, habe ich auf Hermann Hesse gewiesen, von dem ich einiges sehr liebe, und der ein sympathisches Stück deutschen Außerdeutschtums darstellt.

Der Tod Pallenbergs hat auch mich entsetzt und mit Trauer erfüllt. Ich nehme an, daß die Massary unterdessen von Wien nach Bissone bei Lugano zurückgekehrt ist. Wir haben unser Mitgefühl an Franks in Sanary telegraphiert. Die Zeitungen jenes unseligen Territoriums schreiben anläßlich des Unglücks von dem „ekelhaften jüdischen Possenreißer, dem nichts heilig war", – damit nur ja kein Punkt sei, in dem das „Deutsche" nicht zur Welt natürlichen Anstandes und der Menschlichkeit in schärfstem Gegensatz stände. Wie soll das werden? Man sieht es ungefähr an den neuesten Blut-Obszönitäten. Diese ungeheuere Schweinerei nimmt ihren Lauf nach dem Gesetz, wonach sie angetreten, und man darf überzeugt sein, daß sie nach diesem Gesetz auch enden wird. –

Amerika war ein großartiger Jux, – womit ich das Eindrucksvolle und das Überflüssige der Sache gekennzeichnet haben möchte. Sie hat mich vier Wochen gekostet, die ich mir eigentlich meines 3. Bandes wegen nicht leisten konnte. Und doch will ich den Ausflug nicht bereuen, denn es hat ja sein Schönes und Gutes, dies Einernten sovieler in Jahren gesäter und herangewachsener Sympathie. Ich habe mehr als einmal von Leuten gehört, jungen und älteren, es sei ihnen wie ein Traum, „like a dream", mich in Wirklichkeit vor sich zu haben;

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

und wie ein Traum war auch mir das Ganze: Als ich bei dem „Testimonial Dinner" am 6. Juni im Plaza-Hotel (300 Personen, das ganze literarische Manhattan mit dem Mayor an der Spitze) zu meiner Dankesrede aufstand, war mir wahrhaftig recht träumerisch zu Mut. Zehn gesellschaftlich über und über beanspruchte Tage in New York genügen natürlich nicht, um irgendwelchen genaueren Einblick zu gewinnen, aber rein atmosphärisch waren meine Eindrücke hoffnungsvoll. Es gilt für die Zukunft zwar alles für möglich, auch ein Sowjet-Amerika, aber seelisch schienen mir die Leute gesünder und heiterer als bei uns, keineswegs so hysterisiert, und Roosevelt ist a good man in der angelsächsischen Bedeutung dieses Wortes, das ist sicher. Er macht zwar auch Diktatur, aber zweifellos aufrichtig im Interesse der Demokratie, und von den Besseren habe ich immer wieder gehört, daß ohne ihn bestimmt die Revolution gekommen wäre. Kennen gelernt habe ich ihn übrigens nicht, sondern nur den Bürgermeister von New York, der uns auch zur Flottenparade einlud, La Guardia, ein italienischer Halbjude aus dem Neger- und Judenviertel East-Harlem, die amüsanteste und humoristisch gerissenste Physiognomie, die mir vorgekommen. Auch noch einen schwedischen Adoptiv-Sohn hat er und repräsentiert ausgezeichnet die Riesenstadt mit ihrem Durcheinander von Rassen, Sprachen und Menschentypen. Es ist die einzige wirkliche Weltstadt, menschliches Freiland, und könnte, glaube ich, selbst uns resorbieren, wie sie z. B. George Groß sichtlich schon resorbiert hat. Amerikaner kann man werden, und vielleicht sollte man es.

Der Klügere warst Du, der unterdessen gearbeitet hat. Dein Aufsatz über die Demokratie, die Du meinst, war wundervoll in der Haltung, und ich kann nicht sagen, wie neugierig ich auf den Königsroman bin. Hat er gute Fortschritte gemacht?

Herzliche Wünsche für Deine Erholung!

T

1) *Ossietzky:* Vgl. den Brief Heinrich Manns vom 27. 6. 1934 an Thomas Mann, Anm. 3.
2) *Prof. Böök:* Der schwedische Germanist Martin Fredrik Böök (1883–1961), Mitglied der schwedischen Akademie, setzte sich 1929 maßgebend für die Verleihung des Nobelpreises an Thomas Mann ein. – Über Thomas Manns persönliche Beziehung zu Böök vgl. Georg C. Schoolfield, Thomas Mann und Fredrik Böök, *Deutsche Weltliteratur – Festgabe für J. Alan Pfeffer,* Tübingen 1972, S. 158–188.
3) *Kolbenheyer:* Vgl. Thomas Manns Brief vom 18. 4. 1931, Anm. 8.
4) *H. Stehr:* Der schlesische Erzähler Hermann Stehr (1864–1940), seit 1926 Mitglied der Preußischen „Dichterakademie". War nach dem Ersten Weltkrieg berühmt geworden durch seinen 1918 erschienenen Roman *Der Heiligenhof,* stand aber, als Autor des S. Fischer Verlags, im Schatten Gerhart Hauptmanns. Unter Stehrs Werken: *Der Schindelmacher,* Novelle (1899); *Leonore Griebel,* Roman (1900); *Der begrabene Gott,* Roman (1905); *Drei Nächte,* Roman (1909); *Peter Brindeisener,* Roman (1924); *Das Geschlecht der Maechler,* Roman-Trilogie (1929, 1933, 1944); *Mein Leben,* Autobiographie (1934).

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

5) *Hermann Hesse:* Vgl. den Brief Thomas Manns vom 4. 2. 1934 an Martin Fredrik Böök, worin er den Wunsch äußert, daß man in diesem Jahr Hermann Hesse den Nobelpreis verleihen möge. „Indem Sie ihn wählten, würden Sie die Schweiz zusammen mit dem älteren, wahren, reinen, heiligen, ewigen Deutschland ehren." Im Brief vom 18. 7. 1934 an Martin Fredrik Böök richtet Thomas Mann noch einmal die Aufmerksamkeit auf Hermann Hesse als möglichen Kandidaten für den Nobelpreis. „Man würde etwas echt und unzweifelhaft Deutsches vor der Welt ehren und krönen, ohne sich dem Mißverständnis auszusetzen, daß man etwas anderes *mit* zu ehren und krönen beabsichtige."
6) *Der Tod Pallenbergs:* Der Schauspieler Max Pallenberg kam bei einem Flugzeugunglück in Karlsbad am 26. 6. 1934 ums Leben.
7) *an Franks in Sanary:* Der Schriftsteller Bruno Frank und seine Gattin Elisabeth (Liesl) lebten, nachdem sie Deutschland am Tag nach dem Reichstagsbrand (27. 2. 1933) verlassen hatten, vorübergehend in Sanary-sur-Mer. Pallenbergs Witwe, die berühmte Operettendiva Fritzi Massary, war die Mutter von Liesl Frank. – Vgl. dazu auch Thomas Mann im Tagebuch am 27. 6. 1934: „Zeitungsmeldung vom Tode Pallenbergs, herbeigeführt durch ein Flugzeug-Unglück. Ein schaurig-kraus-genialisches Virtuosengewächs ist dahin und fehlt dem Weltbild. Telegramm an Franks in Sanary."
8) *jenes unseligen Territoriums:* Gemeint ist Hitler-Deutschland.
9) *Amerika:* Vom 29. 5.–8. 6. 1934 weilte Thomas Mann zum ersten Mal in den Vereinigten Staaten, und zwar auf Einladung des Verlegers Alfred A. Knopf aus Anlaß der amerikanischen Ausgabe der *Geschichten Jaakobs* in der Übersetzung von Helen T. Lowe-Porter.
10) *Dankesrede:* Thomas Mann, American Address, At the Testimonial Dinner in New York on his 59th Birthday on June 6, 1934. *Saturday Review of Literature,* New York, vol. 10, nr. 48, 16. 6. 1934, pp. 749f., 754.
11) *La Guardia:* Fiorello La Guardia (1882–1947), war von 1933 bis 1945 Oberbürgermeister von New York.
12) *George Groß:* Der Maler und Grafiker George Grosz (eigentl. Georg Ehrenfried, 1893–1959), ging 1932 in die Vereinigten Staaten, lebte in New York, war an der Dada-Bewegung beteiligt und nahm vom Futurismus wesentliche Anregungen auf. Seine ehemals klassenkämpferische Haltung gab er in Amerika zugunsten eines anspruchslosen Realismus auf. Unter seinen Werken: *Ecce homo* (1922); *Das Gesicht der herrschenden Klasse* (1923); *Die Gezeichneten* (1930); daneben Bildnisse von Max Herrmann-Neisse (1925); Max Schmeling (1926).
13) *Aufsatz über die Demokratie:* Heinrich Mann, Revolutionäre Demokratie, *Europäische Hefte,* Jg. 1, H. 8, Prag 1934, S. 208ff.
14) *Königsroman:* Heinrich Mann, *Die Jugend des Königs Henri Quatre,* Roman, Amsterdam: Querido 1935.

Küsnacht-Zürich 11. IX. 34.
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich,

auch ich wollte Dir gerade schreiben, aus Anlaß Deines bewundernswerten Aufsatzes in der „Sammlung" über die gottgeschlagene deutsche Kollegenschaft. Ich habe ihn mit tiefer Zustimmung gelesen, und auch Schweizer Gemüter hat er lebhaft bewegt, wie ich feststellen konnte. Die deutschen Intellektuellen, Professoren und Schriftsteller, werden die letzten sein, die zugeben werden, daß alles ein elender Wahnsinn war; sie müssen am längsten

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

„durchhalten", so jammervoll wie sie sich festgelegt und prostituiert haben. Das Volk ist offenkundig schon viel weiter als sie. Wir haben jetzt viel Besuch aus dem Reich; auch Figuren, die schon ganz versunken waren, tauchen wieder auf, gealtert, leise redend und erschüttert von dem, was sie draußen über die Lage ihres Landes erfahren. Daß das Regime von innen her weitgehend angefault, Aberglaube und Begeisterung in vollem Verfall begriffen sind, darin stimmen alle Nachrichten überein. Namentlich der völlige Stimmungsumschlag in der Studentenschaft wird allgemein bestätigt und ist ja, was wenigstens München betrifft, durch den Brief der Nazi-Studenten an den „Stürmer" bekannt geworden, der deshalb – und nicht wegen Beleidigung Masaryks – verboten wurde. Der quasselnd in Jahrtausenden lebende Hanswurst an der Spitze ist bewacht wie nie ein Romanow es war, – Luftschutz, schwer bewaffnetes Absperrungsspalier, wohin er kommt, und doch sollen im Juli 4 Attentatsversuche vorgekommen sein. Vielleicht wäre es noch zu früh. Aber die Frage „Wie lange noch?" beherrscht nach allem, was ich höre, jedes vertrauliche Gespräch – nur eben auch, leider mit Recht, die andere: „Was dann?" Das längst Verachtete lebt vorläufig noch davon, daß nichts da ist oder nichts sichtbar ist, was an seine Stelle treten könnte – es weiß das selbst. Leider lebt es aber auch von der Misere der Außenwelt und der allgemeinen Ratlosigkeit, die ihm als günstige Folie dient. Da auch Rußland und Italien darben und durchhalten, Frankreich in keiner guten Haut steckt, Amerika vor dem Chaos steht, so ist es am Ende gut, irgend etwas wie eine Ordnung zu haben – das ist das Schlimme und Verzögernde. Die Haltung der deutschen Massen ist, wenn ich recht sehe, ein fatalistisches Zuwarten und Auf die Katastrophe hin leben, die ja auch wirklich jeden Augenblick von irgend einer Seite kommen kann. Ich wollte, dieser Alpdruck von Reich wäre erst aufgelöst, Bayern zu Oesterreich abgewandert und Deutschland von der Politik befreit. Goethe sagte einfach: „Verpflanzt und zerstreut in alle Welt, wie die Juden, müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt." Es ist gut, jetzt Goethes Gespräche zu lesen (die „eine abweisende Gestalt" wirkt sehr schön in Deinem Aufsatz). Aber auch in den alten „Briefen eines Unbekannten" (Alexander Viller) lese ich augenblicklich viel. I. J. 1870 schreibt er: „Ich habe dieses singende, phrasendreschende Volk so satt, daß ich all die tausend Bande, die meine Seele an Deutschland knüpften, unwillig zerrissen habe." Ja, ja. –

Ob ich für Deinen Freund Graetz etwas werde ausrichten können, ist mir zweifelhaft. Alles, was über den geplanten Film bekannt geworden, weiß ich selbst nur aus den Zeitungen; nie habe ich über die Einzelheiten der Regie und Besetzung von der Gesellschaft direkt etwas gehört, und obgleich sie mitteilen läßt, ich würde „die Regie überwachen", habe ich nicht den Eindruck, daß ich

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

irgendwelchen Einfluß haben werde. Ich habe einfach den Optionsvertrag unterschrieben, etwas Hals über Kopf, da Reinhart und Werfel eine große alttestamentliche Schau planen und ich fürchten mußte, die Londoner würden mir daraufhin noch abspringen. Die geschäftlichen Verhandlungen wurden telegraphisch geführt. Ich habe jetzt, es ist schon eine Reihe von Tagen her, brieflich einige Fragen gestellt und muß sehen, ob ich darauf eine Antwort bekomme. Eventuell kann ich dann mit dem Hinweis auf Graetz weiter gehen. –

In meinen 3. Band bin ich leider durchaus nicht vertieft, sondern treibe „Nebendinge". Sei es, daß ich dieser Welt überdrüssig war oder daß das Nicht reagieren auf die Reize, die die politischen Dinge beständig auf das kritische Gewissen üben, einem auf die Dauer doch gegen die schriftstellerische Ehre geht, – kurz, ich habe Wochen lang ausladende Vorbereitungen zu einer Kampf- und Bekenntnisschrift gegen das Dritte Reich getroffen, – um sie dann doch vorläufig wieder liegen zu lassen. Fange ich an damit, so wird es eine weitläufige Sache von Monaten, vielleicht vielen Monaten auf Kosten des ohnedies übertragenen Romans, den Viele selbst als Gegen-Werk und -Leistung empfinden, und um den es mir leid tut. Auch frage ich mich, ob so ein Frontalangriff eigentlich meine Sache ist, da sowieso alles erkannt und ausgesprochen wird, am glänzendsten von Dir, aber auch von den Zeitungen, und nicht zu fürchten ist, daß irgendjemand sich über dies miserable Unwesen täuscht. Auch scheint es fast schon zu spät, sich noch ausdrücklich und ausführlich gegen dies längst über und über widerlegte Unwesen zu bekennen. Kurz, ich schwanke, ein recht enervierender Zustand übrigens; und um Zeit zugewinnen, beschäftige ich mich mit etwas Drittem, Neutralem und schreibe, um den Essayband zu kompletieren, eine Art von großem Feuilleton: „Meerfahrt mit Don Quijote", worin tagebuchförmig die Schilderung einer Ozeanreise mit Notizen über das Buch verwoben wird. Das unterhält mich vorläufig, und bis es fertig ist, werde ich vielleicht besser wissen, was ich will.

Wohl Dir, daß Dein Roman wächst. Ich freue mich auf sein Erscheinen. Jetzt lese ich in den Korrekturbogen den Deines Neffen Klaus „Flucht in den Norden" und finde ihn anmutig.

Sei herzlich gegrüßt!

T.

1) *„Sammlung":* Heinrich Mann, Sammlung der Kräfte, *Die Sammlung,* Amsterdam, Jg. 2, H. 1, Sept. 1934, S. 1–9.

2) *Besuch aus dem Reich:* Thomas Mann wurde in jenen Tagen z. B. von Alfred Neumann, Peter Pringsheim, Prof. Perron (München), Dr. Erich Knoche (Zahnarzt aus München), Emil Preetorius, Annette Kolb, Wilhelm Kiefer, Carl Zuckmayer, Gottfried Bermann Fischer u. a. besucht.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

3) *Studentenschaft:* Vgl. dazu Thomas Mann im Tagebuch am 7. 8. 1934: „Der ‚Stürmer' ist für 14 Tage verboten worden. [...] Der Grund ist angeblich eine Beleidigung Masaryks, in Wirklichkeit ein Studentenbrief, der die oppositionelle Stimmung in der Münchener Universität plump verrät. (Siehe die Forderung nach einem Kolleg über mich.)"
4) *„Stürmer": Der Stürmer, Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit*, herausgegeben vom nationalsozialistischen Gauleiter von Franken, Julius Streicher (1885–1946).
5) *Masaryk:* Der Präsident der Tschechoslowakischen Republik Thomas Garrigue Masaryk (1850–1937), Gründer der ČSR und seit 1917 ununterbrochen ihr Staatspräsident. Aus Altersgründen trat er am 14. 12. 1935 zurück.
6) *Romanow:* Das russische Herrscherhaus, das 1613–1730 und in der Linie Romanow-Holstein-Gottorp bis 1917 regierte.
7) *Goethe sagte einfach:* Vgl. den Brief Wilhelm von Humboldts vom 17./18. 11. 1808 an seine Frau: „Er [= Goethe] versicherte darum, daß er sich nicht mehr um andere bekümmern, sondern nur seinen Gang gehen wolle, und treibt es so weit, daß er versichert, der beste Rat, der zu geben sei, sei, die Deutschen wie die Juden, in alle Welt zu zerstreuen, nur auswärts seien sie noch erträglich." – Vgl. *Lotte in Weimar* (GW II, 665.)
8) *„eine abweisende Gestalt":* „[...] aber fester als alles die eine abweisende Gestalt." Der Satz bezieht sich auf Goethe. In: Heinrich Mann, Sammlung der Kräfte, *Die Sammlung,* Amsterdam, Jg. 2, H. 1, Sept. 1934, S. 8.
9) *Alexander Viller: Briefe eines Unbekannten;* Auswahl aus den Briefen des Alexander Heinrich von Villers (1812–1880). Thomas Mann besaß die zweibändige Ausgabe, aus dem Nachlaß neu herausgegeben von Karl Graf Lanckoronski & Wilhelm Weigand, Leipzig: Insel-Verlag 1910.
10) *Paul Graetz* (1890–1937): Kabarettist und Schauspieler.Vgl. Brief vom 25. 1. 1934, Anm. 1.
11) *große alttestamentliche Schau:* Gemeint ist der Film ‚The Eternal Road' (‚Der Weg der Verheißung'). Max Reinhardt führte Regie, Franz Werfel schrieb den Text (Der Weg der Verheißung, Ein Bibelspiel in vier Teilen, Franz Werfel, *Die Dramen,* Bd. 2, Frankfurt: S. Fischer 1959), und Kurt Weill komponierte die Musik. Uraufführung: 7. 1.–17. 5. 1937 in New York, Manhattan Opera House. – Vgl. dazu auch Thomas Mann im Tagebuch am 25. 8. 1934: „Weitere Post, u.a. von Zweig, der mir in Sachen der London Film Produktion ‚zuzugreifen' rät, da ein jüdisch-erzväterlicher Monstre-Film von Werfel-Reinhardt unterwegs sei." Vgl. ferner: Edda Fuhrich-Leisler und Gisela Prossnitz, *Max Reinhardt in Amerika,* Publikation der Max Reinhardt-Forschungsstätte V, Salzburg: Otto Müller Verlag 1976, S. 135–179.
12) *Kampf- und Bekenntnisschrift:* Thomas Mann erwähnt im April 1934 wiederholt seinen Plan, ein „Buch über Deutschland zu schreiben" (vgl. DüD, II, 431–435). Am 10. 8. 1934 schreibt er z.B. an René Schickele (Br. I, 371): „Die Tagesereignisse, die Vorgänge in Deutschland üben beständig einen so scharfen Reiz auf mein moralisches, kritisches Gewissen aus, daß die Arbeit an meinem 3. Bande völlig stockt und ich im Begriffe bin, sie hinzuwerfen, um mich einer politischen Bekenntnis- und Kampfschrift hinzugeben, durch die ich mir rücksichtslos das Herz erleichtern, Revanche für alle in diesen 1½ Jahren erlittene geistige Unbill nehmen und gegen das Regime vielleicht einen Schlag führen könnte, den es spüren würde. Natürlich ist es mir leid und weh um den Roman, der ohnehin übertragen und verschleppt ist, und ich fühle wohl, wieviel gegen eine solche Investition an Zeit und Kräften spricht." – Vgl. dazu den Eintrag am 31. 7. 1934 im Tagebuch: „Der Gedanke, über Deutschland zu schreiben, meine Seele zu retten in einem gründlichen offenen Brief an die ‚Times', worin ich die Welt und namentlich das zurückhaltende England beschwören will, ein Ende zu machen mit dem Schand-Regime in Berlin, – dieser Gedanke, wach geworden oder wieder erwacht in den letzten Tagen, läßt mich nicht los, beschäftigt mich tief. Vielleicht ist es wirklich die rechte Stunde dafür, vielleicht kann gerade ich zur notwendigen Wende und zur Wiedereinführung Deutschlands in die Gemeinschaft gesitteter Völker mit verhelfen?"
13) *Essayband:* Thomas Mann, *Leiden und Größe der Meister. Neue Aufsätze,* Berlin: S. Fischer 1935.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

14) *Feuilleton:* Thomas Mann, Meerfahrt mit Don Quijote, aufgenommen in den Essay-Band *Leiden und Größe der Meister* (vgl. dazu Anm. 13).
15) *Dein Roman:* Heinrich Mann, *Die Jugend des Königs Henri Quatre. Roman,* Amsterdam: Querido 1935.
16) *Korrekturbogen:* Klaus Mann, *Flucht in den Norden. Roman,* Amsterdam: Querido 1934. Thomas Mann begann mit der Lektüre der Korrekturbogen am 5. 9. 1934. Vgl. dazu den Eintrag im Tagebuch: „Habe Klaus' ‚Flucht in den Norden' zu lesen begonnen. Anmutig."

Küsnacht-Zürich 13. XII. 34.
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich,

darf ich Dir, zu gelegentlicher Unterhaltung, beifolgende Plauderei senden, die kürzlich im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" erschien? Ich nehme sie als Schlußstück in eine Essaysammlung auf, die auch den beschrieenen Wagner-Aufsatz, die Goethe-Reden und anderes Affronthafte enthalten soll, und die Bermann tatsächlich im Februar herausbringen will. Wenn der Band nicht verboten wird, ist es der beste Beweis, daß dort drüben die Zügel schleifen. Auch einen Bericht aus der Baseler Nationalzeitung über eine sehr erfreuliche Versammlung lege ich bei, die vor vier Wochen dort stattfand, und bei der ich mitwirkte, – freilich mit inneren Hemmungen; denn der Pazifismus ist ja in eine etwas schiefe Lage geraten, seit die Wölfe ihn predigen. Ich habe darum auch keineswegs gegen die militärische Bereitschaft der friedliebenden Völker gesprochen.

Über Deinen so ehrenvollen und erfolgreichen Aufenthalt in Prag haben wir viel gehört und gelesen und sahen auch das hübsche Bild mit Goschi, die wieder zu umarmen Dich gewiß beglückt hat. In Basel hörte ich, Du habest der dortigen Studentenschaft einen Vortrag zugesagt. Kämest Du nur einmal! Das Zürcher Schauspielhaus, das übrigens sehr daran denkt, Deine „Madame Legros" wieder aufzuführen, würde sich auch nicht wenig freuen. Was sollte Dich hindern? Die Vorgänge um die „Pfeffermühle", von denen Du vielleicht gehört hast, dürfen Dir kein zu schwarzes Bild von den Schweizer Zuständen geben. Es war eine Lausbüberei mit persönlichen Hintergründen. Die Behörden haben sich ausgezeichnet gehalten, und das Zürcher Gastspiel ist programmmäßig und sehr triumphal zu Ende gegangen. Erika geht nun nächstens mit ihrer Truppe nach Prag, wo wir uns wohl treffen werden; denn ich werde im Januar dort Deinen Spuren folgen und auch Wien und Budapest nach Jahren wieder besuchen.

Wann kommt Dein Königsroman? Das Erscheinen des Jugend-Bandes muß unmittelbar bevorstehen, und meine Begier ist groß danach. Mit Recht hoffent-

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

lich denke ich Dich mir in guter Gesundheit und überhaupt guten Mutes an späteren Teilen des Werkes arbeitend.

Und unsere Rückkehr nach Deutschland? Wie beurteilst Du die Aussichten? Nicht daß ich's nicht erwarten könnte, persönlich – im Gegenteil, es lockt mich wenig, je wieder unter diesen rauschsüchtigen Dummköpfen zu wohnen, die unsereinem das Leben schon längst so sauer gemacht hatten. Und doch, was „Erwartung" ist im Sinne älterer Inbrunst, erfährt man jetzt im nie aussetzenden Hoffen und Beten, daß dem Schurken-Régime zu Hause recht bald das verdiente Ende beschieden sein möge. Man müßte wohl felsenfest daran glauben, und an Merkmalen der Morschheit fehlt es ja nicht. Aber durchdrungen von der Unmöglichkeit dieser Menschen, bin ich so mißtrauisch gegen die Zeit, daß ich in trüben Stunden das Unmögliche darin für möglich halte.

Sei herzlich gegrüßt!

T.

1) *Plauderei:* Gemeint ist Thomas Manns Aufsatz ‚Meerfahrt mit Don Quijote', erstmals publiziert in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 5. bis 15. 11. 1934. Wie geplant, hat Thomas Mann den Aufsatz als Schlußstück in die Essaysammlung *Leiden und Größe der Meister. Neue Aufsätze,* Berlin: S. Fischer 1935, aufgenommen.
2) *Baseler Nationalzeitung:* Thomas Mann hat am 11. 11. 1934 in Basel am ‚Tag der Völkerverständigung', einer Kundgebung der ‚Europa-Union', teilgenommen und auch eine Rede gehalten. Vgl. dazu Hans Wysling, Thomas Manns Rede vor der ‚Europa-Union' in Basel, *Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft Zürich,* Nr. 20, 1983/84, S. 5–13. Hier ist auch die Rede Thomas Manns abgedruckt sowie der Bericht der *Basler National-Zeitung* vom 12. 11. 1934.
3) *Aufenthalt in Prag:* Heinrich Mann weilte im Oktober 1934 in Prag, hielt dort am 19. 10. 1934 den Vortrag ‚Nation und Freiheit' und war Ehrengast eines vom tschechoslowakischen Pen-Club veranstalteten Banketts.
4) *Goschi:* Die Tochter Carla Maria Henriette Leonie aus Heinrich Manns erster Ehe mit der Schauspielerin Maria Kanova.
5) *einen Vortrag:* Ob dieser Vortrag vor den Basler Studenten stattgefunden hat, konnte nicht ermittelt werden.
6) *„Madame Legros":* Heinrich Mann, *Madame Legros. Drama in drei Akten,* Berlin: Cassirer 1913.
7) *„Pfeffermühle":* Erika Mann hatte am 1. 10. 1933 ihr Kabarett ‚Die Pfeffermühle' im Zürcher Niederdorflokal ‚Zum Hirschen' wiedereröffnet. Anläßlich der Aufführungen vom November 1934 im Kursaal Zürich kam es zu Störungsversuchen der Nationalen Front (vgl. *Neue Zürcher Zeitung* vom 19.–25. 11. 1934).
8) *im Januar:* Vom 20.–30. 1. 1935 war Thomas Mann auf einer Vortragsreise, die ihn nach Prag, Brünn, Wien und Budapest führte.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht-Zürich 3. I. 35.
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich,

vielen Dank. Ich habe alles richtig bekommen und bitte um Entschuldigung, daß ich es unterließ, Dir den Empfang Deines vorletzten Briefes zu bestätigen. Es gab viel Trubel hier; die Kinder kamen zu Weihnachten alle herein (jetzt zerstreuen sie sich allmählich wieder), und es gab außerdem noch Logierbesuch, sodaß das Haus übervoll und das Leben amüsant und unruhig war. Jetzt war ich einige Tage unpäßlich: die übliche Magenverstimmung mit Nerventiefstand und erniedrigtem Blutdruck. Es liegt mir immer noch in den Gliedern, und meine Gedanken geraten nicht.

Jene Kundgebung nach Moskau ist unterdessen durch die Ereignisse, d. h. ausgiebige Hinrichtungen, wohl überholt. Es ist zum Verzweifeln traurig, daß das Einzige, worauf die Menschheit noch hoffen könnte und woran man wünschte glauben zu können, sich durch dieselben lügnerischen und blutigen Methoden kompromittiert wie das Verhaßteste.

Landshoff war nur zwei Tage hier. Es ist sehr ärgerlich, daß er gerade weg war, als Dein Brief kam. Wie ist es denn möglich, daß die Druckbogen Deines Buches sich noch als so fehlerhaft erwiesen! Sind sie etwa von Nicht-Deutschen gesetzt? Jedenfalls muß da noch Abhilfe geschaffen werden. Übrigens schrieb mir die Mazzucchetti, die die Bogen las, begeistert über die Jugendfrische Deines Werkes.

Frau Fischer will ich Dein Beileid übermitteln. Aber warum solltest Du nicht selbst schreiben können? Nur von Deutschland ausgehende Briefe werden doch wohl geöffnet, kaum auch hineingehende. Es hat sich noch niemand beklagt, dem ich Deutlichkeiten geschrieben habe.

Ob wir je noch Gutes von dort vernehmen werden? Meinem Anwalt scheint jetzt jede Hoffnung zu schwinden, daß er mir mein Hab und Gut noch zurückgewinnen kann, und auch sonst – mein Glaube ist klein, daß dem moralischen Gefühl Genugtuung werde, eine wirkliche Bereinigung kommen wird. Nicht unmöglich, daß Deutschland gezwungen sein wird, sich einem französischen Friedenssystem anzuschließen. Aber das Regime wird bleiben, obgleich seine stupide Überflüssigkeit dann klar am Tage sein wird.

Wir erörtern öfters den Plan, im Februar oder März auf ein paar Wochen an eure Küste zu kommen. Wenn ich nur nicht nach der Ostreise, die nun bald fällig sein wird, zu müde bin.

Herzliche Grüße und ein gutes Jahr!

T.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

1) *Logierbesuch:* Hans Reisiger, einer der engsten Freunde Thomas Manns, wohnte ab 27. 12. 1934 bei den Manns. Weitere Logiergäste waren die Schauspielerin Therese Giehse (ab 29. 12. 1934) und Fritz H. Landshoff, der Leiter der deutschen Abteilung im Amsterdamer Querido Verlag (ab 31. 12. 1934).
2) *Kundgebung nach Moskau:* Unbekannt.
3) *Hinrichtungen:* Gemeint sind wahrscheinlich die Säuberungsaktionen, die im Zusammenhang mit dem Mord an S. M. Kirow (1. 12. 1934) einsetzten. Bis Ende 1934 fielen ihnen über 100 Personen durch Hinrichtungen zum Opfer.
4) *Landshoff:* Fritz H. Landshoff (1901–1988) war bis 1933 Direktor des Gustav Kiepenheuer Verlags in Berlin und gründete 1933 die deutsche Abteilung des Amsterdamer Querido Verlags. Ein großer Teil der namhaften deutschen Exilliteratur erschien zwischen 1933 und 1940 unter seiner Obhut im Querido Verlag.
5) *Deines Buches:* Heinrich Mann, *Die Jugend des Königs Henri Quatre,* Amsterdam: Querido 1935.
6) *Mazzucchetti:* Lavinia Mazzucchetti (1889–1963), italienische Germanistin und Übersetzerin. Veröffentlichte seit dem Ende des Ersten Weltkriegs bedeutende Arbeiten über Thomas Mann und übersetzte nach 1945 auch einige seiner Werke.
7) *Dein Beileid:* Kurz vor Vollendung seines 75. Lebensjahres war der Verleger Samuel Fischer am 15. 10. 1934 in Berlin gestorben.
8) *Meinem Anwalt:* Valentin Heins (1894–1971), Rechtsanwalt in München. Ihn hatte Thomas Mann mit der Wahrung seiner Interessen gegenüber der deutschen Behörde betraut. Heins bemühte sich jahrelang – und letztlich ohne Erfolg –, die gegen Thomas Mann verfügten Maßnahmen (Beschlagnahmung des Vermögens, Konfiskation des Hauses an der Poschingerstraße, Verweigerung des Passes) rückgängig zu machen.
9) *Ostreise:* Vgl. den Brief Thomas Manns vom 13. 12. 1934 an Heinrich Mann, Anm. 8.

Küsnacht den 10. III. 35.

Lieber Heinrich,

Deinen Artikel habe ich mit Genuß und bösem Lachen gelesen. Im Ganzen, finde ich, versagt sich die Sprache der Kennzeichnung und Erörterung dieser Grube von Miserabilität. Du findest immerhin einen Ton, eine kalte Manier von der nötigen Gespenstigkeit, darüber zu sprechen, – ein starkes Kunststück.

Frankreich ist immer noch der günstigste Boden für solche Hinweise. In England sieht es schlimmer aus, wie der Effekt zeigt, den der elende Bursche mit seinem Absage-Coup immerhin gemacht hat. Der englische politische Idealismus, die Geistigen des Landes, die den Vertrag von Versailles als moralische Niederlage für England empfinden, opponieren ihrer Regierung, wenn sie vollkommen der Wahrheit gemäß den deutschen Geisteszustand für das europäische Rüsten verantwortlich macht. Diesen Idealismus, den englischen Sozialismus, der an dem Schicksal seiner deutschen Genossen offenbar nicht teilnimmt, sucht das Schwein zu seinen Gunsten mobil zu machen und für sein „Spiel" zu gebrauchen. Es ist ein jammervolles Schauspiel. Und man kann den Anstands- und Friedensfreunden drüben nicht einmal böse sein, wenn ihnen das

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Innere wichtiger ist als das Aeußere, das Hemd näher als der Rock und die eigene Moral näher als die fremde.

Ich kann mich kurz fassen mit meinen Nachrichten, denn wir kommen demnächst. Die Sitzungen des Comité permanent des lettres et des arts finden in Nizza statt, Anfang April; das gibt freie Fahrt und Diäten und bietet also die beste Gelegenheit zu einem Besuch an Deiner Küste. Wir freuen uns herzlich auf das Wiedersehen, nur ist leider die Ausarbeitung einer dummen akademischen Rede über La formation de l'homme moderne damit verbunden, die mir jetzt Kopfzerbrechen macht. Eine nette formation. Ich werde einfach schimpfen.

Wir waren in Prag, Wien, Budapest, auch Brünn kürzlich, eine erfreuliche Reise mit wohltuenden Eindrücken. In Wien hatte ich zwei überfüllte Abende mit Kundgebungen wie sie nicht dagewesen sein sollen, seit Bruno Walter dort zum ersten Mal nach seinem Hinauswurf aus Deutschland dirigierte. Und zu denken, daß es, die Möglichkeit angenommen, heute in Deutschland nicht anders, ja noch toller wäre. Übrigens war mein alter Freund, der ehemalige Bürgermeister Seitz anwesend, und wir schüttelten uns coram publico die Hände.

In Prag hatten wir ein freundliches Mittagsmahl bei Mimi und Goschi, die sich ihrer schönen Wohnung freuen. Über ihre Gesundheit spricht Mimi, oder Maria Mánnowa, wie sie nun heißt, freilich recht wehmütig.

Ein Erholungsaufenthalt in St. Moritz-Chantarella wurde uns durch schlechtes Wetter verdorben. Dafür erfreuen wir uns gegenwärtig hier eines sonnigen Frostes von 14 Grad, was auch noch nicht da war.

Mein dritter Band hat Fortschritte gemacht, läßt aber immer noch Vieles zu tun.

Auf Wiedersehn also sehr bald.

T.

1) *Artikel:* Vielleicht Heinrich Mann, Das Trampeltier, *Pariser Tageblatt*, 22. 1. 1935.
2) *Absage-Coup:* Seit Anfang Februar strebten England und Frankreich ein Nichtangriffs- und Rüstungskontrollabkommen mit Deutschland an; am 7. März sollte der englische Außenminister Hoare in Berlin mit Hitler zu Gesprächen über eine sogenannte „Luftkonvention" zusammentreffen. Die Deutschen zeigten sich anfänglich an Verhandlungen interessiert, machten dann aber offenbar eine Kehrtwendung: Anfang März ersuchten sie den englischen Außenminister kurzfristig, seinen Besuch zu verschieben. Hitler habe sich eine leichte Erkältung, verbunden mit starker Heiserkeit, zugezogen.
3) *Nizza:* Tagung des Comité de la Coopération Intellectuelle vom 1. bis 3. April 1935 in Nizza. Thomas Mann hat an dieser Tagung allerdings nicht teilgenommen (vgl. seinen Brief vom 28. 3. 1935 an Heinrich Mann); seinen Bruder hat er dann im darauffolgenden Mai besucht.
4) *erfreuliche Reise:* Gemeint ist Thomas Manns „Ostreise"; vgl. dazu den Brief Thomas Manns vom 13. 12. 1934 an Heinrich Mann.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

5) *Seitz:* Der sozialdemokratische österreichische Politiker Karl Seitz (1869–1950); er war von 1923–1934 Bürgermeister von Wien.
6) *Mimi und Goschi:* Heinrich Manns erste Frau Maria Kanova (Mimi) und Tochter Carla Maria Henriette Leonie (Goschi).
7) *Erholungsaufenthalt:* Thomas Mann weilte vom 8. bis 21. Februar in St. Moritz im Hotel Chantarella; öfters traf er dort mit Bruno Walter und dessen Gattin zusammen.
8) *dritter Band:* Gemeint ist der dritte Band des *Joseph*-Romans: Thomas Mann, *Joseph in Ägypten,* Wien: Bermann-Fischer 1936.

Küsnacht 26. III. 35

Lieber Heinrich,

wir kommen am 30. morgens von Marseille um 8 Uhr 45 und haben uns im Hotel d'Angleterre angemeldet. Mach Dir doch ja keine Unbequemlichkeiten zu so früher Stunde. Wir setzen uns gleich mit Dir in Verbindung, und da die Sitzungen nicht am 1. beginnen, bin ich schon vorher zwei Tage lang frei für jedes Zusammensein.

Auf Wiedersehn! Wir freuen uns sehr.

T.

1) *Sitzungen:* Vgl. dazu den Brief Thomas Manns vom 10. 3. 1935 an Heinrich Mann, Anm. 3.

Küsnacht den 28. III. 35

Lieber Heinrich,

ich muß Dir die betrübliche Mitteilung machen, daß aus unserem Wiedersehen in diesem Augenblick nichts werden kann. Meine Gesundheit ist recht schwankend, täglich mehr setzt der wahnsinnige Gang der oeffentlichen Dinge, der Gram über die schändliche Verfassung Deutschlands ihr zu, und das Memoire, das ich für das Comité des lettres et des arts geschrieben habe, ist so sehr ein direkter, schmerzensvoller Ausdruck davon geworden, daß es, persönlich mitgeteilt, wohl befremdlich aus dem Rahmen fallen, möglicherweise sogar dem Völkerbund Schwierigkeiten bereiten würde. Ich habe daher in Genf wissen lassen, daß ich es mir versagen muß, in diesem Augenblick an den Sitzungen teilzunehmen und auch den Wunsch ausgedrückt, daß mein Beitrag nicht über den engeren Personenkreis des Comité hinausdringen möge. Unser Reiseplan, so weitgehend schon eingeleitet, wird damit zunächst hinfällig. Wir nehmen uns aber aufs bestimmteste vor, ihn privat noch in diesem Frühjahr,

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

etwa im Mai, zu verwirklichen – dies tröstet mich über das momentane Scheitern meiner Hoffnung, Dich wiederzusehen und mit Dir zu sprechen.

Sei also gegrüßt bis dahin und verzeih das gewiß kopflos anmutende Hin und Her! Die Anormalität der Zeiten ist schuld daran, die meiner Natur so ungemäß und so belastend für sie ist wie möglich.

Herzlich

T.

1) *Memoire:* Gemeint ist Thomas Manns Denkschrift ‚La formation de l'homme moderne' (deutsch später unter dem Titel ‚Achtung, Europa!'), in: *La formation de l'homme moderne,* éd. par la Société des Nations, Paris: Institut International de Coopération Intellectuelle 1935.

Küsnacht-Zürich 3. IV. 35.
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich,

recht herzlichen Dank für Deine Worte. Ich schicke Dir die „Denkschrift", da Du Interesse dafür zeigst. Der Völkerbund beanstandete sanft zwei Stellen, das „Hakenkreuz" und noch etwas. Das machte mir erst klar, daß ich an Ort und Stelle Befremden, vielleicht peinliches, erregen würde. Die Vorstellung, diese Dinge in einer nivellierenden französischen Übersetzung zu Gehör bringen zu sollen, war mir gleichfalls nicht lieb. Hinzu kam, etwas spät, denn ich hatte mir „nichts dabei gedacht", die Überlegung, daß ich Bermann (und auch meinem Münchener Anwalt) von einem solchen Schritt eigentlich vorher hätte in Kenntnis setzen müssen. Die Folge wäre wahrscheinlich meine Ausbürgerung, das Verbot meiner Bücher und das Auffliegen des S. Fischer Verlages gewesen. Auf diesem Wege, auf eine mich wenig befriedigende Weise, halb zufällig, gleichsam aus Ungeschicklichkeit, hatte ich das nicht herbeiführen wollen, und da ich mir außerdem kennzeichnender Weise mit der kleinen Analyse die Nerven verdorben hatte, ließ ich die Sache fallen.

Mit meiner Gesundheit ist es weiter nichts. Der Herzmuskel ist mit Recht nicht mehr ganz der alte, und der Kopf läßt zuweilen Ermüdungs- und Erregungszustände merken. Wie denn wohl auch nicht. Ich habe in Basel einen guten Arzt, Prof. Gigon, durch Annette Kolb, von dem ich mich gelegentlich kontrollieren lasse, und der mir ein leichtes Herzmittel mit Eisen verordnet hat. Im Übrigen ist das Psychisch-Moralische bei mir fast alles. Wenn der Hitler sein verdientes Ende fände, tät' alles wiederkommen, Durst, Appetit und Schlaf.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Es mag sein, daß die Aggression auf diese meine schwache Seite hier unmittelbarer ist, als sie in Nizza wäre. Auch finde ich ein gewisses ängstlich[es] Bedürfnis, in deutscher Kultur- und Sprachsphäre zu bleiben, jetzt nach zwei Jahren nicht mehr so lebendig in mir wie zu Anfang. Es ist richtig, daß die Ost-Schweiz den großen Vorteil für mich hat, ein Stück altes Deutschland zu sein, das dabei geistig zu West-Europa gehört. Aber als Provisorium haben wir auch diesen Aufenthalt immer nur betrachtet, und Nizza bleibt in Reserve. Du weißt, es handelte sich zunächst um die Ausbildungszeit der Kinder, die wir nicht schon wieder – und zwar in fremdes Sprachgebiet – verpflanzen wollten. Sind auch diese einmal flügge geworden, werden wir kaum hier bleiben, sondern in Deine Nähe rücken. Umstände, die uns bestimmen oder es uns nur ermöglichen könnten, nach Deutschland zurückzukehren, sind kaum denkbar.

Nach Ostern kommen die alten Eltern Katjas, wie jährlich zweimal, auf 10–14 Tage zu Besuch. Im Mai wollen wir bestimmt unsere private Ferienreise an eure Küste ausführen, um Dich und die näher und weiter benachbarten Freunde zu sehen. Meinen Geburtstag, der in angemessener Stille verlaufen wird, werden wir hier verleben. Die Kinder werden sich dazu zusammenfinden. Gleich danach müssen wir wieder auf einen Sprung nach Amerika. Die Harvard University, Cambridge, Mass. will mich anläßlich ihres Commencement day zum Ehrendoktor of letters machen, und so phlegmatisch ich anfangs die Sache behandeln wollte, so begreiflich hat man mir dann zu machen gewußt, daß Harvard was ganz Nobles, das Allerfeinste und Ehrenvollste ist und daß ich unbedingt hinfahren müsse. Was für mich am meisten ins Gewicht fällt: es ist die Universität, die Hanfstängls dummdreiste Angebote so kühl abgelehnt hat, was ein großer Ärger für die deutschen Machthaber war. Hierüber wird der Ärger noch größer sein.

Der schweizerisch-deutsche Konflikt ist sehr spannend. Man kann ihn als Prüfstein ansehen dafür, wieviel die Idee des Rechtes in Europa überhaupt noch gilt. Deutschland ist überzeugt, daß sie nichts mehr gilt; es ist darin am „fortgeschrittensten". Die anderen wissen es noch nicht so, aber etwas blaß und schwach und abgestanden kommt sie ihnen heimlich auch schon vor, und man darf neugierig sein, wieviel Elan sie noch dafür aufbringen werden. – Merkwürdig, daß man an das Letzte und Elendeste, was schlimmer ist als der Krieg, und was sich jetzt hergestellt zu haben scheint, noch garnicht gedacht hat: an den Frieden aus Demoralisation, den Frieden, in dem jeder, wenn er frech genug ist, tun kann, was er will.

Was mir vor allem leid tut, ist, daß Dir der Fall Jacob endgültig die Lust genommen haben wird, jemals Zürich zu besuchen. Ich hätte Dir so gern einmal unsere Landschaft, das Haus, mein schönes Arbeitszimmer gezeigt (es ist mir lieber als das Münchener), und abends hätten wir Dir auf unserem vortrefflichen

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Musik-Apparat Tschaikowski gespielt. Sicher bestände keine wirkliche Gefahr für Dich, und ich glaube nicht einmal, daß [Du] zu dem Typ gehörst, auf den die Henker es abgesehen haben. Aber ich kann verstehen, daß Dir graut.

Auf Wiedersehn also in einigen Wochen. Das Manuskript kannst Du mir dann wiedergeben.

Herzlich

T.

1) *„Denkschrift":* Vgl. den Brief Thomas Manns vom 28. 3. 1935 an Heinrich Mann, Anm. 1.
2) *Bermann:* Thomas Manns Verleger Gottfried Bermann Fischer, der Schwiegersohn von Samuel Fischer; nach dessen Tod übernahm er 1934 die Leitung des S. Fischer Verlags.
3) *Münchener Anwalt:* Valentin Heins (1894–1971), Rechtsanwalt in München. – Vgl. dazu auch den Brief Thomas Manns vom 3. 1. 1935 an Heinrich Mann, Anm. 8.
4) *Prof. Gigon:* Professor Alfred Gigon (1883–1975), Arzt in Basel; Thomas Mann hat ihn regelmäßig konsultiert.
5) *Annette Kolb* (1870–1967): Erzählerin und Essayistin. Sie war eine Jugendfreundin Katja Manns und mit dem Hause Mann seit Jahrzehnten befreundet. Sie verließ Deutschland im März 1933, emigrierte in die Schweiz, von dort nach Paris und verbrachte die Kriegsjahre in den Vereinigten Staaten. Unter ihren Werken: *Das Exemplar*, Roman (1913); *Dreizehn Briefe einer Deutsch-Französin* (1921); *Daphne Herbst*, Roman (1928); *Beschwerdebuch*, Essays (1932); *Die Schaukel*, Roman (1934); *Mozart*, Biographie (1937); *Franz Schubert*, Biographie (1941); *Memento*, Erinnerungen (1960).
6) *Eltern Katjas:* Alfred Pringsheim (1850–1941) und seine Frau Hedwig Pringsheim-Dohm (1855–1942).
7) *Ferienreise:* Am 14. 5. 1935 fuhren Thomas und Katja Mann mit dem Auto nach Genf und von dort per Bahn nach Nizza, wo sie sich bis zum 20. 5. 1935 im Hôtel d'Angleterre aufhielten.
8) *Commencement day:* Am 20. Juni 1935 wurde Thomas Mann – zusammen mit Albert Einstein – die Ehrendoktorwürde (‚Litterarum doctor honoris causa') der Harvard University verliehen.
9) *Hanfstängls:* Ernst (genannt „Putzi") Hanfstängl (1887–1975), Auslandspressechef der Hitler-Regierung. Die Universität Harvard hatte ein von ihm angebotenes Stipendium abgelehnt, worauf die Regierung Hitler von einer offiziellen Vertretung beim Harvard-Jubiläum Abstand nahm. Ernst Hanfstängl war ein alter Vertrauter Hitlers, hat sich aber 1937 mit ihm überworfen und ist anschließend nach England und Kanada geflohen. Seine Schwester, Erna Hanfstängl, war eine Nachbarin Thomas Manns im Münchner Herzogpark, und beide waren mit der Familie Mann bekannt.
10) *Konflikt:* Gemeint ist der schweizerisch-deutsche Konflikt im Zusammenhang mit der Entführung von Berthold Jacob (1898–1944), Publizist und militärpolitischer Mitarbeiter der *Weltbühne*. Diese hatte durch seine Enthüllungen über die sogenannte „Schwarze Reichswehr" großes Aufsehen erregt und sich den Haß der Nationalsozialisten zugezogen. Er emigrierte 1932 nach Straßburg, wurde dann 1935 vom NS-Agenten Wesemann in die Schweiz gelockt und von dort durch die Gestapo nach Deutschland entführt. Auf Intervention der Schweizer Regierung mußte er – nach langem Hin und Her – freigelassen und in die Schweiz zurückgebracht werden. Jacob wurde anschließend ausgewiesen.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht, den 12. V. 35

Lieber Heinrich,

wir fahren übermorgen, Dienstag, mit dem Wagen nach Genf, steigen dort abends in den Zug und hoffen also, am 15 früh in Nizza zu sein, wo wir vom Hotel d'Angleterre aus gleich Verbindung mit Dir suchen werden. Auf Wiedersehn! Die Reise hat sich durch einfallenden Besuch etc. verzögert, aber nun wird doch Wort gehalten.

Herzlich

T.

1) *einfallenden Besuch:* Von Ende April bis Mitte Mai weilten die alten Pringsheims, Thomas Manns Schwiegereltern, zu Besuch in Küsnacht.

Küsnacht, den 22. V. 35

Lieber Heinrich, wir melden unsere glückliche Heimkehr und denken dankbar zurück. Nach einem wundervollen Abendbrot hatten wir durch das öftere Rangieren des Schlafwagens eine etwas unruhig herumgestoßene Nacht. Aber die gestrige Wagenfahrt durch das sommerliche Schweizerland über Lausanne–Bern–Baden war wieder eine Freude, und um ½ 7 waren wir schon zu Hause. Auch unsere Paß-Angelegenheit konnten wir in Bern zur Zufriedenheit ordnen. Nun gibt es viele liegengebliebene Geschäfte. Alles in allem, es war schön, wieder zusammen zu sein, und Nizza bildet, weil Du dort bist, für unser Gefühl eine Reserve-Heimat und einen Ausblick. Unsere Grüße an Frau Kroeger!

Herzlich

T.

1) *Frau Kroeger:* Nelly Kröger (1898–1944), Heinrich Manns spätere Frau.

Küsnacht den 27. V. 35

Lieber Heinrich,

Dein Plan ist wunderschön. Katja und ich sind entzückt davon und erörtern ihn eifrig. Du und Goschi, ihr sollt uns beide herzlich willkommen sein, und Du wirst gut tun, die amtlichen Formalitäten, da sie Zeit beanspruchen, einzuleiten,

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

was gewiß geschehen kann, auch ohne, daß der Zeitpunkt Deiner Reise schon ganz genau feststeht. Vom August fallen die Tage vom 19. bis 27. August für Salzburg fort, weil ich eben für diese Daten dort Vorträge zugesagt habe. Das bereue ich jetzt. Aber Katja übersieht heute auch noch nicht ganz klar, ob und wann Kinder im Sommer sich einfinden werden. Wir beeilen uns nun, diese Frage zu klären und werden bald wissen, ob wir Dir und Goschi die erste Hälfte August oder etwa Anfang September für euren Besuch vorschlagen sollen (eine hier meist sehr angenehme Jahreszeit). Verwirklicht werden jedenfalls muß der Plan, und auch mir ist es viel lieber, daß Dein Besuch eine liebe Angelegenheit für sich bilden und nicht mit dem Geburtstagstrubel zusammenfallen soll.

Gestern hatten wir hier eine wirklich hübsch gelungene Feier im Theater, deren Programm ich Dir beilege.

Herzlich

Oprecht sehe ich in den nächsten Tagen. T.

1) *Salzburg:* Vom 18. bis 29. August 1935 weilte Thomas Mann in Bad Gastein und Salzburg. Am 20. August las er in Bad Gastein aus dem *Joseph;* am 21. August hielt er in Salzburg einen Wagner-Vortrag, und am 27. August las er im Mozarteum den „Bericht von Mont-Kaws bescheidenem Sterben" aus dem *Joseph*-Roman. Daneben hörte er Beethovens ‚Fidelio' und Verdis ‚Falstaff' unter Arturo Toscanini sowie Mozarts ‚Don Giovanni' unter Bruno Walter.
2) *im Theater:* Gemeint ist die offizielle Feier zum 60. Geburtstag Thomas Manns am 26. Mai 1935 im Zürcher Corso-Theater, veranstaltet vom Lesezirkel Hottingen. Das Programm bestand aus:
   I. Ouverture: Concerto grosso in d-moll von Antonio Vivaldi gespielt vom verstärkten Corso-Orchester
      Musikalische Leitung: Robert Blum
   II. Rede: Prof. Dr. Robert Faesi
   III. Festgabe der Stadt Zürich, überreicht durch Vizepräsident Stadtrat Gschwend
   IV. Ansprache von Dr. Thomas Mann
   V. Festaufführung: *Fiorenza,* 3. Akt, Schauspiel von Thomas Mann
      Regie: Direktor F. Falkenhausen
3) *Emil Oprecht* (1895–1952): Zürcher Verleger und Buchhändler; gehörte zu Thomas Manns engstem Freundeskreis.

Küsnacht, den 3. VI. 35

Lieber Heinrich, gerührten Herzens habe ich eben an Ort und Stelle Deinen schönen, brüderlichen Glückwunsch wieder gelesen, und es drängt mich Dir noch einmal von Herzen dafür zu danken. Deine Worte, ihr Tonfall, ihre Höhe und Güte werden viele ergreifen, und selten habe ich bei einem Stück Prosa so sehr das Gefühl gehabt, daß reinigende, veredelnde, beschämende Wirkungen davon ausgehen können – wer weiß wie weit. – Ich erfahre viel Freundliches. Die großen Schweizer Blätter haben alle eigene Beilagen mit zum Teil sehr guten

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Aufsätzen gebracht, und seit Tagen regnet es Glückwunschbriefe – auch aus Deutschland. – Du hörst bald Genaueres über den *Termin*.

Herzlich

T.

1) *Glückwunsch:* Heinrich Mann, Der Sechzigjährige, *Die Sammlung*, Amsterdam, Jg. 2, H. 10, Juni 1935, S. 505–509. Vgl. den Brief Heinrich Manns vom 3. 6. 1935 an Thomas Mann, woran anschließend der Aufsatz abgedruckt ist.

Dampfer „Lafayette" 17. VI. 35

Lieber Heinrich, einen herzlichen Reisegruß, zwei Tage vom Ziel, und Dank für Deinen lieben Glückwunsch. Es war ein arger Trubel u. K. und ich haben auf dem Schiff schwer zu arbeiten mit dem Ausfertigen von Danksagungen. Die Deutschen haben geschrieben, und wie, mit offener Adresse! Oft sprechen wir von eurem Besuch.

Auf Wiedersehn.

T.

1) *Reisegruß:* Vom 19. Juni bis 5. Juli weilte Thomas Mann, zusammen mit seiner Frau Katja, zum zweiten Mal in den Vereinigten Staaten, wo ihm am 20. Juni von der Harvard University die Ehrendoktorwürde verliehen wurde.

On Board
Cunard White Star
„BERENGARIA"
7. VII. 35

Lieber Heinrich,

wie voriges Jahr sende ich einen Reisegruß, diesmal von der Rückfahrt, – Amerika mit seiner Hitze und seinen Abenteuern liegt schon seit zwei Tagen dahinten, und in weiteren 4 wird uns dies riesige Schiff (eigentlich deutscher Boden, es ist der ehemalige „Imperator") nach Cherbourg getragen haben, von wo wir die Reise nach Zürich direkt fortsetzen werden, denn Katjas Eltern kommen dorthin zur Feier des 80. Geburtstags der Mutter.

Habe ich Dir von den Hunderten von Briefen geschrieben, die ich zu meinem 60. aus Deutschland bekommen habe? Und was für welche waren es teilweise –

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

mit offener Adresse, sogar von jungen Leuten, aus Arbeitsdienstlagern. Gewiß, da sind noch schöne Reserven an Freiheitsliebe und Anständigkeit vorhanden.

Überhaupt habe ich viel Liebes erfahren. Bermann überbrachte eine schöne Kassette mit den Wünschen der internationalen Literatur, und die großen Schweizer Zeitungen hatten eigene Fest-Beilagen mit zum Teil sehr guten Artikeln. Die Kinder waren alle versammelt, abends am 6. hatten wir eine kleine Gesellschaft, und ich hätte nur gewünscht, das alles in Ruhe in mir ausklingen lassen zu können. Statt dessen mußten wir gleich zu dieser Reise packen, die ich als überflüssig empfand, die aber glücklich und reich an Eindrücken verlaufen ist.

In Harvard wurde ich zugleich mit Albert Einstein promoviert, und die Beifallsdemonstrationen des 6000 köpfigen Publikums bei Nennung unserer Namen dauerten jedesmal minutenlang. Das Ganze war von dem erst 40jährigen Präsidenten der Universität, einem angesehenen Chemiker, Prof. Conant, bei dem wir wohnten, wohl überlegt und mit dem Präsidenten Roosevelt, einem ehemaligen Harvard-Schüler, vereinbart worden. Der Präsident lud uns zu sich ein nach Washington, und nachdem wir einige Tage auf dem Lande, in Riverside am Sund, im Hause eines holländisch-amerikanischen Schriftstellers, Hendrik van Loon, verbracht hatten, flogen wir in einer Stunde und 20 Minuten von New York nach Washington, einer überraschend schönen und repräsentativen Stadt, wo wir denn also im Weißen Hause, ganz privat natürlich, der Botschafter trat nicht in Aktion, ein sehr hübsches und auch interessantes Familien-Dinner mit Roosevelts hatten. Ich muß Dir davon mündlich erzählen. Mein Eindruck war sehr sympathisch – bei günstigem Vorurteil. Denn ich wäre nicht hingegangen, wenn ich nicht eine aufrichtige Bewunderung für den physisch gelähmten Mann empfände, den viele hassen, namentlich die reichen Leute, aber auch die Abstrakt-Enthusiasten der Freiheit und der „Constitution", wovon wir im Kongreß Proben hatten. Bei ihm hatte ich solche einer gewissen Geringschätzung des Parlamentarismus und Neigung zum Selbstherrschertum, aber ich bin überzeugt, daß er es gut meint mit der Demokratie und daß sein ganzes Experiment darauf ausgeht, sie zu retten.

Die Hitze in Washington ist im Sommer einfach tropisch, eine wahre Strapaze. New York, obgleich auch schon auf dem Breitengrad von Neapel, kam uns danach fast frisch vor. Wir hatten dort zum Schluß noch einige gut besetzte Tage und führen nun wieder dies schon gewohnte, aber immer sonderbare Hotel-Leben im Rundhorizont bei unausgesetzter eiliger Fortbewegung, die man nicht merkt, oder nur an einem schwachen Pulsieren des Fußbodens, denn das Riesen-Boot geht vollkommen ruhig. Es ist merkwürdig zu denken, daß unsere hotelzimmerartige Kabine, 3 Meter hoch, derselbe Raum ist, in dem wir am Abend der Abfahrt mit Knopfs in der feuchten Schwüle von

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

New York saßen und Whisky mit Soda tranken. Es ist derselbe Raum, aber an ganz anderem Ort und in ganz anderem Klima, denn aus dem Golfstrom sind wir heraus, und es ist sehr kühl geworden, wie denn auch wohl in Europa die Hitze-Periode vorüber ist.

Wir sprechen oft von Deinem und Goschi's Besuch, auf den wir uns herzlich freuen. Da in den August noch unsere Reise nach Salzburg fällt, wird es am besten sein, ihn auf Anfang September anzusetzen. Von den Kindern wird dann nur allenfalls Golo anwesend sein, und das Wetter ist auch das günstigste um diese Zeit. Es wird schön sein, Dir unseren Schweizer Lebensrahmen zu zeigen, ein paar Ausflüge mit dem Wagen zu machen und abends Musik zu hören.

Auf Wiedersehn also, schreibe mir bald nach Küsnacht, ob Dir der Termin recht ist!

Dein

T.

1) *Kassette:* Gottfried Bermann Fischer, der Inhaber des S. Fischer Verlags, schenkte Thomas Mann zum 60. Geburtstag eine Kassette mit handgeschriebenen Glückwünschen fast aller S. Fischer-Autoren und anderer nahestehender Freunde, darunter Albert Einstein, Bernard Shaw, Alfred Kubin, Knut Hamsun, Karl Kerényi.
2) *Harvard:* Am 20. Juni 1935 wurde Thomas Mann von der Harvard University die Ehrendoktorwürde verliehen.
3) *Prof. Conant:* James B. Conant (1893–1978), wurde 1929 Chemieprofessor an der Harvard University und war 1933–1953 Rektor der Universität. 1953–1955 amtierte er als amerikanischer Hochkommissar in Deutschland und war bis Januar 1957 erster amerikanischer Botschafter in der Bundesrepublik. Von 1963–1965 wirkte er als Berater für Bildungsfragen der Ford-Stiftung in Berlin.
4) *Hendrik van Loon:* Der in Amerika lebende und englisch schreibende holländische Schriftsteller Hendrik Willem van Loon (1882–1944), erfolgreicher Populärwissenschaftler und humoristischer Zeichner; er nahm sich deutscher Schriftsteller im Exil sehr hilfreich und gastfrei an.
5) *Washington:* Am 29. 6. 1935 wurden Thomas und Katja Mann vom amerikanischen Präsidenten Roosevelt und dessen Gattin zu einem privaten Dinner im Weißen Haus empfangen.

Küsnacht den 29. VII. 35

Lieber Heinrich,

Dank für Deine Nachrichten. Das Einzige, das bei uns gegen Dein Kommen jetzt gleich gesprochen hätte, wäre die Abwesenheit unserer Jüngsten gewesen, an denen Du doch Anteil nimmst, und die Dir nicht hätten vorspielen können. Sie sind auf einer Ferien-Radtour nach Salzburg. – Wir sind nun eigentlich etwas enttäuscht. Aber hoffentlich ist Dir die Schönheit der Autocar-Fahrten (sie wurden uns auch schon empfohlen, und hätten wir nicht unsere Schlafwagen-

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

karten schon gehabt, wären wir von Nizza gewiß so nach Genf gereist) ein neuer Anreiz, die Fahrt im September zu machen.

Ich bin froh, daß Du Deine Ferien so genießest und besonders froh über Deine russischen Erfolge. Es ist da eben doch eine bessere Welt, Klassenherrschaft her und hin. Sie wollen jetzt ja auch mit den bürgerlichen Demokratien zusammenstehen gegen den Fascismus. Im Vorgefühl davon habe ich in Amerika auch so über den Kommunismus gesprochen, daß die Humanité ihre Freude hatte. Die russische Bewunderung für Dein Werk gibt mir recht. Ich habe nie umhingekonnt, in dem tierischen Haß der Deutschen auf Dich, aber auch z. B. auf Erika und Klaus, ein besonders entscheidendes Zeichen ihrer Dummheit und Miserabilität zu sehen.

Alle Besucher aus Deutschland berichten von unerträglich dicker Luft. Daß die neue Welle von Wut und Verrücktheit ein Zeichen der Stärke und Sicherheit wäre, ist unglaubhaft. Natürlich ist die Emigration verstärkt, aber nicht nur die jüdische, sondern auch aus Furcht vor der Sterilisierung gehen viele Leute mit leichten nervösen Tics und solche, die einen epileptischen Großonkel haben, über die Grenze. Man muß lachen, aber es ist schauerlich, und das Schauerlichste ist, daß noch immer niemand sich einmischt, sondern immer noch alles tut, als sei das ein Staat wie ein anderer.

Herzlich

T.

1) *Deine russischen Erfolge:* Bezieht sich vermutlich auf die russischen Ausgaben von Heinrich Manns Romanen *Die Jugend des Königs Henri Quatre* und *Die Vollendung des Königs Henri Quatre*, beide veröffentlicht im Staatsverlag der nationalen Minderheiten der USSR, Kiew 1938.

2) *Humanité:* Pariser Zeitschrift, Organ der Kommunistischen Partei Frankreichs. – Am 30. 6. 1935 hatte Thomas Mann der *Washington Post* ein Interview gewährt. Es wurde am 1. 7. 1935 publiziert. In der Ausgabe vom 6. 7. 1935 zitierte das *Pariser Tageblatt* daraus die folgenden Sätze: „Ich bin nicht Kommunist, aber ich bin der Meinung, daß der Kommunismus das einzige System ist, das dem Faschismus entgegengestellt werden kann. Wenn es gilt, zwischen Kommunismus und Faschismus zu wählen, ziehe ich den Kommunismus vor." Thomas Mann dementierte die Äußerung. In einem Brief an den S. Fischer Verlag vom 5. 9. 1935, der vom Verlag zu Thomas Manns Entlastung an das Reichsministerium des Inneren weitergeleitet wurde, heißt es: „Das in Washington geführte Gespräch ist natürlich [...] nicht sehr exakt wiedergegeben worden [...] Es war ein Gespräch, wie man es überall in der Welt unter gebildeten Leuten führt über die nachliberalen Staatsformen. Ich habe erklärt, daß ich kein Kommunist sei und mich auch unter dem Kommunismus nicht glücklich fühlen würde; so viel aber sei zugegeben, daß der Kommunismus, wenn wirklich die Freiheit tot sei, die einzige positive Idee sei, die man dem Faschismus entgegenstellen könne." Siehe hierzu die detaillierte Darstellung der Zusammenhänge in Paul Egon Hübinger, *Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte*, S. 476 ff.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht den 1. IX. 35

Lieber Heinrich,

wir sind von Salzburg zurück, dessen Festspiele gerade dieses Jahr ein außerordentlicher Erfolg waren – erfreulich in mancher Hinsicht. Wir haben viel Schönes gehört und gesehen. Der Höhepunkt war wohl der Fidelio unter Toscanini – ein Werk von ergreifender Aktualität. Wir alle kamen überein, es sei wie geschaffen zur Festaufführung bei einer bestimmten Gelegenheit. – Bei der Heimkehr fand ich ein Lese-Exemplar Deines Henri hier vor. Ich beginne … Und nun, wie ist es mit Deinem Besuch? Ich weiß, es ist kein kleiner Entschluß, unter mehr als einem Gesichtspunkt. Aber der Plan war doch ins Auge gefaßt, und er ist schön. Sage doch, wie Du jetzt darüber denkst! Hier wäre alles bereit.

Herzlich

T.

1) *Lese-Exemplar Deines Henri:* Heinrich Mann, *Die Jugend des Königs Henri Quatre. Roman,* Amsterdam: Querido 1935.

Küsnacht den 5. IX. 35

Lieber Heinrich,

es ist schade und schmerzlich, aber ich sehe alles ein. Wir haben ja ein Recht, manches ins Auge zu fassen, dessen Eintreten ein Wiedersehen sehr erleichtern würde. Aber auch sonst werden wir schon dafür sorgen, daß es stattfindet, wenn auch nicht gleich jetzt, da ich durch Amerika und nun schon wieder durch das Salzburger Festival mit meiner Arbeit arg in Rückstand gekommen bin. – Seit Tagen lese ich nichts anderes als Deinen Roman und vernachlässige selbst die Zeitungen. Die Emigration kann stolz sein auf dies Werk, übrigens auch Deutschland, übrigens auch Frankreich. Ich schreibe ausführlicher, wenn ich fertig bin.

Herzlich T.

1) *Deinen Roman:* Heinrich Mann, *Die Jugend des Königs Henri Quatre.*

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht den 10. X. 35

Lieber Heinrich,

wirklich sind die Bolschewiki auch gegen mich sehr freundlich geworden, während sie mich früher als bürgerlich ablehnten. Neulich las ich ganz unverhofft in einem Prager Blatt, der „Zauberberg" erscheine soeben als 5. Band der Sowjet-Ausgabe meiner Schriften. Klaus hatte mir aus Moskau schon allerlei hübsche Gegenstände mitgebracht von meinen dort liegenden Honoraren. Aber auf meine Anfrage hat man mir jetzt sogar Geld herausgeschickt, eine ganze Menge. Das ist zweifellos eine besondere Aufmerksamkeit; und in Salzburg war ein junger in Moskau tätiger Kapellmeister, dessen dringende und lockende Aufforderungen, dort bald einen Besuch zu machen, ziemlich autorisiert wirkten. Mein Wunsch, dem Ruf zu folgen, ist denn auch sehr lebhaft. Gerade daß wir beide, sogar auch ich, sicher sein könnten, dort auf Händen getragen zu werden (und das können wir), zeigt, wie sehr die Dinge sich in letzter Zeit verschoben haben und wie sehr Rußland sich, geistig und politisch, dem Westen und der Demokratie genähert, um mit ihr zusammen dem Schändlichsten auf Erden, dem Nazitum, die Spitze zu bieten. Der Besuch der Sowjet-Schriftsteller in Prag, so harmonisch verlaufend, zeigt dasselbe Bild. – Es ist im Grunde ein prächtiger Gedanke, daß wir mit einander dorthin gingen, und würde zweifellos ein rechtes Fest. Nun habe ich aber zum Frühjahr eine spanische Reise mit französischer Conférence zugesagt, nach Barcelona, Madrid, Valencia und Bilbao, die gut bezahlt wird, – und dann wird bis zum nächsten Frühjahr an etwas ähnlich Ausgreifendes nicht mehr zu denken sein. Wenn mich sonst noch etwas zögern läßt, so ist es die Angst, die auch in der bürgerlichen Schweiz vor dem russischen Kommunismus herrscht und die mir, dem Gaste, amtliche Nachteile eintragen könnte. Ein russischer Stempel im Paß ist etwas sehr Erschreckendes und Gravierendes, immer noch. Ich müßte jedenfalls erst bei Motta anfragen und mir Dispens holen, der wohl gewährt werden würde. Aber wie gesagt, da als Jahreszeit wohl nur das Frühjahr für solche Reise in Betracht kommt, werde ich das übernächste herankommen lassen müssen. Wollen wir uns aufs Frühjahr 37 einigen? Mir scheint, Du nimmst Dir auch ganz gern noch eine Frist. Freilich, es ist recht kühn, so weitläufig zu disponieren, und wenn Du mit Feuchtwanger vorangehen willst, – man ist in Deinem Fall zweifellos ungeduldiger.

Mein Professor hat, wie gewöhnlich, organisch alles in recht guter Ordnung gefunden. Ein bißchen Arsen hat er aber doch verschrieben, zusammen mit Beruhigendem. Gegen die Müdigkeit wäre es gut, früher schlafen zu gehen. Aber wenn ich abends Musik gehört habe, möchte ich auch noch lesen, und so

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

geht Mitternacht oft vorüber. Im Ganzen, weil man doch noch derselbe ist, hat man die Neigung, zu leben wie mit 40. Man ist aber nicht mehr derselbe.

Deine Anrede an den Burschen in Berlin ist höchst amüsant, schlagend und erquicklich. Schicke doch öfter von diesen Erfrischungen! Sie tun allen im Hause wohl.

Herzlich

T.

1) *Sowjet-Ausgabe:* Gemeint ist die in Rußland erschienene Ausgabe der Gesammelten Werke: *Sobranie sočinenij*, Ed. V. A. Sorgenfrej, Leningrad: Gospolitizdat 1934/1938, 6 vols.
vol. 1: *Buddenbroki*, Roman, Tom. I, 1935,
vol. 2: *Buddenbroki*, Roman, Tom. II, 1936,
vol. 3: *Novelly*, 1936,
vol. 4: *Volsebnaja gora* [*Der Zauberberg*], Roman, Tom. I, 1934,
vol. 5: *Volsebnaja gora* [*Der Zauberberg*], Roman, Tom. II, 1935,
vol. 6: *Fiorenca*, 1938.

2) *Besuch der Sowjet-Schriftsteller in Prag:* Der genannte Schriftstellerbesuch fand im Rahmen der damaligen sowjetisch-tschechischen Kulturaustauschbestrebungen statt. Ende 1934/Anfang 1935 weilte eine tschechische Journalistendelegation auf Einladung des sowjetischen Pressevereins (Leiter: M. I. Kolzow) in der Sowjetunion, wo ihr die kulturellen, wirtschaftlichen und technischen Errungenschaften vor Augen geführt wurden. Vom eigenen Augenschein der Gäste versprach man sich eine „objektivere" (sprich: prosowjetische) Berichterstattung in der bürgerlichen tschechischen Presse. Im Sommer 1935 erfolgte die Gegeneinladung des tschechischen Journalistenverbandes. Der sowjetischen Delegation gehörten, neben Journalisten und politischen Funktionären, auch die unten genannten Schriftsteller an; sie kam am 5. Oktober 1935 in Prag an und weilte bis zum 21. Oktober 1935 auf offizieller Besuchstour in der Tschechoslowakei (auf dem Programm stand auch ein Empfang beim Außenminister Eduard Beneš).
Alexei Tolstoi und Michail I. Kolzow berichteten darüber ausführlich in der *Prawda*, Sergej Michailowitsch Tretjakow verfaßte Reiseerinnerungen in Buchform.

3) *spanische Reise:* Sie ist nicht zustande gekommen. Vgl. dazu den Brief Thomas Manns an Heinrich Mann vom 1. 4. 1936: „Unser Reiseprogramm hat sich geändert. Spanien fällt vorläufig aus."

4) *Giuseppe Motta* (1871–1940): Schweizer Staatsmann, seit 1912 Mitglied des Schweizer Bundesrats und seit 1920 Leiter des Politischen Departements (Auswärtiges). Er war insgesamt fünfmal Bundespräsident, zuletzt 1932 und 1937.

5) *Reise:* Gemeinsam mit Lion Feuchtwanger sollten Thomas und Heinrich Mann eine Reise in die Sowjetunion unternehmen; als erstes mögliches Datum war der Mai 1936 vorgesehen. Die Reise kam jedoch nicht zustande; weder Heinrich noch Thomas Mann haben die Sowjetunion je besucht.

6) *Mein Professor:* Professor Alfred Gigon (1883–1975), Arzt in Basel.

7) *Deine Anrede:* Gemeint ist wahrscheinlich Heinrich Manns Artikel ‚Kastendeutschland', *Pariser Tageblatt*, 3. 10. 1935; wieder abgedruckt in: *Es kommt der Tag*, Zürich: Europa-Verlag 1936, S. 175–178. Der Anfangssatz lautet: „Herr Hitler, haben Sie nicht auch das Gefühl, daß es zu Ende geht?" – Vgl. dazu Heinrichs Brief vom 3. 10. 1935, Anm. 1.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht den 24. X. 35

Lieber Heinrich,

beiliegenden Brief habe ich neulich nach Oslo geschickt. Vielleicht freut es Dich, ihn zu lesen. Ob er Eindruck machen wird? Aber leider ist auch vom Eindruck bis zur Wirkung noch ein weiter Schritt.

Schicke mir, bitte, den Durchschlag zurück zu etwaiger weiterer Verwendung.

Vorzeitig ist hier Novemberdunkelheit und Winterkälte eingefallen. Auch im Tessin regnet es seit Wochen unaufhörlich. Es ist recht trist.

Was ist, werden London und Rom Frieden machen? Eben sah es doch noch aus, als seien die Engländer entschlossen, mit dem Fascismus aufzuräumen, was ein guter Anfang gewesen wäre. Unterdessen fühlen Hitler und Göbbels sich unbeaufsichtigt und „maken dat", wie jenes Putt-Höneken, „gar tau groff". Göbbels hat nunmehr verboten, daß die Gedenktafeln für Kriegsgefallene jüdische Namen tragen. Sie sind auszulöschen. Ein Reichswehroffizier, der hier war, hat erklärt, das schlage dem Faß den Boden aus. Er soll überhaupt merkwürdige Reden geführt haben.

Herzliche Grüße!

T.

1) *nach Oslo geschickt:* Vgl. den Brief Heinrich Manns vom 26. 10. 1935 an Thomas Mann, Anm. 1.
2) *Frieden machen:* Bezieht sich auf den italienisch-abessinischen Krieg. Ungeachtet weltweiter diplomatischer Bemühungen ließ der italienische Staatschef Benito Mussolini am 3. 10. 1935 seine Streitkräfte in Abessinien einmarschieren. Am 7. 10. 1935 verurteilte der Völkerbundrat Italien als Aggressor dieses Krieges, und am 19. 10. endete eine Konferenz des Völkerbundes mit Sanktionsempfehlungen gegen die kämpfenden Parteien. Am 18. 11. wurde mit wirtschaftlichen Sanktionen begonnen (Waffenausfuhr- und Kreditsperre, Ein- und Ausfuhrverbote gegen Italien), ohne Beteiligung Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, Ungarns und Albaniens. Seit dem 9. 12. tagte in Paris eine britisch-französische Konferenz, die einen Friedensplan – den sogenannten Hoare-Laval-Plan – zur friedlichen Beilegung des Abessinien-Konflikts ausarbeitete. Da dieser Plan bedeutende Zugeständnisse an Italien vorsah, wurde er von der politischen Opposition in England und in Frankreich als ein Verrat am Völkerbund bezeichnet und mußte daraufhin fallengelassen werden. – Vgl. in diesem Zusammenhang auch: Heinrich Mann, Rede vor dem Völkerbund, *Die Neue Weltbühne,* Prag, Zürich, Paris, Jg. 4, Nr. 51, 19. 12. 1935, S. 1599–1601.
3) *Putt-Höneken:* Putthöhneken n., Kosewort für ein Huhn, „Nestküchlein". Klaus Groth, *Gesammelte Werke,* 4 Bände, Kiel 1904, Bd. II, S. 213. Vom Lockruf Putt, putt, putt! (Vgl. *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch,* hrsg. von Otto Mensing, 5 Bände, Neumünster 1925/35, Bd. III, Sp. 1158). – *gar tau groff:* gar zu grob.
4) *ein Reichswehroffizier:* Nicht ermittelt.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht den 15. XI. 35

Lieber Heinrich,

vielen Dank für den Ausschnitt. Es ist überaus nützlich und verdienstvoll, diese Dinge zu sagen und der bürgerlichen Welt beizubringen, daß der Fascismus eben die westliche Form des Bolschewismus ist und daß die „Alte Welt" nichts von ihm zu hoffen hat. Mit der Verbreitung dieser Einsicht wäre viel gewonnen, noch mehr aber mit der Erkenntnis der Engländer, daß sie den Diktaturen nicht zu Prestige-Erfolgen verhelfen dürfen, sondern sie stürzen müssen, wenn sie Frieden haben wollen. Ein Anfang ist gemacht dank Mussolinis Plumpheit. Churchill und der Artikel der Times über die deutschen Judenverfolgungen waren sehr gut, und von der deutsch-englischen Freundschaft ist schon wieder nicht viel übrig. Auch von der deutsch-polnischen nicht; und wenn nicht Frankreich aus seiner freilich prekären Lage einen Ausweg nach Berlin suchte, wie es scheint, so könnte man wegen der auswärtigen Angelegenheiten des III. Reiches ziemlich beruhigt sein.

Mit den inneren steht es sowieso desaströs, allen meinen Nachrichten zufolge. Was ich aber mit unangenehmeren Empfindungen erwarte, als früher je etwas, die Saar-Abstimmung eingeschlossen, ist die Olympiade, die zu einer Riesen-Reklame für Nazi-Deutschland auszuschlagen droht. Wenn doch ein paar bessere Völkerschaften die Entschlußkraft aufgebracht hätten, abzusagen! Es hätte sich doch durchaus unaggressiv und natürlich begründen lassen – und es hätte das Ende des Regimes sein können. *Will* man es denn erhalten? Das Welt-Sportfest wird im humanitärsten Stil, unter Verleugnung auch des Anti-Semitismus, weltfreundlich-weltfriedlich, mit Schillers Lied an die Freude und allem Zubehör aufgezogen werden, ungeheuer gewinnend. Dazu die Ordnung, die vollkommene Organisation, die modernen Riesenbauten – es gibt eine katastrophale Propaganda. Wäre den schamlosen Burschen ein Strich durch die Rechnung zu machen! –

Dr. Hans Bauer, Redaktor der Baseler Nationalzeitung, bat mich um Deine Adresse und darum, ich möchte ein gutes Wort bei Dir einlegen für ihn und den großen Wunsch, den er an Dich hat. Er ist der Haupt-Organisator der Schweizer Europa-Union gegen den Krieg und wünscht brennend, daß Du kommst und in solcher Versammlung oder mehreren sprichst. Willst Du es nicht tun? Ich frage mit geringer Zuversicht. Aber schön wäre es.

Herzlich

T.

1) *Ausschnitt:* Nicht ermittelt.

2) *Mussolinis Plumpheit:* Bezieht sich vermutlich auf den Protest Italiens vom 11. 11. 1935 an die Mitglieder des Völkerbundsrats gegen die von diesem beschlossenen Sanktionen.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

3) *Saar-Abstimmung:* Nach dem Waffenstillstand vom 11. 11. 1918 wurde das Saargebiet aus dem Staatsverband des Deutschen Reiches herausgelöst. Ziel der französischen Politik war es, das deutsche Machtpotential möglichst langfristig zu schwächen, um dadurch die Wiederholung der Kriegskatastrophe zu verhindern. Versuche Deutschlands, so durch dessen Außenminister Stresemann 1926, das Saargebiet wieder zurückzuholen, scheiterten wiederholt an innen- und außenpolitischen Widerständen. Erst am 13. 1. 1935 fand eine Volksabstimmung darüber statt. 8,8% der Stimmen waren für den Status quo, 0,4% für Frankreich; 90,8% aber votierten für die Rückgliederung des Saargebietes an Deutschland, welche am 1. 3. 1935 erfolgte. Die Saargruben wurden von Deutschland für 900 Mill. FF zurückgekauft. Thomas Mann verfolgte die Wahlvorbereitungen aufmerksam und, da er sie als Reklame für das Hitler-Regime erkannte, mit Widerwillen (vgl. den Brief vom 1. 1. 35 an René Schickele; TB vom 15. 12. 34, 4.–12. 1. 35). Das Wahlergebnis bezeichnete er als „ein Faktum, von dem ich mich möglichst gleichmütig abwende" (TB, 15. 1. 35); vgl. auch die Eintragungen vom 19. 1. 35 und 5. 3. 35).

4) *Hans Bauer* (geb. 1901): Präsident der Europa-Union, bei deren Tagung Thomas Mann am 11. 11. 1934 im Großen Festsaal der Basler Mustermesse gesprochen hatte (vgl. *Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft,* Zürich, Nr. 20, 1983–1984, S. 5 ff.). Bauer war vom 1. 9. 1926–31. 2. 1952 Redakteur der *Basler Zeitung.*

Küsnacht-Zürich 23. XII. 35
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich, am Vorabend des Festes noch schnell einen Gruß und Dank für Deine Zeilen. Die 10bändige Ausgabe ist recht unvollständig geworden, vieles fehlt darin. Unvollständig ist auch der Fontane, der Dir unterdessen zugekommen sein wird. Ich war enttäuscht: Die große Ausgabe mit Briefen und allem führt Fischer nicht mehr. Stupiderweise wurde sie nie gekauft. – Klaus ist sehr glücklich über Deinen Brief. Ich verlas ihn heute nach Tisch. Alles ist versammelt, das Haus überfüllt und Katja erschöpft von Besorgungen. Wir haben Frost und tiefen Schnee, und so ist denn alles, wie es im Buche steht. Euch beiden fröhliche Langusten!

T.

1) *Ausgabe:* Thomas Mann, *Gesammelte Werke in zehn Bänden,* Berlin: S. Fischer 1925.

2) *Fontane:* Theodor Fontane, *Gesamtausgabe der erzählenden Schriften,* 9 Bde., Berlin: S. Fischer 1925.

3) *Deinen Brief:* Gemeint ist Heinrich Manns Brief vom 18. 12. 1935 an Klaus Mann, in: Klaus Mann, *Briefe und Antworten,* Bd. 1, München: edition spangenberg im Ellermann-Verlag 1975, S. 239f.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht-Zürich 7. I. 36
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich, Klaus fährt bald nach London, über Paris, und wird also an der Sitzung wohl teilnehmen können. Ich kann es nicht, schon weil wir bis Ende des Monats nach Arosa gehen, und kann auch nicht unterschreiben. Dagegen habe ich der Aufnahme meines Briefes nach Oslo in das Werbe-Cirkular schon zugestimmt. Das geht allenfalls, wenn ich auch damit rechnen muß, daß das Cirkular sofort im Propaganda-Ministerium liegt. Ich leiste mir manches, z. B. auch das Wassermann-Vorwort, wovon ich glaube, daß die in Berlin es schlucken werden, ebenso den Artikel im St. Galler Tagblatt, muß aber gewisse Grenzen vorläufig einhalten. Am 10. habe ich noch eine Vorlesung in Basel zugunsten der Genfer Emigrantenhilfe. Am 13. fahren wir nach Arosa, Neues Waldhotel.

Herzlich

T.

1) *Sitzung:* Vgl. dazu den Brief Heinrich Manns vom 6. 2. 1936 an Thomas Mann, Anm. 1.
2) *Arosa:* Thomas Mann weilte vom 13. bis 27. 1. 1936 in Arosa, Waldhotel.
3) *meines Briefes nach Oslo:* Vgl. den Brief Heinrich Manns vom 26. 10. 1935 an Thomas Mann, Anm. 1.
4) *Wassermann-Vorwort:* Thomas Mann, Zum Geleit, Martha Karlweis, *Jakob Wassermann. Bild, Kampf und Werk*, Amsterdam: Querido 1935, S. 5–11.
5) *St. Galler Tagblatt:* Thomas Mann, Hoffnungen und Befürchtungen für 1936, *St. Galler Tagblatt*, 30. 12. 1935, Nr. 610 (GW X, 917f.).
6) *Emigrantenhilfe:* Am 10. 1. 1936 las Thomas Mann in Basel zugunsten des „Hilfswerks für die Flüchtlinge aus geistigen Berufen".

Küsnacht-Zürich 11. II. 36.
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich,

Korrodi's Mesquinerien und Schnödigkeiten gegen die Emigration hatten im Zusammenhang gestanden mit unserer Erklärung gegen Schwarzschild zugunsten des auswandernden Bermann, und so hatte ich das Gefühl, meine innere Zugehörigkeit zu denen, die das Dritte Reich ausstieß oder die es flohen, einmal unzweideutig bekunden zu müssen. Auch vor der Welt war dies notwendig

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

geworden, die zum Teil von meinem Verhältnis zum Hitler-Reich unangenehm halb- und halbe Vorstellungen hat. Vor allem aber war es für mich selbst eine seelische Notwendigkeit, dem machthabenden Gesindel einmal, wenn auch in den gemessensten Worten, meine Meinung zu sagen und es wissen zu lassen, daß ich seine Rache nicht fürchte. Ich glaube, ich habe meinen Augenblick nicht schlecht gewählt und befinde mich besser seitdem. Wenn sie mich ausbürgern und meine Bücher verbieten, so darf ich mir sagen, daß entweder in 1½ bis 2 Jahren der Krieg da ist – oder in derselben Frist sich in Deutschland Zustände hergestellt haben müssen, die auch die Verbreitung meiner Bücher wieder erlauben. Übrigens bin ich noch garnicht so sicher, daß sie zurückschlagen. Es ist durchaus möglich, daß sie es wie Früheres schlucken und sich damit begnügen, mir weiter Habe und Paß vorzuenthalten. Olympiade und Außenpolitik sprechen dafür.

Bermann hat in Zürich Schwierigkeiten. Die Gilde ist aus Eifersucht gegen ihn. Der Mißerfolg ist noch nicht entschieden; tritt er ein, so bleiben Wien und Prag. Bermann hat sich mit Heinemann, London, liiert; es wird eine internationale Firma Fischer-Heinemann mit amerikanisch-englischem Kapital, politisch sehr unabhängig dadurch, deren deutsche Abteilung B. selbständig leiten wird, eine gute, durchaus aussichtsreiche Sache. Schwarzschilds Angriff ging vollständig fehl. Landshoff selbst schreibt mir, er habe in der Gründung weiterer Verlage im Ausland nie eine Gefahr gesehen, sondern im Gegenteil eine Entlastung. Die Monopolstellung einer zu kleinen Anzahl von Verlagen sei auf die Dauer unzuträglich. – Die Hauptfrage bleibt, unter welchen Bedingungen, mit einem wie blauen Auge, Bermann in Berlin loskommt. –

Nach gesprochenem Wort denke ich mich zu halten wie bisher. Die Beteiligung an der Moskauer Zeitschrift liegt nicht auf meiner Linie. Ich bin meinem Schweizer Gastland, in dem ich mich sehr gern vor Ablauf der gesetzlichen Frist einbürgern lassen möchte, gewisse Rücksichten schuldig und mag mich überhaupt, bei aller Sympathie, nicht zu ausdrücklich aufs Kommunistische festlegen lassen.

Herzlich

T.

1) *Schnödigkeiten:* Die von Leopold Schwarzschild (1891–1950) geleitete, in Paris erscheinende deutsche Exil-Wochenschrift *Das Neue Tage-Buch* veröffentlichte am 11. 1. 1936 einen scharfen Angriff gegen Gottfried Bermann Fischer, den Leiter des S. Fischer Verlags. Ihm wurde vorgeworfen, mit Goebbels' Einverständnis und mit Thomas Mann als Aushängeschild in Wien einen „getarnten Exilverlag" gründen zu wollen. (Der volle Wortlaut dieses Artikels in: Klaus Schröter, *Thomas Mann im Urteil seiner Zeit*, Hamburg: Wegner 1969, S. 259–260.) Telefonisch bat Bermann Fischer – von London aus, wo er zu Verhandlungen mit dem Heinemann-Verlag

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

weilte – Thomas Mann um eine öffentliche Protest-Erklärung. Sie erschien, unterzeichnet von Thomas Mann, Hermann Hesse und Annette Kolb, unter der Überschrift ‚Ein Protest' in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 18. 1. 1936 (siehe auch GW XI, 787). Leopold Schwarzschild antwortete auf diesen ‚Protest' mit einer ‚Antwort an Thomas Mann' im *Neuen Tage-Buch* vom 25. 1. 1936, worin er Thomas Mann aufforderte, sich von Bermann Fischers Verlagsplänen zu distanzieren. (Der volle Wortlaut in: Klaus Schröter, *Thomas Mann im Urteil seiner Zeit*, S. 260–266.) Aber auch die *Neue Zürcher Zeitung* reagierte auf Thomas Manns ‚Protest': Eduard Korrodi (1885–1955), Schweizer Publizist und Literaturhistoriker, seit 1914 Feuilletonredaktor an der *Neuen Zürcher Zeitung*, polemisierte im Aufsatz ‚Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel' (*Neue Zürcher Zeitung* vom 26. 1. 1936) gegen Schwarzschilds ‚Antwort an Thomas Mann'. Auf Korrodis „Mesquinerien und Schnödigkeiten" antwortete Thomas Mann wiederum in einem ‚Offenen Brief an Korrodi' (*Neue Zürcher Zeitung*, 3. 2. 1936, siehe auch GW XI, 788–793). Dieser Aufsatz ist Thomas Manns erste öffentliche Absage an Nazi-Deutschland; er bekundet hier offen seine Solidarität mit den exilierten Deutschen. – Vgl. dazu auch: *Die ersten Jahre des Exils. Briefe von Schriftstellern an Thomas Mann*, Dritter Teil: 1936–1939, hrsg. von Hans Wysling, *Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft Zürich*, Nr. 15, 1975, S. 5ff.

2) *ausbürgern:* Am 2. Dezember 1936 wurde Thomas Mann aufgrund des „Gesetzes über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit vom 14. Juli 1933" die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt. Frau Katja Mann und die vier jüngeren Kinder wurden in diese Verfügung miteingeschlossen.

3) *Olympiade:* Am 1. August eröffnete Hitler die XI. Olympischen Sommerspiele.

4) *Gilde:* Aufgrund wirtschaftlicher Erwägungen wehrte sich die Büchergilde Gutenberg, Zürich, gegen eine von Bermann Fischer in Aussicht genommene Niederlassung seines Exilverlags in Zürich. Auf einer Sitzung der beiden Vorstände des Schweizerischen Buchhändlervereins und des damals noch selbständigen Verlegervereins wurde am 7. 1. 1936 ein Gutachten ausgearbeitet: Die Niederlassung eines ausländischen Großverlags in Zürich würde die Gesamtinteressen des schweizerischen Verlagswesens schwer gefährden. Diesem Gutachten scheint dann auch die Kantonale Fremdenpolizei gefolgt zu sein: Sie verweigerte nicht nur die Einfuhr des von der deutschen Nazi-Regierung freigegebenen Buchlagers, sondern lehnte auch Bermann Fischers Niederlassungsgesuch ab.

5) *Wien und Prag:* Der Bermann-Fischer Verlag nahm im Sommer 1936 in Wien seine Produktion auf; Sitz des Verlags war Wien III, Esteplatz 5.

6) *Heinemann:* Eine Verlagskooperation Heinemann-Fischer war nicht zustande gekommen. Vgl. auch Anm. 1.

7) *Fritz Landshoff* (1901–1988): Leiter der Deutschen Abteilung im Amsterdamer Querido-Verlag.

8) *Moskauer Zeitschrift:* Vermutlich die Zeitschrift *Internationale Literatur*, Moskau; hier hatte Heinrich Mann einen Bericht über den Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur vom Sommer 1935 in Paris veröffentlicht: ‚Ein denkwürdiger Sommer', *Internationale Literatur*, Jg. 6, Nr. 1, Moskau 1936, S. 21 f.

Küsnacht-Zürich 26. II. 36.
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich,

der Aufruf ist so gut, daß ich mir ein paar Tage Zeit zur Überlegung nehmen mußte. Aber es widerspräche doch meinen Vorsätzen, hier mitzutun, und mein „Gastland" sieht eine allzu lebhafte politische Betätigung seiner Gäste garnicht

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

gern. Zudem: Hast Du denn einen Schimmer von Hoffnung, daß das deutsche Staatsgesindel sich durch dieses Manifest die Freigabe seiner politischen Gefangenen abzwingen lassen wird? Und dann: „Amnestie." Können Gewalthaber, die Menschen ohne Gericht und Urteil gefangen halten, überhaupt „amnestieren"? Erweist nicht schon diese Forderung ihnen zuviel Ehre? Es ist eine politische Einzeldemonstration, die nicht aufs Ganze geht. Im richtigen Augenblick, so denke ich oft, müßte ein mit Tausenden von Namen aus aller Welt bedeckter, in herzlichen, guten und großen Tönen abgefaßter Aufruf direkt an das deutsche Volk gerichtet werden, des Sinnes, daß es die infame Zwingherrschaft abschütteln und zu Recht, Vernunft und Menschenanstand zurückkehren möge, worauf es ihm und allen gut gehen werde. Die organisierte und nicht organisierte Kulturwelt Europas und Amerikas müßte das unterschreiben, nicht ein Dutzend Linkspolitiker, und müßte in der Weltpresse erscheinen, dann würde es den Adressaten schon vor Augen kommen. Sogar mein Offener Brief kommt ihm vielfach vor Augen. Hinausgelangende Deutsche nehmen ihn mit hinein und lesen ihn vor.

Heute sprach ich wieder einen, einen adeligen Rechtsanwalt aus Berlin. Wie lange es wohl noch dauern könne, fragte ich ihn. Er fürchte, sehr lange, sagte er. Und wie lange also? In *zwei* Jahren spätestens, antwortete er, müsse notwendig und zwangsläufig der wirtschaftliche Zusammenbruch erfolgen, und dann würde zweifellos die Auseinandersetzung auf „die Straße" getragen werden und diese die Sache in die Hand nehmen. Das nannte er lange! – Die Frage wird dann nur sein, ob die Reichswehr auf „die Straße" schießt oder nicht lieber auf die S.S., wenn diese es tut.

Herzliche Grüße!

T.

1) *Aufruf:* Vermutlich Heinrich Mann, Einheit! Einheit! Einheit! Gegen Faschismus und Krieg, *Die Volks-Illustrierte,* Jg. 1, Nr. 12, Prag 1936, S. 179. Möglicherweise auch Heinrich Mann, Seid einig!, *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung,* Jg. 15, Nr. 14, Prag, 29. 3. 1936, S. 220.
2) *Offener Brief:* Thomas Mann, Offener Brief an Korrodi, *Neue Zürcher Zeitung,* 3. 2. 1936. Vgl. auch den Brief Thomas Manns vom 11. 2. 1936 an Heinrich Mann, Anm. 1.
3) *Rechtsanwalt:* Im Tagebuch notiert sich Thomas Mann am 26. 2. 1936: „Ins Baur au lac zur Konferenz mit Rechtsanwalt v. Brandenstein aus Berlin. Saßen in derselben Ecke der Halle wie mit Wassermann, 14 Tage vor seinem Tode. Mit B. über Lage und Aussichten in Deutschland. Will echte Ergebnisse wahrhaben wie die innere Realität der ‚Arbeitsfront'. Fügt aber hinzu, daß [man] mit dem Negativismus der Emigranten in Deutschland ‚nicht leben könne'. Erwartet übrigens in 1½ bis 2 Jahren den wirtschaftlichen Zusammenbruch und das Eingreifen der ‚Straße'. Schacht könne und möge nicht mehr. Heiter. Zwei Jahre wollte man schon warten, wenn es dann gründlich und lehrreich käme. B. scheint Halbjude."

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht-Zürich 1. IV. 36.
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich,

Du hast gewiß jetzt viel zu schreiben, und so danke ich Dir besonders für Deine Zeilen. In meinem gedruckten Geburtstagsgruß sind ein paar mich störende Druckfehler. Verbessere sie doch zu meiner Beruhigung in Deinem Exemplar! Es muß natürlich heißen: „des Königs Henri" und einige Zeilen weiter: „keinen Abbruch tun" statt „tut". – Klaus schrieb: „Was für ein schöner Übermut vom Vater, in der Weltbühne zu schreiben!"

Unser Reiseprogramm hat sich geändert. Spanien fällt vorläufig aus. Am 6. Mai soll ich in Wien, eingeladen von der Akademischen Gesellschaft für medizinische Psychologie den Festvortrag zu Freuds 80. Geburtstag halten. Anfang Juni muß ich dann an den Sitzungen des Völkerbund-Comités für Kunst und Wissenschaft teilnehmen, die diesmal in Budapest stattfinden, und werde von da noch einmal nach Wien gehen zu einer Joseph-Vorlesung im Rahmen der dortigen Festwochen. Ob ich dann im späteren Sommer mein gegebenes Wort halte und mit Katja zum Pen-Club-Congreß nach Buenos Aires fahre, lasse ich vor mir selbst noch im Dunkeln. Es kommt auf die Umstände an oder auf meinen Zustand. Ich kann eigentlich nicht über den Abschluß meines III. Bandes hinausdenken, in dem ich mich kurz vor Torschluß um des Freud-Vortrages willen noch einmal werde unterbrechen müssen. Er führt, obgleich er seine 700 Seiten und mehr bekommt, noch nicht bis zum Ende, sondern nur bis zur Katastrophe mit der Frau des Potiphar, und das Weitere muß einem vierten vorbehalten bleiben. Kenner halten diesen dritten für den besten. Die Liebesgeschichte ist etwas sehr Sonderbares geworden, und die Figur der Mut-em-enet (Potiphars Weib) bedeutet eine wahre Ehrenrettung. Das Buch, an dem schon gedruckt (und übersetzt) wird, soll im Hochsommer erscheinen – es fragt sich nur, wo. Bermann, der sich ja mit W. Heinemann (London) zu einer englisch-deutschen Firma Heinemann-Fischer zusammen getan hat, hat hier die Niederlassungsbewilligung nicht bekommen und versucht sein Heil nun in Wien, wo aber wohl Zsolnay alles gegen ihn aufbieten wird. Scheitert er auch dort, so wird er nach London gehen, das in diesem Fall der Erscheinungsort meiner Bücher würde. Wunderlich.

Soviel von mir. Die politischen Erlebnisse der letzten Wochen waren entnervend, das Verhalten der Engländer zum Verzweifeln. Aber es ist die Revanche für Laval. Von dem hierzulande herrschenden Haß auf Hitler-Deutschland hat man keine Vorstellung. Es ist wesentlich Angst und Schrecken. 235 Millionen Franken für Landesverteidigung! – Wenn Du etwas über die letzten Ereignisse geschrieben hast, willst Du es mir schicken? – Eben ruft mich Emil Ludwig ganz

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

verzweifelt aus Ascona an: Er hat das im deutschen Sender verlesene Memorandum abgehört und findet es so bestechend, daß er das Gefühl hat, wir hätten eine große Schlacht verloren. Ich meine, die armen Deutschen im Reich hätten sie mehr verloren.

Herzlich

T.

1) *Geburtstagsgruß:* Thomas Mann, Dem Fünfundsechzigjährigen, *Die Neue Weltbühne,* Paris, 26. 3. 1936.
2) *zu Freuds 80. Geburtstag:* Vom 7.–14. 5. 1936 weilte Thomas Mann auf einer Vortragsreise in Wien, Brünn und Prag. Anläßlich des 80. Geburtstages von Sigmund Freud am 6. Mai hielt Thomas Mann im ‚Akademischen Verein für medizinische Psychologie' am 8. Mai den Festvortrag ‚Freud und die Zukunft'.
3) *Budapest:* Vom 6.–17. 6. 1936 befand sich Thomas Mann auf einer Reise zur Tagung des ‚Comité de la Coopération Intellectuelle' in Budapest: Am 7. Juni las er im Innerstädtischen Theater aus dem *Joseph;* vom 8.–12. Juni nahm er an der Tagung des Komitees teil und hielt am 9. Juni den Vortrag *Humaniora und Humanismus.* Am 12. Juni wiederholte er den Freud-Vortrag (Innerstädtisches Theater). Anschließend Rückreise nach Wien, wo Thomas Mann am 13. Juni im Konzerthaus aus *Joseph in Ägypten* las.
4) *Joseph-Vorlesung:* Vgl. Anm. 3.
5) *Buenos Aires:* Die Reise nach Buenos Aires ist nicht zustande gekommen; statt dessen hat Thomas Mann im Spätsommer seinen Bruder Heinrich an der Côte d'Azur besucht.
6) *meines III. Bandes:* Thomas Mann, *Joseph in Ägypten,* Wien: Bermann-Fischer 1936. Am 23. August hat Thomas Mann diesen Band abgeschlossen.
7) *Zsolnay:* Der österreichische Verleger Paul Zsolnay (1895–1961); er gründete 1923 den großen belletristischen Zsolnay-Verlag, emigrierte 1938 nach England und kehrte 1946 nach Wien zurück.
8) *Engländer:* Das herausragende politische Ereignis der „letzten Wochen" war die Nichtigkeitserklärung des Locarno-Paktes von 1925 durch Adolf Hitler am 7. 3. 1936 und der damit verbundene Einmarsch der deutschen Wehrmacht in die entmilitarisierte Zone des Rheinlandes. Am 19. 3. 1936 erläuterte der Sonderbotschafter Joachim von Ribbentrop vor dem Völkerbundsrat den deutschen Standpunkt. Der Rat sprach anschließend Deutschland des Bruchs am Versailler Vertrag für schuldig. Dieser Schuldspruch wurde aber von einigen Staaten – darunter Großbritannien – lediglich zur Kenntnis genommen; von entsprechenden Gegenmaßnahmen war keine Rede.
9) *Pierre Laval* (1883–1945): War während der dreißiger Jahre mehrfach französischer Außenminister und Ministerpräsident. Nach dem italienischen Angriff auf Abessinien im Oktober 1935 verhinderte er die Wirksamkeit der vom Völkerbund gegen Italien beschlossenen Sanktionen und war Mitunterzeichner des Hoare-Laval-Abkommens, das Italien in Abessinien bedeutende Zugeständnisse machte. – Vgl. auch den Brief Thomas Manns vom 24. 10. 1935 an Heinrich Mann, Anm. 2.
10) *Emil Ludwig* (1881–1948): Schriftsteller und Journalist.
11) *Memorandum:* Im Tagebuch notiert Thomas Mann am 1. 4. 1936: „Während des Essens: aufgeregt desperater Anruf Emil Ludwigs aus Ascona, der das vom deutschen Sender verlesene deutsche Memorandum abgehört hatte und es so bestechend fand, daß er das Gefühl hat, wir hätten eine große Schlacht verloren. Hörten aus Bern einen kurzen Auszug und die Meldung, daß die engl. Presse die Gegenvorschläge als versöhnlich bezeichne. Wird es dem Menschen gelingen mit Hülfe der Friedenslüge sein Reich zu befestigen und den Völkerbund statt auf den Vertrag von Versailles auf den Reichstagsbrand zu gründen?" – Am 7. 3. 1936 erfolgte der deutsche Einmarsch im Rheinland, das nach dem Vertrag von Locarno von 1925 als demilitari-

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

sierte Zone galt. Hitler erklärte den genannten Vertrag für nichtig und proklamierte die Wiederherstellung der vollen deutschen Souveränität. Die Okkupation zog rege diplomatische Aktivität nach sich. Frankreich und Belgien bestanden auf den Sicherheitsgarantien des Locarno-Vertrags, England nahm eine vermittelnde Position ein. Am 19. 3. 1936 verurteilte der Völkerbundrat das Vorgehen Deutschlands als Bruch des Versailler Vertrags von 1919. Gleichentags erklärten sich aber die „Locarno-Mächte" zu Verhandlungen mit Deutschland über eine Revision des Rheinlandstatuts sowie über Fragen der Rüstung und Sicherheit bereit, unter der Voraussetzung, daß Deutschland seine Truppenpräsenz im Rheinland auf dem gegenwärtigen Bestand plafoniere. Die Forderung nach Abzug der Truppen wurde nicht erhoben. Am 24. 3. 1936 erging von deutscher Seite eine vorläufige Antwort auf diesen Vorschlag, und am 1. April brachte Ribbentrop einen deutschen „Friedensplan" nach London. In diesem Memorandum war vom Wunsch nach Versöhnung und Verständigung die Rede, und es wurde versichert, Deutschland habe nicht die Absicht, Frankreich oder Belgien jemals anzugreifen. Gleichzeitig wurde Anspruch auf ein Selbstverteidigungsrecht Deutschlands in den eigenen Grenzen (und mithin auf uneingeschränkte militärische Hoheit im Rheinland) erhoben. Konkrete Zusagen (Plafonierung der Truppenstärke) wurden nicht gemacht. (*Keesing's Archiv der Gegenwart*, März/April 1936, insbes. 2455 D, 2476 F, 2498 E; *Völkischer Beobachter*, Süddeutsche Ausgabe, München, 2. 4. 1936.)

23. Okt. 1936
18, rue Rossini
Nice

Lieber Tommy,

mit Freude und grosser Bewunderung empfing ich diesen starken Band. So viel Vertiefung und Beständigkeit sind unzweifelhaft die allerrühmlichste Art, den Zeiten zu begegnen. Was ich selbst tue, verlang' ich sonst von niemand, besonders von Dir nicht, und oft wird es mir zur Last, daß ich es von mir verlangen muss.

Diesen Winter will ich alles, was nicht mein Roman ist, nach Möglichkeit einschränken. Ausser der Arbeit bleibt mir als lang währender Genuss Dein Werk. Nimm meinen Dank für das Buch und die Widmung.

Von Katja erhoffe ich die Auskunft, um die ich sie bat.

Seid herzlich gegrüsst.

H.

1) *starken Band:* Thomas Mann, *Joseph in Ägypten.*
2) *mein Roman:* Heinrich Mann, *Die Vollendung des Königs Henri Quatre.*
3) *Auskunft, um die ich sie bat:* Nicht bekannt.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

DR. THOMAS MANN

Küsnacht-Zürich 15. XI. 36
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich,

der Appell ist gut, aber seine Unterzeichnung wäre für mich eine zu direkte Aktion. Dagegen lasse ich jetzt durch die Presse-Cooperation in Paris die damals für Nizza verfaßte Anrede, zum Artikel abgerundet, vertreiben, die auch nicht bitter ist.

Ich denke Dich mir gern im Joseph III lesend. In der zweiten Hälfte sind einige geglückte Dinge. Vom „Mephisto" kenne ich bisher nur weniges, was Klaus uns vorlas. Aber ich weiß, daß Deine Charakteristik richtig ist.

Von meinen verschiedenen körperlichen Mißhelligkeiten ziemlich erholt (nur Rheumatismus ist zurückgeblieben, sodaß ich an eine Schwefelbäder-Kur in Baden denke) schalte ich nun erst einmal eine seit längerem geplante Erzählung ein, in der ich schließlich doch einmal Goethen, 67 Jahre alt, leibhaftig auf die Beine zu stellen gedenke. Nachdem ich es mit 40 vermieden (woraus der „Tod in Venedig" wurde), will ich's mir mit 60 gönnen, wenn auch nur lustspielmäßig. Es ist eine recht freudige Aufregung.

Herzlich

T.

1) *Appell:* Gemeint ist vielleicht der ‚Spanien-Aufruf der deutschen Opposition. Hitler führt Krieg', in: *Pariser Tageszeitung,* 25. 12. 1936. Der Aufruf war unterzeichnet von: Heinrich Mann, Georg Bernhard, Otto Klepper, Rudolf Breitscheid, Max Braun, Georg Denicke, Franz Dahlem, Kurt Funk, Willi Münzenberg.
2) *Artikel:* Thomas Mann hatte unter dem Titel ‚La formation de l'homme moderne' ein Referat geschrieben für die Tagung der Völkerbundkommission für geistige Zusammenarbeit in Nizza vom 1.–3. 4. 1935. Das – nicht gehaltene – Referat erschien deutsch unter dem Titel ‚Achtung, Europa!' im *Neuen Wiener Journal* vom 15. und 22. 2. 1936, später auch in dem Band gesammelter Aufsätze gleichen Titels im Bermann-Fischer Verlag (Stockholm 1938). Die redigierte Fassung vermittelte die Agentur unter dem Titel ‚Offene Worte' einer großen Anzahl europäischer Zeitungen. Vgl. Tagebuch vom 1.–7. 11. 1936, 11. 11. 1936, 17. 11. 1936.
3) *„Mephisto":* Klaus Mann, *Mephisto. Roman einer Karriere,* Amsterdam: Querido 1936.
4) *Baden:* Vgl. Tagebuch vom 13. 11. 1936 und vom 16. 11. 1936. Zur Kur kam es nicht: „Hoffnung, daß das Rheuma von selbst vergeht."
5) *Erzählung:* Thomas Mann, *Lotte in Weimar.* Vor der Niederschrift der Venedig-Novelle hatte Thomas Mann eine Novelle mit dem Titel ‚Goethe in Marienbad' geplant. Vgl. Notizbuch 9, S. 67 und Thomas Manns Brief vom 6. 9. 1915 an Elisabeth Zimmer, vom 10. 9. 1915 an Paul Amann und vom 4. 7. 1920 an Carl Maria Weber. Der ganze Zusammenhang ist dargestellt in *Thomas-Mann-Studien* I, 119.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Küsnacht-Zürich 24. II. 37
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Heinrich,

mit der neuen Zeitschrift, Zweimonatsschrift, *„Maß und Wert"* wird sie heißen, soll es nun Ernst werden. Die Geldgeberin, eine reiche Frau Mayrisch (der Name soll *verschwiegen* werden) war neulich mit ihrem Pariser Vertrauensmann Jean Schlumberger hier, und es gab Konferenzen mit dem Verleger Oprecht, mir, der als Herausgeber fungieren soll, und Ferdinand Lion, der die Redaktion führen wird. Man ist zum Entschluß gekommen, Lion hat im Kontakt mit mir zu planen und zu sammeln begonnen, und die erste Nummer soll Anfang Juni erscheinen.

Ich muß sagen: ich freue mich über den Beschluß und auf das, was da werden kann. Die Zeitschrift soll möglichst positiv wirken, produktiv, zugleich bewahrend und zukunftswillig und trachten, sich Vertrauen, ja Autorität zu gewinnen als anerkannter Sammelplatz freien deutschen Geisteslebens. So ungefähr.

Natürlich rechnet man sehr auf Dich. Lion wird Dir selbst [schreiben] und Dir wohl genauere Wünsche vortragen. Ich will ihm mit diesen Zeilen nur den Weg bereiten. Vor allem und auf jeden Fall hatte ich an ein Stück aus dem zweiten Bande des „Henri" gedacht. Vielleicht aber lassen sich noch andere Verabredungen treffen.

Wir waren drei Wochen in Arosa, es hat uns gut getan. Ich arbeite recht angeregt an meiner Goethe-Novelle. Auch habe ich Freude an der starken Wirkung des „Briefwechsels"; von der deutschen Ausgabe ist schon das 15. Tausend im Handel, und viele Übersetzungen liegen vor. Die französische erscheint in „Marianne".

Dein Aufsatz über Hitlers „Rede" war hochkomisch und ein Hochgenuß.

Herzlich

T.

1) *„Maß und Wert":* Zweimonatsschrift für freie deutsche Kultur. Hrsg. von Thomas Mann und Konrad Falke. Red. von Ferdinand Lion (Jg. 3: von Golo Mann und Emil Oprecht). Erschienen sind: Jg. 1, H. 1–6, September/Oktober 1937 bis Juli/August 1938; Jg. 2, H. 1–6, September/Oktober 1938 bis Juli/August 1939; Jg. 3, H. 1–5/6, November/Dezember 1939 bis September/Oktober/November 1940.

2) *Frau Mayrisch:* Aline Mayrisch de Saint-Hubert, die Witwe des luxemburgischen Stahlmagnaten Emile Mayrisch; sie kam, ohne daß ihr Name an die Öffentlichkeit gelangte, vielen exilierten deutschen Schriftstellern – unter ihnen Annette Kolb – zu Hilfe und trug ab 1937 wesentlich zur Finanzierung von Thomas Manns Zeitschrift *Maß und Wert* bei.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

3) *Jean Schlumberger:* Der französische Essayist, Publizist und Romancier Jean Schlumberger (1877–1968); er gründete 1909, zusammen mit André Gide und Jacques Rivière, die *Nouvelle Revue Française* und schrieb seit 1938 regelmäßig in der Pariser Tageszeitung *Figaro* über deutsch-französische Probleme. Unter seinen Werken: *L'inquiète paternité,* Roman (1913); *Un homme heureux,* Roman (1920); *La mort de Sparte,* Drama (1921); *Les yeux de dix-huit ans,* Roman (1928); *Saint-Saturnin,* Roman (1931); *Plaisir à Corneille,* Essays (1936); *Stéphane le glorieux,* Roman (1940); *Jalons,* Essays (1941); *Nouveaux jalons,* Essays (1943); *Madeleine et André Gide,* Biographie (1956).

4) *Emil Oprecht* (1895–1952): Zürcher Verleger und Buchhändler. Er verlegte die von Thomas Mann herausgegebene Zeitschrift *„Maß und Wert"* (vgl. Anm. 1).

5) *Ferdinand Lion* (1883–1965): Elsässischer Literatur- und Kulturkritiker und Essayist. (Thomas Mann kannte ihn aus seiner Münchner Zeit.) Er schrieb die 1947 erschienene, 1955 erweiterte Monographie *Thomas Mann. Leben und Werk,* und er war 1937–1938 Redakteur der von Thomas Mann und Konrad Falke herausgegebenen Zweimonatsschrift *Maß und Wert.*

6) *Arosa:* Vom 20. Januar bis 9. Februar weilten Thomas und Katja Mann, zusammen mit Lajos Baron Hatvany und dessen Frau, in Arosa.

7) *Goethe-Novelle:* Gemeint ist: Thomas Mann, *Lotte in Weimar. Roman.* Stockholm: Bermann-Fischer 1939.

8) *„Briefwechsels":* Gemeint ist: Thomas Mann, *Ein Briefwechsel,* Zürich: Oprecht 1937. Es handelt sich um die Veröffentlichung von Thomas Manns Briefwechsel mit dem Dekan der philosophischen Fakultät Bonn anläßlich der Streichung Thomas Manns aus der Liste der Ehrendoktoren.

9) *„Marianne":* Pariser illustrierte Wochenzeitung. Die französische Übersetzung von *Ein Briefwechsel* erschien unter dem Titel *Avertissement à l'Europe,* Transl.: Rainer Biemel; Praef.: André Gide, Paris: Gallimard 1937. [Enthält: André Gide, Préface à quelques écrits récents de Thomas Mann; Thomas Mann, Ein Briefwechsel; Achtung, Europa!; Spanien; Christentum und Sozialismus.]

10) *Hitlers „Rede":* Heinrich Mann, Die Rede [II], *Die Neue Weltbühne,* Prag, Zürich, Paris, Jg. 33, Nr. 6, 4. 2. 1937, S. 196–201.

Cunard White Star
R.M.S. „Queen Mary"
20. II. 38

Lieber Heinrich,

einen Gruß von unserer vierten Amerika-Fahrt und gute Wünsche für Dein Wohlergehen unterdessen. Auch Du wirst niedergeschlagen sein von den neuen politischen Greueln. Wer hätte gedacht, daß Oesterreichs Fall so plötzlich und widerstandslos kommen würde! Die Oeffentlichkeit, auch die Schweizer Presse, war zunächst völlig desorientiert; man stellte die Sache als eine Schlappe des Ribbentrop dar. Erst aus den Pariser Zeitungen erfuhren wir, wie es steht. Der arme verratene und verlassene Schuschnigg! Er ersucht seine Nazi, „ihre neuen Rechte nicht zu mißbrauchen". In Graz hatten sie bereits den „Ordnungsdienst". – Wir sind in diesen Tagen (bis morgen noch) sehr spärlich unterrichtet und übersehen die Lage schlecht. Ich verliere viel an Wien, wo ich

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

mich noch vorigen Winter ergreifend aufgenommen fand. Ob auch nur der Weg nach Prag frei bleibt? Der Boden schwindet mehr und mehr. Auch für die Zeitschrift hatten wir nicht mit einem so baldigen Ausfall Oesterreichs gerechnet. Es trifft sich schlecht, daß ich mich im Augenblick mit niemanden besprechen kann.

Die winterliche Ozeanreise hatte ich mir schlimmer vorgestellt. Wir haben sehr ruhige Fahrt, das Riesenschiff, fast unangreifbar, wie es scheint, rollte nur einen Tag *seitlich*, wovon man nicht seekrank wird. In Amerika wird es ernst diesmal: eine lecture Tour durch 14 Städte bis nach Los Angeles, mit dem Thema „The coming victory of Democracy" – nur Mut. Beginn am 1. März in Chicago vor 4000 Menschen, es ist ausverkauft. Das Vorspiel ist in der Yale-University, New Haven, wo ich bei der Eröffnung einer „Th. M. Collection", einer Art von Archiv mit Manuskripten, Übersetzungen etc., ebenfalls reden muß.

Es wird anstrengend, und bei all dem bin ich durch die Unsicherheit der Lage bedrückt. Sehr ungern wanderte ich aus. Und doch wäre es wohl das Klügste, gleich in Amerika Quartier zu machen.

Wenn Du mir schreiben willst, thu es unter der Adresse meines Managers Harold R. Peat, 2 West 45. Str. N.Y.

Herzlich

T.

1) *Amerika-Fahrt:* Vom 21. 2. bis 29. 6. 1938 unternahm Thomas Mann seine vierte Reise in die Vereinigten Staaten – eine vom literarischen Agenten Harold Peat, New York, organisierte Vortragsreise, die insgesamt durch 15 Städte führte. Nach dem am 13. 3. 1938 erfolgten „Anschluß" Österreichs an das Deutsche Reich beschloß Thomas Mann, künftig in den USA zu bleiben. Am 29. Juni trat er nochmals die Überfahrt nach Europa an, um in den kommenden zwei Monaten den Schweizer Haushalt aufzulösen. Am 14. September reiste er wieder in die Vereinigten Staaten zurück.

2) *Oesterreichs Fall:* Auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden verlangte Hitler am 12. 2. 1938 von Österreichs Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg die bedingungslose Erfüllung aller Punkte des Vertrages vom 11. 7. 1936, vor allem die Amnestie der in Österreich inhaftierten Nationalsozialisten. Am 16. 2. 1938 bildete Schuschnigg die Regierung um und ernannte den „Großdeutschen" Arthur Seyss-Inquart zum Innenminister. – Am 11. 3. 1938 dann gab Schuschnigg seinen unter deutschem Druck erzwungenen Rücktritt bekannt. Bereits am 12. 3. marschierte die deutsche Wehrmacht in Österreich ein, und am 13. 3. wurde das Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich verkündet.

3) *Joachim von Ribbentrop* (1893–1946): Ursprünglich Kaufmann, Hitlers außenpolitischer Hauptberater. Er schloß als Sonderbotschafter im Juni 1935 das deutsch-britische Flottenabkommen ab, wurde im August 1936 deutscher Botschafter in London und war anschließend 1938–1945 Reichsaußenminister. Er wurde 1946 als Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg zum Tode verurteilt und hingerichtet.

4) *Schuschnigg:* Der österreichische Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg (1897–1977). Vgl. Anm. 2.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

5) *vorigen Winter:* Vom 10.–16. 1. 1937 war Thomas Mann auf einer Vortragsreise, die ihn nach Wien, Prag und Budapest führte.
6) *Zeitschrift:* Gemeint ist die von Thomas Mann und Konrad Falke in Zürich herausgegebene Zeitschrift *Maß und Wert.*
7) *lecture Tour:* Die Vortragsreise führte Thomas Mann – in Begleitung seiner Frau Katja und der Tochter Erika Mann – durch insgesamt 15 Städte (vgl. Anm. 1).
8) *„Th. M. Collection":* Am 25. 2. 1938 fand die feierliche Eröffnung der Thomas-Mann-Sammlung in der Yale University mit einer Ansprache Thomas Manns statt (‚Zur Gründung einer Dokumentensammlung in Yale University').
9) *Harold R. Peat:* Der amerikanische Impresario und Agent Harold Peat, der Thomas Manns Vortragstourneen in den Vereinigten Staaten organisierte (vgl. Anm. 1).

Nice, 9. Dez. 1939
2, rue Alphonse Karr

Lieber Tommy,

die herzlichsten Neujahrswünsche zuvor. Möge es Dir und allen Deinen weiter gut ergehen. Ausser unseren privaten Anliegen dürfen wir keine haben, ich nehme mir das Recht nicht mehr, die Dinge sind verwickelt und sehr weitreichend, sie überschreiten das bemessene Leben. Dem ersten dieser Ereignisse wohnte ich in der Wiege bei, dem zweiten in der kräftigen Mitte des Lebens, wenn man noch alles weiss und will. Jetzt bin ich ein recht stiller Zuschauer ohne Fünfjahreplan, sozusagen. Die Handelnden haben übrigens auch keinen, abgesehen von England, wo Mut und Weisheit herrschen. Das hätte ich nur drei Monate früher auch nicht gesagt, und hiermit genug.

Dies ist seit längerer Zeit mein erster deutscher Brief. Wo es irgend genügt, schicke ich eine französische Karte. Die Fülle der erfreulichen Vorfälle in der Familie rechtfertigen diese Abweichung. Ich weiss nicht warum, aber die Heirat Deiner Medi hat etwas Wohltuendes. Darf ich Dich bitten, ihr meinen besonderen Glückwunsch auszusprechen, und ihrem Gatten meinen achtungsvollen Gruss. Ferner habe ich um Katjas willen mit grosser Genugtuung erfahren, dass ihre Eltern in Sicherheit sind. Eure gelungene Rückreise, welch eine gute Fügung! Und die Vollendung Deines Romans, wie schön! Gerade las ich mit Sorgfalt und Andacht das siebente Kapitel. Das ist ein ausserordentlicher Aufbau und ein inneres Bild des Greisenalters, wahr und den Kennern ein Wohlgefallen.

Meine Frau ist glücklich, sie fühlt sich eingeordnet und zuständig mit ihren tschechischen Papieren. Der Konsul in Marseille besucht uns von Zeit zu Zeit, und sie strickt für seine Soldaten. Mobilisierte französische Freunde haben wir auch und sehen sie während eines Urlaubs. Merkwürdige Wendungen. Beim

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

„vorigen Mal" hatte ich einen Angsttraum. Ein Gedränge schob mich langsam vorwärts zwischen Lattenzäunen, an ihrem Ende war die Passkontrolle, und ich hatte keinen, oder hatte den falschen. Damals war wohl Italien gemeint. Meine grösste Lust wäre heute, noch einmal dorthin zu reisen. Ich bereue die versäumten Städte, am Radio stelle ich Bari ein, wo ich nie war, aber auch Florenz, und höre die Oper. „Abbiamo trasmesso dal Teatro Communale di Bologna –"

Mein dunkelster Punkt ist das Schicksal meiner Tochter. Wenn ich die unglückliche Heirat verhindert hätte! Aber sie wurde so eilig gemacht. Nachdem ich alle meine Mittel verausgabt hatte, ist das Kind in Prag sitzen geblieben. Sie wohnen bei der Grossmutter, wie ich auf Umwegen gehört habe. Das Rote Kreuz lässt mich bisher ohne Beistand. Ich kann nur hoffen, dass die schlimmsten Erfahrungen sich nicht wiederholen. So oder so wird der Staat wieder hergestellt werden, wahrscheinlich innerhalb einer Donau-Föderation, für sie ist nunmehr auch Beneš. – Einige „concentrierte Schriftsteller" sind der, wahrscheinlich unbegründeten, Meinung, dass ich ihnen herausgeholfen hätte. Für den Herausgeber der Weltbühne konnte ich nichts erreichen. Ein Mitglied des Conseil national der Tschechen, Ripka, verbürgt sich für ihn. Willst Du Giraudoux und J. Romains zu interessieren versuchen?

Zum Schluss nochmals Neujahrswünsche.

Herzlich

H.

1) *Ereignisse:* Gemeint ist der deutsch-französische Krieg 1870/71.
2) *Mitte des Lebens:* Gemeint ist der Erste Weltkrieg 1914/18.
3) *Medi:* Elisabeth Veronika Mann heiratete im November 1939 Giuseppe Antonio Borgese, Ordinarius für italienische Literatur an der Universität Chicago.
4) *ihre Eltern:* Im November 1939 emigrierten die Eltern von Katja Mann, Alfred Pringsheim (1850–1941) und seine Gattin Hedwig (1855–1942), in die Schweiz.
5) *Deines Romans:* Thomas Mann, *Lotte in Weimar. Roman*, Stockholm: Bermann-Fischer 1939.
6) *Meine Frau:* Im November 1939 heiratete Heinrich Mann seine langjährige Gefährtin Nelly Kröger.
7) *Heirat:* Heinrich Manns Tochter Leonie hatte in Zürich einen Dr. Aschermann (eigentlich Aškenazi) geheiratet, der angeblich in Wien ein chemisches Unternehmen leitete und mit der Firma nach Amerika auszuwandern gedachte. Um seine Frau nach Amerika kommen lassen zu können, hatte er sich von Heinrich Mann ein beträchtliches Bank-Depot erbeten. Vgl. dazu die Briefe Heinrich Manns vom 29. 12. 1938, 25. 1. 1939 und 25. 5. 1939 sowie den Brief Thomas Manns vom 2. 3. 1939.
8) *Beneš:* Der tschechoslowakische Staatsmann Eduard Benesch (1884–1948); er war der engste Mitarbeiter T. G. Masaryks bei der Gründung der tschechoslowakischen Republik, amtierte 1918–1935 als Außenminister und 1921–1922 zugleich als Ministerpräsident der ČSR und wurde, nach Masaryks Rücktritt, 1935 Staatspräsident. Nach dem Münchner Abkommen und der erzwungenen Abtretung der Sudetengebiete trat er am 5. 10. 1938 zurück und war 1940–1945 Präsident der tschechoslowakischen Exilregierung in London. Am 16. 5. 1945 kehrte er nach Prag zurück, wurde erneut Staatspräsident und legte nach dem kommunistischen Staatsstreich im Februar 1948 sein Amt nieder.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

9) *Herausgeber der Weltbühne:* Gemeint ist der Publizist Hermann Budzislawski (1901–1978); lebte ab 1934 in der Tschechoslowakei und war von 1934 bis 1939 Herausgeber der *Neuen Weltbühne* in Prag und Paris.
10) *Ripka:* Hubert Ripka (1895–1958), tschechischer Journalist und Politiker. 1925–1930 Redakteur des *Národní osvobozeni*, 1930–38 Redakteur der *Lidové noviny*. 1939 Emigration nach Frankreich, 1940 nach England. 1941–45 Minister der tschechoslowakischen Exilregierung in London, danach Rückkehr in die ČSR. 1945–48 tschechischer Außenhandelsminister. 1948 Emigration.
11) *Jean Giraudoux* (1882–1944): Französischer Schriftsteller und Diplomat.
12) *Jules Romains* (1885–1972): Französischer Schriftsteller, der sich besonders für deutsche Emigranten einsetzte.

5. Mai 1940
2, rue Alphonse Karr
Nice/ H.M. /

Lieber Tommy,

Dein Brief vom 3. März erreichte mich am 26., einen Tag vor meinem 69ten Jahrestag. Wenn von Dir nicht beabsichtigt, ist das Zusammentreffen noch merkwürdiger, es hat mich erfreut. Jetzt ist an Dir die Reihe, 65 zu werden, was Du, als es mir geschah, einen Abschnitt nanntest. Möge es für Dich kein sehr auffallender sein. Möge alles gelingen und fortgehn wie sonst, die Tätigkeit und die Genugtuungen. Von Weitem sieht man die Schatten nicht. Zum Beispiel könnte es sogar aufregender sein, von dort aus den Ereignissen beizuwohnen. Wir sind hartgesottene Mitlebende geworden. Im September 38 verliessen 60000 Personen plötzlich diesen Ort; warfen Schuhe und Kleiderbügel lose in ihren Wagen und enteilten nach dem inneren Land, wenn nicht gleich über den Kanal. Etwas später waren sie ohne viel Aufsehen wieder zurück. Dergleichen scheint jetzt wenig vorzukommen, obwohl es eher begründet wäre als damals.

Für meinen Teil bin ich in das Weltgeschehen, auch wo es mir nahe rückt, ziemlich ergeben, ohne dass ich mich besonders standhafter Nerven rühmen dürfte. Ich setze mein Vertrauen in Grossbritannien. Lebenslang war mein Interesse für England schwach; nicht einmal die Sprache habe ich erlernt. Umso tiefer bewegt mich die neue Erfahrung. Dort ist die Vernunft, Voraussicht und Entschlossenheit. Sie kämpfen wirklich; sie handeln und verhandeln ohne Vorurteil, frei von dem üblichen Aberglauben. Sie machen sich von einem lebensfähigen Europa ihr Bild, und wollen es verwirklichen. Es wird schwer sein; gleichviel, sie haben gelernt. Von ihrer religiösen Erziehung scheint das Beste auszugehen, die Fähigkeit des Bekennens, eine Aufrichtigkeit, die gross-

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

artig wird gegenüber der widerwärtigen Unglaubwürdigkeit des Gegners. Dir haben sie „Dieser Friede" verziehen und wollen „Dieser Krieg" nach Deutschland senden. Ich höre Radio London jeden Abend und hoffe, der Sendung zu begegnen.

Du fragst, was ich treibe. Dies; aber den Umständen gemäss, still für mich. Es wäre mir willkommen, in der schweigenden Menge zu verschwinden. In Unruhe bin ich wegen der Langwierigkeit des Prozesses, wie sie meistens vorausgesetzt wird, auch von unseren Tschechen, die übrigens mein Trost sind, sooft ich sie sehe. Den Beschluss soll ein schrecklicher chirurgischer Eingriff machen, – ich weiss nicht, ob ich mir wünsche noch dabei zu sein. Was ich nicht mehr sehe, glaube ich doch zu wissen. Es kommt allein auf den britischen Plan an, vertieft durch einiges Östliche; das ergäbe sich von selbst. Ich kenne wohl die entgegengesetzten Tendenzen, denen zufolge der Schreckensmann in mässig gezähmtem Zustand aufbewahrt würde. Indessen lohnt es nicht, die alleräusserste Instinktlosigkeit, oder ihr Durchdringen, in Betracht zu ziehen; dann lieber gar nicht mehr denken. Mein Fehler ist, vorzugreifen. Mit dem da beschäftige ich mich schon nicht mehr, der Bemühung würdig finde ich: Europa, wie England es meint.

Nebenbei habe ich überlegt, welchen Beitrag ich unserem vorzüglichen Golo anbieten könnte. Etwas Heutiges, geht nicht. Es gibt Novellen, die in keinem meiner Bücher stehen. Zu der Zeit eines längst auseinandergelaufenen Deutschland müssen sie mal erschienen sein, ich habe vergessen wo und wann. Ich habe ihm vorgeschlagen, eines dieser Produkte wieder hervorsuchen zu lassen. Er antwortet bisher nicht, wahrscheinlich hat er von Gedruckt und Ungedruckt die früheren Begriffe. Die gelten auch nur noch mit Vorbehalt.

Hier gab ich Dir, als Geburtstagsgruss, meine Eindrücke, hoffentlich nur die zulässigen, und würde mir wünschen die Deinen zu kennen. Natürlich sind es nicht mehr dieselben, wenn vier Wochen vergehen müssen, bevor wir einander lesen. Aus einer amerikanischen Zeitschrift habe ich Dein koloriertes Bildniss, gerahmt, an die Wand gehängt; es blickt mit zuversichtlichem Lächeln in mein Esszimmer. Welche Mienen haben wir aber heute und werden wir morgen haben? Ars lunga, vita breve [sic], das passt wie je.

Mein herzliches Gedenken.

H.

1) *„Dieser Friede":* Thomas Mann, Dieser Friede, erstmals fragmentarisch in: *Die Zukunft,* Paris, Jg. 1, 25. 11. 1938, S. 2. Erste Buchveröffentlichung unter dem Titel ‚Die Höhe des Augenblicks' in: Thomas Mann, *Achtung, Europa!*, Stockholm: Bermann-Fischer 1938. Erste Buchausgabe: Stockholm: Bermann-Fischer 1938.

2) *„Dieser Krieg":* Thomas Mann, *Dieser Krieg,* Stockholm: Bermann-Fischer 1940. Die in Amsterdam gedruckte Ausgabe kam nicht mehr zur Auslieferung; sie wurde im Zusammenhang mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Holland vernichtet.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

3) *Beitrag:* Im von Golo Mann redigierten dritten (und letzten) Jahrgang der Zeitschrift *Maß und Wert* ist kein Beitrag von Heinrich Mann publiziert worden.
4) *Golo:* Golo Mann übernahm, zusammen mit Emil Oprecht, 1939 die Redaktion der von Thomas Mann und Konrad Falke herausgegebenen Zeitschrift *Maß und Wert.*

Los Angeles-Brentwood
den 22. IX. 1940

Lieber Heinrich, endlich ist unser aller brennender Herzenswunsch erfüllt, und ihr habt das unselige Frankreich hinter euch! Bis zu uns, das ist nun der kleinere Schritt. Wenn ihr ihn schon unternommen habt und dieser Brief zu spät kommt – desto besser. Jedenfalls muß ich Dir gleich sagen, welche Sorge seit euerem Telegramm (es kamen dann von allen Seiten Telegramme: von dem Rescue Committee, von den Unitariern, aus Washington etc.) von uns genommen ist, und wie wir uns auf das plötzlich nahe bevorstehende Wiedersehen freuen. Zusammen werden wir nun in verhältnismäßiger Ruhe der Entwicklung der Dinge zusehen können, die gewiß noch viel Schreckliches mit sich bringen wird, aber schließlich doch in eine menschliche, also nicht von dem Geschichtsgauner da bestimmte Neuordnung ausgehen muß.

Du hast verstanden, warum ich Dir nicht schrieb, und warst immer sicher, wie der gute Golo auch, daß wir an euerer Rettung arbeiteten, und nicht nur an euerer, unterstützt von den guten Kräften dieses Landes. Die Tätigste war Erika, aber es war ihr nicht genug, sie hielt es nicht aus hier und ist nach London geflogen – mit schlechtem Gewissen gegen uns und mit der Versicherung, daß sie „außer sich sein werde, wenn ihr etwas zustieße"; aber sie mußte an Ort und Stelle sein, auf ihre Weise helfen, und wir hätten nicht recht getan, sie zu hindern. So aber wird sie leider nicht zu euerem Empfang zugegen sein. Erst im November will sie zurückkommen.

Golo's Berufung an die New School in New York freut mich; sie mag der Start zu einer akademischen Laufbahn werden. Für Dich liegt hier ein Film-Vertrag vor, der keine Fiktion ist, und Dir für den Anfang eine Existenzgrundlage bietet. Das ist jedenfalls angenehm.

Ob ihr uns etwa zuvorkommt mit euerer Ankunft in N.Y.? Es könnte so kommen, wenn ihr den Clipper benütztet oder schnell ein Schiff gefunden hättet. Wir brechen am 6ten Oktober hier auf, bleiben einen Tag in Chicago bei Medi und müssen dann, um unseren Schwarzen Zeit zu geben, die den Wagen zurückfahren, noch ein paar Tage bei Freunden auf dem Lande verbringen, sodaß wir wohl erst gegen den 15ten wieder in Princeton sein werden. Notfalls ist Klaus zu euerem Empfange da. In der Stockton Street ist dann Platz für euch alle

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

drei. Bis zum März werden wir das Haus noch behalten. Dann wollen wir hierher zurückkehren, wo es am schönsten ist, und wo wir vor wenigen Tagen ein Grundstück mit sieben Palmen und vielen Citronen-Bäumen erworben haben. Ich denke, wir werden bauen und bleiben, und auch euch wird es hier am besten gefallen.

Habt gute Fahrt und seid im Voraus umarmt!

T.

1) *Telegramm:* Vgl. Tagebuch vom 20. 9. 1940: „Beim Frühstück *Telegramm von Golo* und Heinrich aus Lissabon, wo sie [auf] ein Schiff warten. Freude und Genugtuung." Der hier vorliegende Brief wurde noch nach Lissabon geschickt. – Vgl. ferner Thomas Manns Brief vom 15. 9. 1940 an Karl Löwenstein.
2) *Rescue Committee:* Emergency Rescue Committee (vgl. Brief vom 16. 11. 1940, Anm. 9.).
3) *von den Unitariern:* Gemeint ist wahrscheinlich die Unitarian Church, die sich damals für Flüchtlinge einsetzte.
4) *aus Washington:* Agnes E. Meyer hatte Thomas Mann telegraphisch mitgeteilt, daß sie sich in Washington für Golo Mann verwende (vgl. Tagebuch vom 22. 8. 1940).
5) *Golo's Berufung:* Zweck der „Berufung" war, Golo Mann ein Visum zu beschaffen. Zu einem Lehrvertrag mit der New School ist es indessen nicht gekommen.
6) *Film-Vertrag:* Die Filmgesellschaften Metro-Goldwyn-Mayer und Warner Brothers boten Heinrich Mann einen Jahresvertrag als scriptwriter. Dieser Vertrag war die eigentliche Grundlage für die amerikanische Einreiseerlaubnis. Heinrich Mann hatte für sechstausend Dollar Jahressalär Filmszenarien zu verfertigen. Keines gelangte zur Realisation. Warner Brothers verlängerte den Vertrag nach Ablauf eines Jahres nicht.
7) *Grundstück mit sieben Palmen:* Thomas Mann kaufte am 12. 9. 1940 das Grundstück 1550 San Remo Drive, Pacific Palisades.

Hotels Windermere den 14. XI. 40
Chicago

Lieber Heinrich,

euer Telegramm hat uns sehr gefreut und beruhigt. Die Reise ist also glücklich vonstatten gegangen, und die ersten Eindrücke in Beverly und Hollywood waren ermutigend. So hatten wir es gehofft und gewünscht, ja erwartet. Auch die Sekretärin, die man Dir beigegeben, schrieb, Deine Aussichten ständen gut, und es sei sehr möglich, daß eines Deiner eigenen Bücher bald verfilmt würde. Das wäre ja großartig, und Du hättest ausgesorgt so weit.

Hier sind wir heute Mittag angekommen und fanden Medi noch nicht von ihrer Last befreit. Da wir eine kleine Woche hier zu bleiben haben, werden wir dem Ereignis also wohl anwohnen.

Das Ergebnis der election werdet ihr auf der Reise erfahren haben. Die Nacht war allerdings spannungsvoll. Um Mitternacht war der Erfolg so gut wie sicher,

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

und ich ging um 1 Uhr schlafen, stand aber um 5 wieder auf, um mich zu vergewissern. Die erste Freude und Genugtuung seit sieben Jahren und länger. Nichts als Nackenschläge bis dahin. Mein Glaube war denn auch gering, und ich fühlte, daß das Ereignis gewissermaßen aus dem Rahmen der Epoche fallen würde. Nun, dieser Rahmen ist eben doch weiter, als man gedacht hatte. Ein gesunder Instinkt hat das amerikanische Volk geleitet, wenn man will: eine glückliche Rückständigkeit. Der Sieg ist hiernach wohl nur noch eine Frage der Zeit, wenn auch einer sehr langen. Wahrscheinlich wird ein 4th term nötig sein.

Möchtet ihr euch gut einleben und euch wohl fühlen. Freut euch der Sonne – hier ist es hundekalt und schneit. Sobald wir in Princeton zurück sind, wollen wir nun wirklich die Haus-Frage in Angriff nehmen, ehe die Preise steigen.

Herzlich

T.

1) *euer Telegramm:* Vgl. 28. 8. 1940, Anm. 1. – Nach einem kurzen Aufenthalt in New York reiste Heinrich Mann nach Los Angeles weiter, wo er, wie zahlreiche andere Emigranten, seinen Wohnsitz nahm. – Das Telegramm ist nicht erhalten. Vermutlich meldete es die Ankunft Heinrich Manns und seiner Gattin Nelly in Los Angeles.
2) *Beverly und Hollywood:* Gemeint sind Beverly Hills und Hollywood, Stadtbezirke von Los Angeles.
3) *Medi:* Elisabeth Veronika Mann-Borgese (geboren am 24. 4. 1918), Thomas Manns dritte und jüngste Tochter.
4) *election:* Gemeint sind die Präsidentschaftswahlen in den Vereinigten Staaten; am 5. 11. 1940 wurde Roosevelt zum drittenmal Präsident der USA.
5) *Haus-Frage:* Seit dem 28. 9. 1938 wohnte Thomas Mann in Princeton, ‚The Mitford House', 65 Stockton Street. Vom 5. 7.–6. 10. 1940 mietete er in Brentwood bei Los Angeles, 441 North Rockingham, ein Haus. Am 4. 10. 1940 berichtet er in einem Brief an Ida Herz vom Erwerb eines eigenen Grundstückes: „Wir kehren für den Winter nach Princeton zurück, haben aber hier ein Grundstück mit 7 Palmen und einer Menge lemon trees gekauft und werden wahrscheinlich bauen […]." Am 17. 3. 1941 wurde der Haushalt in Princeton schließlich aufgelöst, und Thomas Mann zog nach Kalifornien, Pacific Palisades, 740 Amalfi Drive; hier ließ er sich am 8. 4. 1941 nieder und wartete die Fertigstellung des eigenen Hauses ab. Am 5. 2. 1942 schließlich bezog Thomas Mann sein Heim: Pacific Palisades, 1550 San Remo Drive.

Thomas Mann
65 Stockton Street 8. XII. 40
Princeton, N.J.

Lieber Heinrich,

Golo sagte mir, daß ihr durch ihn von dem Erscheinen des Medi-Baby's, der kleinen Angelica Borgese unterrichtet seid. Es tut mir leid, Dir nicht gleich Nachricht gegeben zu haben, aber es ging so sonderbar mit der Sache: Wir

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

haben, da wir einmal an Ort und Stelle waren, volle zwei Wochen auf das Ereignis gewartet, das jeden Tag eintreten konnte, aber nicht eintrat. Schließlich, da wir wirklich keine Zeit mehr hatten und ich es auch müde war, Borgese auf den Heiligen Stuhl schimpfen zu hören, den er für das eigentliche Übel der Welt hält, während ich bestimmt mit ihm auskäme, so reisten wir ab, und taten vielleicht ganz gut daran, denn kaum 1½ Tage nach unserer Rückkehr hierher setzte die Arbeit ein und ist unter der Leitung und Milderung eines guten Arztes in wenigen Stunden so glücklich vonstatten gegangen, daß Elizabeth sich gewiß rasch erholen wird. Schon heute schreibt sie vom Wochenbett sehr vergnügte Briefe, wie sie auch vorher mit ihrer Last geduldig und heiter war. Ich hatte aber das deutliche Gefühl, daß gerade unsere Anwesenheit die Befreiung verzögerte, sei es durch Zerstreuung oder irgend ein Embarassement, so daß es wahrscheinlich nur richtig war, daß wir diskret den Rücken wandten.

Ich wollte Dir das doch noch erzählen.

Die Engländer erleiden gewiß schwere Einbußen, aber so schlecht wie sie jetzt hier tun geht es ihnen nicht; das ist Absicht. Auch hörte ich direkt aus Washington, daß F.D.R. tatsächlich keinen anderen Gedanken haben soll als den Downfall Hitlers. Selbst das Soziale kommt ihm erst in zweiter Linie und mit Recht; denn wo bliebe es ohne den Downfall.

Herzlich

T.

1) *Angelica Borgese:* Thomas Manns Enkelin Angelica Borgese, die Tochter von Giuseppe Antonio Borgese und seiner Frau Elisabeth Mann-Borgese, wurde am 30. 11. 1940 in Chicago geboren.
2) *Borgese,* Giuseppe Antonio (1882–1952): Emigrierter italienischer Historiker, Gatte der Elisabeth Mann-Borgese.
3) *Einbußen:* Bezieht sich wohl auf den Bericht über die schlechte finanzielle Lage Großbritanniens, den Winston Churchill am 8. 12. 1940 an den amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt sandte.
4) *F.D.R.:* Franklin Delano Roosevelt (1882–1945), von 1933 bis 1945 Präsident der Vereinigten Staaten.

Princeton den 4. II. 41

Lieber Heinrich,

für Deinen letzten Brief habe ich noch nicht gedankt und die ausgezeichnete Knopf'sche Photographie, die ihm beilag, die beste, glaube ich, die ich kenne. Knopf hat mir seitdem noch ein paar andere gleichzeitige Aufnahmen geschenkt, die alle recht lebendig sind; aber Du hast die beste ausgewählt.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Es ist merkwürdig: Vor einer Reihe von Wochen noch vor unserer letzten Reise nach Washington und nach dem Süden, habe ich nach Beverly Hills zwei Exemplare eines Büchleins namens „Die vertauschten Köpfe" geschickt, eines an Dich und eines an Frank, und weder von ihm noch von Dir ist eine Empfangsbestätigung eingegangen. Das ist doch auffallend. Die amerikanische Post ist ja nicht besonders reliable, aber daß beide Drucksachen verloren gegangen sein sollten, ist doch unwahrscheinlich, obgleich kaum eine andere Erklärung bleibt. Die Geschichte wäre nur eine kleine Zerstreuung gewesen, aber um die Exemplare wäre es mir leid, denn es sind vorderhand nur wenige davon herübergekommen.

Wir sind begierig zu hören, wie es euch auf die Dauer dort behagt. Der Termin des Wiedersehens rückt näher; wir korrespondieren eifrig mit dem Architekten Davidson und sind uns jetzt über die Hauspläne so ziemlich einig, sodaß mit den Arbeiten bald begonnen werden kann. Zu Deinem Geburtstag hoffen wir schon in euerer Nähe zu sein. Es gilt nur, bis zum Fertigwerden des eigenen ein passendes Mietshäuschen in Brentwood, Beverly oder Santa Monica zu finden, wobei uns gewiß Franks wieder helfen werden.

Die interessanteste Episode der erwähnten Reise war ein zweitägiger Aufenthalt im White House, zu dritt, mit Erika. Der Präsident ist entschieden ein faszinierender Mann, sonnig in seiner Behinderung, verwöhnt, vergnügt und schlau, auch etwas Schauspieler, dabei aber von tiefen, unerschütterlichen Überzeugungen und der geborene Gegenspieler der europäischen Hallunken, die er haßt, genau wie wir. Er hat nicht wenig darunter gelitten, daß er nicht früher mit der Sprache herausgehen konnte. Er hätte seine Wiederwahl dadurch in Gefahr gebracht, und die war ihm mit vollem Recht die Hauptsache.

Vor der Auflösung hier, der Packerei, den Anstrengungen, die Katja dabei zu bestehen haben wird, und dem Übergangszustand bis zu neuer Ordnung graut mir nicht wenig. Aber auch das wird vorübergehen.

Herzlich

T.

1) *Knopf:* Alfred A. Knopf, Thomas Manns New Yorker Verleger.
2) *Reise:* Ab Anfang Januar 1941 weilte Thomas Mann in Washington und war, zusammen mit seiner Frau Katja, am 13./14. 1. 1941 Gast von Präsident Franklin D. Roosevelt im Weißen Haus. Anschließend begab sich Thomas Mann vom 15.–18. 1. 1941 auf eine Vortragsreise nach Georgia und North Carolina.
3) *„Die vertauschten Köpfe":* Thomas Mann, *Die vertauschten Köpfe. Eine indische Legende*, Stockholm: Bermann-Fischer 1940.
4) *Bruno Frank* (1887–1945): Erzähler und Dramatiker.
5) *Davidson:* Der aus Breslau gebürtige Berliner Architekt J. R. Davidson; hat in Los Angeles und den umliegenden Vororten zahlreiche Villen und Apartmenthäuser gebaut. Das für Thomas Mann erstellte Haus gilt als ein besonders gelungenes Bauwerk.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

6) *Mietshäuschen:* Gemeint ist Thomas Manns vorübergehender Aufenthalt in Pacific Palisades, Calif., 740 Amalfi Drive. Am 5. 2. 1942 bezog Thomas Mann sein eigenes Haus: 1550 San Remo Drive, Pacific Palisades.

Princeton 25. Febr. 41

Lieber Heinrich,

so postwendend geht es mit dem Affidavit nicht, es ist eine ziemlich umständliche Sache und wird einige Tage in Anspruch nehmen. Daß ich es Dir gebe, ist selbstverständlich, wenn ich auch fürchten muß, meinen Credit damit schon etwas zu überziehen, denn außer für 3 Kinder haben wir schon für mehrere andere Einwanderer gebürgt. Dein Fall liegt besonders und natürlich. Aber auf ihn muß ich mich auch beschränken; das Affidavit kann nicht auch für Nelly gelten. Das muß getrennt werden. Nelly hat Verwandte in Amerika, die die Nächsten dazu sind und sich nicht weigern werden.

Wir nehmen die Sache sogleich in Angriff.

Habt ihr den jüngsten speech unseres Schandkerls genossen? Es war eine eher bescheidene Rodomontade. Von Sieg dieses Jahr und Invasion nicht mehr die Rede, nur noch vom U-Boot-Krieg; aber die Versenkungsziffern sind offenkundiger Unsinn. Immerhin, England kann in sechs Monaten fertig sein. Wenn nicht, mag es siegen in sechs Jahren. Wie es dann aber aussehen wird *überall* in der Welt – ob wir uns das noch ansehen sollten?

Herzlich

T.

1) *Affidavit:* Vgl. Heinrichs Briefe vom 23. 2. 1941 und 28. 2. 1941; Brief an Siegfried Marck vom 7. 3. 1941. Im Tagebuch notiert Thomas Mann am 25. 2. 1941: „[...] an Heinrich geschrieben wegen Affidavit, das der Frau verweigere."

2) *jüngsten speech unseres Schandkerls:* In seiner Rede vom 24. 2. 1941 im Festsaal des Münchner Hofbräuhauses kündigte Hitler mit bombastischen Worten eine neue U-Boot-Offensive an. (Zum weiteren Verlauf der Rede vgl. Max Domarus, *Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945,* Wiesbaden, R. Löwit, 1973, Bd. II/2, S. 1667–1670.)

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Thomas Mann
65 Stockton Street 29. II. 41
Princeton N.J.

Lieber Heinrich,

es war sehr rührend von Dir, mir so genau und erfreulich Deine Eindrücke von der indischen Geschichte aufzuzeichnen. Ich war beschämt wegen meiner Nachfrage. Frank war leidend und ließ nichts hören. So konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Sendungen verloren gegangen seien.

Ich wollte Dir heute nur wegen der Bücher Bescheid geben, nach denen Du fragst. „Adel des Geistes" war eine geplante Sammlung ausgewählter Essays, die bei Bermann in Stockholm im Rahmen der neuen Gesamtausgabe erscheinen sollte. Es ist nichts daraus geworden; und die Stockholmer Gesamtausgabe ist nach dem „Zauberberg" stecken geblieben. „Das Problem der Freiheit" ist ein Vortrag, der in Bermanns Schriftenreihe tatsächlich erschienen ist. Es sind aber keine Exemplare in diesem Lande, und ich kann Dir das Heft nicht geben. Greifbar sind nur die in der Forum-Bücherei erschienenen „Schönsten Erzählungen". Die schicke ich Dir – hoffentlich doch nicht zum Neubeginn, sondern zur Ergänzung Deiner Bibliothek, die leicht noch kommen kann.

Auf Wiedersehn, wir werden genau zu Deinem Geburtstag im Westen eintreffen. Ich höre, daß ein kleines Fest in Vorbereitung ist. Der Winter hier ist lang und hart. Ich bin viel erkältet und sehne mich nach euerer Sonne.

Herzlich

T.

1) *indischen Geschichte:* Thomas Mann, *Die vertauschten Köpfe. Eine indische Legende*, Stockholm: Bermann-Fischer 1940.
2) *meiner Nachfrage:* Vgl. Brief vom 4. 2. 1941 an Heinrich Mann.
3) *Frank:* Bruno Frank (1887–1945). Vgl. den Brief an ihn vom 4. 2. 1941.
4) *„Adel des Geistes":* Thomas Mann, *Adel des Geistes*, erschien erst 1945 bei Bermann-Fischer in Stockholm. Vgl. Heinrichs Brief vom 3. 2. 1941 an Thomas Mann.
5) *„Das Problem der Freiheit":* Thomas Mann, *Das Problem der Freiheit*, war schon 1939 bei Bermann-Fischer, Stockholm, erschienen. Vgl. Heinrichs Brief vom 3. 2. 1941 an Thomas Mann.
6) *„Schönsten Erzählungen":* Thomas Mann, *Die schönsten Erzählungen*, Stockholm: Bermann-Fischer, Amsterdam: Querido und de Lange 1939.
7) *Deinem Geburtstag:* Heinrich Mann feierte am 27. 3. 1941 seinen 70. Geburtstag. Thomas Mann sagte allerdings die Teilnahme am Geburtstags-Dinner ab und bat ihn, die Feier um 10 bis 14 Tage zu verschieben: er sollte am 27. 3. in Berkeley die Ehrendoktorwürde entgegennehmen (vgl. Tagebuch vom 19. 3. 1941; Telegramm an Heinrich vom 21. 3. 1941). Heinrich verschob darauf die Geburtstagsfeier auf den 2. 5. 1941.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

THOMAS MANN

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
7. Sept. 1944

Lieber Heinrich,

Dein Brief, ein kleines Meisterwerk, hat mich in mehr als einer Hinsicht beschämt. Ich habe Dir nicht so geschrieben über „Lidiçe", diesen wilden Spaß – zu wild und zu großartig für die guten Tschechen –, der doch wahrhaftig Stoff genug für einen Brief besserer Art geboten hätte. Ich muß es jetzt manchmal *fehlen* lassen. Der Hauptgrund dafür ist, daß ich es, vielleicht verspätet, noch einmal mit einem großen, an Implikationen reichen Roman aufgenommen habe, der mich zwar dauernd sehr bewegt und spannt, aber für meine Kräfte eine nicht mehr ganz passende Belastung ist und mich menschlich einschränkt.

Ich brauche nicht zu sagen, daß Deine brüderlich-positive Kritik des Joseph mir herzlich wohlgetan hat. Von dem Roosevelt-Beveridge-Element hat außer Dir nur noch der Kritiker des „New Leader", eines sozialdemokratischen Blattes, etwas gemerkt. Sehr vielfach wird das Buch von der amerikanischen Presse als ein schwer lesbares, mit anspruchsvoller Weisheit überstopftes Monstrum abschreckend hingestellt. Ich selber halte es für ein wesentlich humoristisches und durchaus populäres Werk – womit übereinstimmt, daß es, namentlich durch den Buch-Club natürlich, schon in mehr als 200 000 Exemplaren verbreitet ist. Unter sovielen Lesern müssen freilich etliche sein, die sich langweilen.

Es sind der Worte wenige, die Du über Dein der Epoche gewidmetes Buch fallen läßt, aber sie haben genügt, mich aufs neue ungeheuer neugierig darauf zu machen. Gerade im rechten Augenblick wird es fertig werden, daß es auf deutsch und französisch erscheinen kann, auf russisch dazu und nicht nur auf englisch für die dummen Amerikaner. Eine Sensation kann es werden selbst bei diesen. Welche Generosität – die Apologie eines Zeitalters, das doch schließlich auch mit Dir höchst unschicklich umgegangen ist! Intellektuelle im engeren Sinn sind sie alle drei nicht, die Machthaber der Zeit. Joe Stalin versteht gewiß nicht viel von Büchern und Bildern, Churchill schreibt zwar eine gute Prosa, hat aber doch eingestandenermaßen nur eine aristokratische Leutnantsbildung und ist ein naiver Autodidakt. Roosevelt liest *nie* etwas, außer Mystery-stories zum Einschlafen. Und doch hast Du recht, ihnen den Ehrentitel zu geben, wenn man unter Intellektualität einfach den politischen Dienst am Rechten und Geistgewollten versteht. Roosevelt, der einzige von ihnen, den ich aus der Nähe sah, hat sich von jeher als der geborene Gegenspieler Hitlers gefühlt; er ist der gerissene, mit allen Wassern gewaschene Politiker des Guten. Den Triumph dieses Typs über die Verbrecherdummheit zu erleben, die leider wir Deutschen erstellen mußten, ist in der Tat etwas wert, man steckt gern dafür manche Unbequemlichkeit ein, die die Epoche uns zumutete.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Du hattest eine Grippe noch zwischendurch, mit Kummer haben wir es gehört. Aber Dein Brief hat mich schon darum gefreut, weil er Deinem Befinden ein gutes Zeugnis ausstellt.

Auf Wiedersehen!

T.

1) *Dein Brief:* Heinrich Manns Brief an seinen Bruder vom 2. 9. 1944. Das Tagebuch vom 7. 9. 1944 vermerkt einen „Brief von Heinrich über den Joseph".
2) *„Lidiçe":* Roman von Heinrich Mann, erschienen in Mexico: El Libro Libre 1943.
3) *an Implikationen reichen Roman:* Thomas Mann hatte im März 1943 den *Doktor Faustus* begonnen.
4) *Kritiker des „New Leader":* Vgl. den Tagebuch-Eintrag vom 26. 7. 1944: „Der New Leader schickt erfreulichen Artikel über den Joseph und seine Kritiker." Es handelt sich dabei um William E. Bohns essayistische Besprechung in der Rubrik ‚Home Front', *The New Leader,* vol. 27, no. 30, vom 22. 7. 1944, S. 10. Thomas Mann antwortete Dr. Bohn, der Herausgeber des *New Leader* war, in einem grundsätzlichen Brief vom 30. 7. 1944. Dieser wurde, ohne Manns Wissen, unter der Überschrift ‚Mann Comments on Critics from Thomas Mann' am 12. 8. 1944 im *New Leader* veröffentlicht. Obgleich das Tagebuch vom 19. 8. 1944 festhält: „nicht angenehm", machte Mann gute Miene und antwortete Bohn ohne Vorwurf noch am selben Tag freundlich.
5) *Buch-Club:* Book of the Month Club; ein 1926 von Harry Scherman gegründeter Buchklub, der das sog. „Book of the Month" auswählte. Eine solche Auszeichnung bewirkte eine hohe Auflage und, damit verbunden, beträchtliche finanzielle Gewinne.
6) *Dein der Epoche gewidmetes Buch:* Heinrich Mann, *Ein Zeitalter wird besichtigt,* Stockholm: Neuer Verlag 1945.

[Pacific Palisades,
24. IX. 44]

Lieber Heinrich:

Die Adresse von Martin Gumpert ist New York, 728 Park Avenue.

Wir haben die schönen Stunden bei Ihnen draussen neulich sehr genossen und uns gefreut, Ihre Gesundheit so offenbar gebessert zu finden. Hoffentlich können wir bald einmal mit Medi wieder kommen.

Die Bücher gehen mit gleicher Post ab.

Mit herzlichen Grüssen, auch an Nelly

Ihre Katia.

Hat F.D.R's Wahlrede Sie nicht auch recht erfrischt?

1) *Martin Gumpert* (1897–1955): Berliner Arzt und Schriftsteller. 1936 in die USA emigriert, war er zeitweise mit Erika Mann in New York eng befreundet. Gumpert ging als Mai-Sachme in den dritten und vierten *Joseph*-Band ein. Vgl. GW XIII, 435, 436–438.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

2) *F.D.R's Wahlrede:* Roosevelts Rede vor der „Brotherhood of Teamsters, Chauffeurs, Warehousemen and Helpers of America" am 23. 9. 1944 im Statler-Hotel in Washington. Vgl. Tagebuch vom 23. 9. 1944.

[Widmung]

Lieber Tommy

eine alte Erinnerung.
Du: „Wie geht Dein neues Buch?"
Ich: „Professor Unrat? Meine üblichen zweitausend."
Du: „Es ist ja noch Novität."
Dies war 1904. Jetzt ist es wieder einmal Novität, hat viel erlebt seither, auch einen anderen Titel.

1948 H.

1) *Professor Unrat:* Heinrich Manns Roman *Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen* war erstmals 1905 bei Langen in München erschienen. 1930 wurde er verfilmt und seit da meist unter dem Filmtitel *Der blaue Engel* herausgegeben, so 1948 bei Weichert in Berlin.

Stockholm
24. V. 49.

Lieber Heinrich:

Wir haben Ihnen nicht gekabelt, da wir der Nachricht, die Sie aus der Zeitung oder durch Feuchtwanger ja doch schon erfahren hatten ja garnichts hätten hinzufügen können. Sie kam uns selbst völlig unerwartet, als wir vergnügt abends von einem Ausflug nachhause kehrten, das heisst unerwartet gerade in diesem Augenblick, denn darauf gefasst sein musste man ja bei ihm ständig und das war ich auch. Aber es lag im Augenblick durchaus kein akuter Grund vor, und wir hatten noch einen Brief von ihm, am Abend, an dem er dann die Überdose [sic] zu sich nahm, geschrieben, der von diesem Schritt ganz offenkundig nichts wusste. Was dann in ihm vorgegangen ist, wird man nie erfahren, er hat auch keine erklärende Zeile hinterlassen, aber die Todessucht in ihm war offenbar unüberwindlich und musste wohl einmal zum Ziel führen. Es ist sehr hart für uns beide, am schlimmsten aber für die arme Erika.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Wir wollten eigentlich nach Empfang der Nachricht die Reise gleich abbrechen und nachhause zurückkehren, aber dann schien es für Tommy doch richtiger zu sein, die Vortragstour durchzuführen; wir bleiben dann vielleicht noch etwas in der Schweiz zur Erholung, und würden dann wohl im Lauf des Juli zuhause sein. Auf Frankfurt wollen wir jedenfalls verzichten unter diesen Umständen, danke für Ihre Warnung, die nicht die einzige war, die wir erhielten.

Dass Sie wieder einen schweren Asthma-Anfall hatten hörten wir mit grossem Bedauern. Dergleichen kann sich gewiss immer einmal wiederholen, und trotzdem der Gesamtzustand sich weiter bessern. Aber zu dem Übersiedlungsabenteuer aus vollem Herzen raten konnte ich Ihnen nie. Wir sind selbstverständlich der Meinung, dass Sie die nurse behalten sollten. Ich lege heute einmal einen Check auf 200 Dollars für weitere vier Wochen bei, und wenn nicht etwa die erfreulichen Options-Aussichten sich inzwischen schon realisieren, schicke ich dann einen weiteren.

Nur so viel für heute.

Herzliche Grüsse von uns Dreien.

Ihre

Katia.

1) *Nachricht:* Klaus Manns Selbstmord am 21. 5. 1949.
2) *Reise:* Vom 19.–31. Mai 1949 reiste das Ehepaar Mann von London nach Schweden und Dänemark. In Stockholm und Kopenhagen trug Thomas Mann ‚Goethe und die Demokratie' vor. An der Universität Lund wurde ihm die Ehrendoktorwürde verliehen.
3) *Übersiedlungsabenteuer:* Nach längerem Umworbenwerden – Ehrendoktorat der Humboldt-Universität (1947), Nationalpreis I. Klasse für Kunst und Literatur der DDR (1949) – nahm Heinrich Mann die Berufung zum ersten Präsidenten der neu zu gründenden Deutschen Akademie der Künste in Ostberlin an. Damit hätte sich seine Rückkehr nach Deutschland verbunden. Es kam nicht mehr dazu: Administrative Schwierigkeiten, schließlich Heinrich Manns Tod am 12. 3. 1950 in Santa Monica verhinderten Abreise und Rückkehr.
4) *nurse:* Heinrich Manns Krankenpflegerin, Frau Weyl (vgl. Katja Manns Brief vom 24. 6. 1949).

GRAND HÔTEL
STOCKHOLM 26. Mai 49

Lieber Heinrich, das sind nun traurige Tage, Katja seufzt schwer, und es tut mir so sehr weh, Erika immer wieder in Tränen zu sehen. Sie ist eine Verlassene, hat den Weggenossen verloren, den sie immer klammernd an ihrer Seite

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

festzuhalten suchte. Schwer zu verstehen, daß er es ihr antun konnte. Wie umnachtet muß er im Augenblick gewesen sein! Aber es war wohl seit langem sein tiefstes Verlangen, und sein Gesicht soll im Tode den Ausdruck kindlicher Wunscherfüllung gehabt haben.

Wir wollten erst alles hinwerfen und nach Hause fahren. Aber es wäre nicht gut gewesen. Alles Gesellschaftliche ist abgesagt, aber ich will meine Verpflichtungen durchführen, hier und in der Schweiz. Nur Deutschland freilich auch noch, das ginge nun doch wohl über meine Kräfte.

Zu Anfang war alles so heiter-anstrengend, wie ich es liebe von Zeit zu Zeit. Nun geht es ernst und gedämpft zu. Das Publikum in der Akademie erhob sich schweigend von den Plätzen bei unserem Eintritt. Die Zeitungen hier haben sympathische Artikel über Klaus und sein Werk gebracht. Er war außerordentlich beliebt in Stockholm durch seine freien englischen Vorträge, die großen Erfolg hatten. Der Fall ist so sehr merkwürdig und schmerzlich, diese Gewandtheit, Liebenswürdigkeit, Weltläufigkeit und dabei der Todesdrang im Herzen.

Ich schicke Dir ein kleines Szenenbild aus Oxford. Die Halle aus dem 14. Jahrhundert war so sehr schön.

Herzlich

Dein

T.

1) *traurige Tage:* Nach Klaus Manns Selbstmord am 21. 5. 1949.
2) *meine Verpflichtungen:* Thomas Mann hielt den Vortrag ‚Goethe und die Demokratie' am 24. 5. 1949 in Stockholm, tags darauf in Kopenhagen. Er wiederholte ihn im Juni 1949 auch in Zürich und in Bern.
3) *Akademie:* Die schwedische Akademie veranstaltete den Vortrag, den Thomas Mann am 24. 5. 1949 im Großen Börsensaal in Stockholm hielt.
4) *Oxford:* Am 13. 5. 1943 wurde Thomas Mann zum Ehrendoktor der Universität Oxford ernannt.

Basel
24. VI. 49.

Lieber Heinrich:

Ein Brief ist längst wieder fällig, und so benütze ich eine ruhige Stunde in Basel, wo wir gerade eingetroffen sind, zur *letzten* Vorlesung in der Schweiz für diesmal glücklicher Weise, um doch etwas von uns hören zu lassen. Besonderes

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

zu berichten gibt es kaum. Die Reise ist ja nun einmal verdüstert, und obgleich Tommy von der Schweiz wieder ebenso entzückt ist wie immer, fehlt es doch an der rechten Stimmung. Unter diesen Umständen strengt es ihn auch mehr an als sonst, und ich bin ganz froh, dass heute das letzte Mal ist. Wir wollen dann auf drei Wochen nach *Schuls-Tarasp, Hotel Schweizerhof, Unter-Engadin,** fahren, wo es hübsch und waldreich sein und auch heilkräftige Bäder geben soll. Ich hätte Gastein ja vorgezogen, aber Tommy mochte sich von der Schweiz nicht trennen. Am *25. Juli** sollen wir ja dann doch noch in *Frankfurt** sein. Auf keinen Fall wollten wir bis zu Goethes Geburtstag am 28. August warten, aber da man sich mit diesem früheren Termin einverstanden erklärt, wollte Tommy nicht absagen. Eine reine Freude wird es ja bestimmt nicht sein. Für den *5. August** haben wir Plätze auf dem *holländischen Dampfer New Amsterdam** belegt – die Schiffahrt ist doch geruhsamer als der Flug – und kurz nach *Mitte** des Monats sollten wir wohl in Californien sein.

Golo stiess vor wenigen Tagen zu uns und wusste zu melden, dass es Ihnen befriedigend gehe. Möchte es so bleiben! – Einen Check für Frau Weyl lege ich wieder bei.

Ein paar Tage lang hatten wir Viko's Nelly bei uns zu Besuch, die recht sympathisch und würdig wirkte, tief traurig, aber sehr gefasst. Es soll Viko gerade im letzten Jahr so viel besser gegangen sein als wie wir in der Schweiz waren, und auch als sie ihn abends im Krankenhaus verliess, machte er sich offenbar keinerlei Gedanken über seinen Zustand. Er scheint dann eingeschlafen und nicht mehr erwacht zu sein. – Materiell scheint Nelly durch eine bescheidene Pension einigermassen gesichert zu sein.

Unsere Adresse für die nächsten drei Wochen wissen Sie nun. Mit Sicherheit sind wir ausserdem immer durch Oprecht, Rämistrasse 5 in Zürich zu erreichen.

„*Der Atem*"* ist ja nun erschienen, wir haben ihn aber leider noch nicht. Landshoff scheint überarbeiteter und unerreichbarer denn je, und von Bermann hört man in allen Ländern, die man berührt, nur das Ungünstigste.

Auf gutes und nun ja schon recht nahes Wiedersehen.

Ihre
Katia.

Recht herzlichen Gruss, Dank für Dein Gedenken zum Geburtstag und auf gutes Wiedersehen Mitte August.

T.

Die mit * bezeichneten Kursivstellen sind von Heinrich Mann unterstrichen worden.

1) *Vorlesung:* Thomas Mann las am 24. 6. 1949 im Musiksaal des Stadtkasinos Basel aus dem *Erwählten*.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

2) *Schuls-Tarasp:* Das Ehepaar Mann hielt sich vom 27. 6.–18. 7. 1949 in Vulpera/Schuls im Hotel ‚Schweizerhof' zur Erholung auf. – Heinrich Mann hat die Adresse am Rand angestrichen.
3) *in Frankfurt:* Nach sechzehn Jahren besuchte Thomas Mann vom 23. 7.–3. 8. 1949 zum erstenmal wieder Deutschland. Am 25. Juli war er Gast in Frankfurt.
4) *in Californien sein:* Am 6. 8. 1949 schiffte sich das Ehepaar Mann in Le Havre ein zur Überfahrt nach New York. Am 13. 8. trafen sie in Pacific Palisades ein. – Heinrich Mann setzt nach dem Wort „Mitte" das Wort „August" ein.
5) *Frau Weyl:* Heinrich Manns Krankenpflegerin (vgl. Katja Manns Brief vom 24. 5. 1949).
6) *Viko's Nelly:* Nelly Mann, geb. Kilian (1895–1962); Gattin von Thomas Manns Bruder Viktor, der am 21. 4. 1949 gestorben war.
7) *„Der Atem":* Heinrich Mann, *Der Atem,* Roman, Amsterdam: Querido 1949.
8) *Landshoff:* Fritz H. Landshoff (1901–1988), Verleger. Bis 1933 Verlagsleiter bei Kiepenheuer. Gründete nach seiner Emigration die deutsche Abteilung im Verlag Querido, Amsterdam. 1945 aus New York zurückgekehrt, führte er den Querido-Verlag weiter bis zu dessen Zusammenschluß 1950 mit dem neugegründeten S. Fischer Verlag.
9) *Bermann:* Gottfried Bermann Fischer (geb. 1897), ursprünglich Arzt. Wurde der Schwiegersohn des Verlegers Samuel Fischer und nach dessen Tod alleiniger Leiter des S. Fischer Verlages. 1937 etablierte Bermann den Verlag in Wien, 1938 in Stockholm. 1941 kam es zur Gründung des L. B. Fischer Verlags in New York. 1947 vereinigte Bermann Fischer seine Stockholmer Firma mit dem Querido-Verlag zum Bermann Fischer/Querido-Verlag in Amsterdam. 1950 wurde der S. Fischer Verlag in Frankfurt und Berlin in seiner ursprünglichen Form wiederhergestellt.

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Chronologisches Verzeichnis der seit 1985 dem Thomas-Mann-Archiv übergebenen Briefe aus dem Briefwechsel Thomas Mann – Heinrich Mann – Katja Mann

Photokopien, erhalten am 28. 6. 1985 vom Feuchtwanger Institute of Exile Studies, Los Angeles
Photokopien, erhalten am 27. 1. 1987 vom Feuchtwanger Institute
** Original, erhalten am 10. 5. 1985 von Frau Dr. Emmie Oprecht, Europa Verlag, Zürich

18. November 1933	Thomas Mann an Heinrich Mann
5. Juli 1934	Thomas Mann an Heinrich Mann
11. September 1934	Thomas Mann an Heinrich Mann
13. Dezember 1934	Thomas Mann an Heinrich Mann
3. Januar 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
10. März 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
26. März 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
28. März 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
3. April 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
12. Mai 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
22. Mai 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
27. Mai 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
3. Juni 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
17. Juni 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
7. Juli 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
29. Juli 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
1. September 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
5. September 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
10. Oktober 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
24. Oktober 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
15. November 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
23. Dezember 1935	Thomas Mann an Heinrich Mann
7. Januar 1936	Thomas Mann an Heinrich Mann
11. Februar 1936	Thomas Mann an Heinrich Mann
26. Februar 1936	Thomas Mann an Heinrich Mann
1. April 1936	Thomas Mann an Heinrich Mann
**23. Oktober 1936	Heinrich Mann an Thomas Mann
*15. November 1936	Thomas Mann an Heinrich Mann
24. Februar 1937	Thomas Mann an Heinrich Mann
20. Februar 1938	Thomas Mann an Heinrich Mann

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

9. Dezember 1939	Heinrich Mann an Thomas Mann
5. Mai 1940	Heinrich Mann an Thomas Mann
22. September 1940	Thomas Mann an Heinrich Mann
14. November 1940	Thomas Mann an Heinrich Mann
8. Dezember 1940	Thomas Mann an Heinrich Mann
4. Februar 1941	Thomas Mann an Heinrich Mann
*25. Februar 1941	Thomas Mann an Heinrich Mann
29. Februar 1941	Thomas Mann an Heinrich Mann
* 7. September 1944	Thomas Mann an Heinrich Mann
*24. September 1944	Katja Mann an Heinrich Mann
1948	Heinrich Mann an Thomas Mann (Widmung)
*24. Mai 1949	Katja Mann an Heinrich Mann
*26. Mai 1949	Thomas Mann an Heinrich Mann
*24. Juni 1949	Katja Mann an Heinrich Mann

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Thomas Mann: Werkregister

Kursive Seitenzahlen verweisen auf die Anmerkungen.

Achtung, Europa! (La formation de l'homme moderne); (Offene Worte) 183, 184, *185*, 185, *187*, 207, *209*, *212*, *214*
Adel des Geistes 221
American Address, At The Testimonial Dinner in New York on his 59th Birthday on June 6, 1934 174, *175*
An die Redaktion des ‚Svenska Dagbladet', Stockholm 156
Avertissement à l'Europe (*s.* Ein Briefwechsel)

Der Bajazzo 9, 33, 76
Beim Propheten 93
Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull 9, *19*, 30, 83–85, 94, 95, 134, 158
Betrachtungen eines Unpolitischen 23, *34*, 46, 47, 51, 85–87, 90, 92, 94, 124, 170
Die Betrogene 86, 90
Bilse und ich 34, 94, *106*
Brief an Dr. Seipel 120
[Briefwechsel und Briefadressaten]
Paul Amann 25, *207*
Vilhelm Andersen *65*,
Julius Bab 40, 43, 146
Ernst Bertram 25, 51, *111*
Martin Fredrik Böök *175*
Gottfried Bermann Fischer *172*
William E. Bohn *223*
Victor Ford *65*
Efraim Frisch 157
Otto Grautoff 18
Walter Haussmann 133
Ida Herz *217*
Hugo von Hofmannsthal *16*
Jakob Horovitz *32*
Anna Jacobson *111*
Alfred Kantorowics 168
Karl Kerényi *27*, 31, *38*
Eugen Kerpely 122
Karl Löwenstein *216*
Georg Lukács 121, 122
Gertrude Lukács 123
Heinrich Mann *18*, 97, 167–230
Siegfried Marck 220
Agnes E. Meyer *35*, 44, 136, 145
Walter von Molo 147
Hans Pfitzner 47, 48
Walther Rehm 56
Pierre-Paul Sagave 117
René Schickele 170, *178*
Oskar A. H. Schmitz 15
Ignaz Seipel 120
S. Fischer Verlag 193
Sowjetischer Schriftstellerverband 43
Carl Maria Weber *207*

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Philipp Witkop 24
Hilde Zaloscer 133
Elisabeth Zimmer 10, *207*
Briefwechsel mit Autoren *12, 16*
Ein Briefwechsel 208, *209*
Bruder Hitler 62
Buddenbrooks 8, 34, 63, 65, 66, 77, 82–84, 87, 90–92, (125), 150, *196*

Chamisso 86
Christentum und Sozialismus *209*

Dem Fünfundsechzigjährigen (Heinrich Mann) 204, *205*
Deutsche Ansprache 54, 55, 57
Deutsche Hörer 87
Dieser Friede (*212*), 214
Dieser Krieg 214
Doktor Faustus 9, 18, 21, 83, 85–87, 89–91, 93, 95, 123, 133–148, 150, 153–156, 158–161, 163–165, 175, 222, *223*

Die Einheit des Menschengeistes 162
Einführung in den „Zauberberg" 24, 85
Das Eisenbahnunglück 81
Die Entstehung des Doktor Faustus 133, 140, 148, 150
Enttäuschung 74–76
Erich von Kahler *166*
Der Erwählte 9, 226, *227*

Fiorenza *189*, *196*
Die Forderung des Tages *120*
La formation de l'homme moderne (*s.* Achtung, Europa!)
[Der französische Einfluß] 63, *65*
Freud und die Zukunft 90, *106*, *107*, *111*, *112*, *113*, 204, *205*
Friedrich und die große Koalition 92

Gedanken im Kriege 153–156
Gefallen *139*
Geist und Kunst 15
Gladius Dei 150
Ein Glück 80–82, 84
Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters 91, (179)
Goethe in Marienbad (Plan) *207*
Goethe und die Demokratie *225*, *226*
Goethe und Tolstoi 16, 23, *134*
Goethe's Laufbahn als Schriftsteller (179)

[Heinrich Mann] (*s.* Dem Fünfundsechzigjährigen)
Die Höhe des Augenblicks (*In:* Achtung, Europa!) (*s.* Dieser Friede) *212*
Hoffnungen und Befürchtungen für 1936 *200*
Humaniora und Humanismus *205*
Hundert Jahre Reclam *66*
Die Hungernden 32, 33

Ironie und Radikalismus *34*

Joseph und seine Brüder (Vortrag) 27, *32*, *41*
Joseph und seine Brüder 9, 24, 27–45, 61, 86, 90, 92, 99–116, 126, 127, 130, 133–135, 162, 170, 173, 175, 177, *178*, 183, *184*, *189*, 204, *205*, 206, 207, 222, *223*
– Vorspiel: Höllenfahrt 110, 111, 113, 114
– Die Geschichten Jaakobs 32, 33, 37, *108*, 110, *175*
– Der junge Joseph 37–39, 110, *113*
– Joseph in Ägypten 37–40, 86, 90, 92, 99, 110, 112–114, 170, 173, 177, *178*, 183, *184*, 189, 204, *205*, 206
– Joseph, der Ernährer 27–31, 35, 36, 40–45, 99–110, *111*, 113–115, 135, 204, *223*

Königliche Hoheit 33, 37, *43*, 81, 86, 121, 125, 150, 153

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Kultur und Sozialismus 54
Die Kunst des Romans 127, 128, 135

Lebensabriß 34, 64, 65
Leiden und Größe der Meister 97, 177, *178, 179,* 179, 180
Leiden und Größe Richard Wagners 177, 179
Lob der Vergänglichkeit 85
[Die Lösung der Judenfrage] 152, 153, 157, (162)
Lotte in Weimar 20, 126, 127, 133, 134–136, 138, 156, 163, 164, 165, *178,* 207, 208, *209,* 211, *212*
Luischen 33

[Mann Comments on Critics] *223*
Mario und der Zauberer 61, 89, 90
Maß und Wert (Zeitschrift) 208, *209,* 210, *211,* 214, *215*
Meerfahrt mit Don Quijote *177,* 179, *180*

[‚Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik'] 49
Neujahrswunsch an die Menschheit 95
Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung 92, 93
[Notizbücher] *19, 207*

Offene Worte (*s.* Achtung, Europa!)
Offener Brief an Korrodi *202,* 203
On myself 65

Politik 81
Das Problem der Freiheit 221
[Ein Protest] 200, 201, *202*

[Rede vor der ‚Europa-Union'] 179, *180*
Richard Wagner und der ‚Ring des Nibelungen' 146

Schopenhauer 79, *106, 107, 112,* 115
[Die schönsten Erzählungen] 221
Schwere Stunde 134
Spanien *209*
Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte 59–61

Tagebücher 18, 20, 93, 134, 149, 150
– 1918–1921 *15, 17, 18, 19,* 20, 21, *24,* 149, 157, 160
– 1933–1934 163, *172, 178, 179*
– 1935–1936 170, *203, 205, 207*
– 1937–1939 93
– 1940–1943 27, 34, 35, 44, 148, *216, 220, 221*
– 1944–1. 4. 1946 *137,* 143, 150, *223, 224*
[Tischrede im Wiener PEN-Club] *16*
Der Tod in Venedig 1–11, 18, 59, 118, 125, 134, 135, 138, 207
Tonio Kröger 8, 9, 18, 36, 56, 57, 77, 86, 133
Tristan 4

Über Goethes ‚Faust' 139, 143–145
Unordnung und frühes Leid 86

Versuch über das Theater 42
Die vertauschten Köpfe 219, 221
Vom Buch der Bücher und Joseph *109*
Vom kommenden Sieg der Demokratie 210
Von deutscher Republik 16, 47, 49, *50,* 56, 57
Vorspruch zu einer musikalischen Nietzsche-Feier 25, 51

Wälsungenblut 86, 150, 152, 153
[Wagner-Vortrag, Salzburg 1935] *189*
Die Wiedergeburt der Anständigkeit 58
Der Wille zum Glück 33, 72–74

Der Zauberberg 12–26, 48–51, 82, 83, 85, 87, 89, 92, 117–119, 125, 126, 129, 130, 134, 150, 157, 160 195, *196,* 221

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Zu Goethes ‚Wahlverwandtschaften' *134*
Zum Geleit [Martha Karlweis: *Jakob Wassermann*] 200
Zur Gründung einer Dokumentensammlung in Yale University 210, *211*
[Zur jüdischen Frage] 157–161, 165

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Personenregister

Kursive Seitenzahlen verweisen auf die Anmerkungen.
Bei mehrfacher Erwähnung eines Namens auf einer Seite wird in der Regel die Stelle im Haupttext angegeben (recte Zahl), davon abweichend jedoch auf die Anmerkungen dann verwiesen, wenn eine problemlose Namensidentifizierung im Haupttext nicht möglich ist.
Zahlen in ( ) beziehen sich auf Anspielungen, Ableitungen usw.

Adorno, Theodor W.
– *Rede über Lyrik und Gesellschaft* 94
Allemann, Beda
– *Ironie und Dichtung* 82
Amann, Paul *207*
Andersen, Hans Christian 63
Andersen, Vilhelm *65*
Angress, Ruth K. *151*
Aškenazi (Aschermann), Dr. *212*
Aškenazi-Mann, Leonie 168, 179, *180*, 183, *184*, 188, 189, 192, *212*
Assmann, Dietrich
– *Thomas Manns Roman „Doktor Faustus" und seine Beziehungen zur Faust-Tradition 139*

Bab, Julius 40, 43, 146
Bachofen, Johann Jakob *30*
– *Der Mythus von Orient und Occident 35*
– *Urreligion und antike Symbole 39*, 41
Baer, Lydia
– *Rilke und Jens Peter Jacobsen 68*
Bäumler, Alfred *32*, 61
Bahr, Ehrhard
– *Georg Lukács* 118
Bahr, Hermann *68*
– *Die Überwindung des Naturalismus 71*
Balázs, Béla 121
Bang, Herman
– *Hoffnungslose Geschlechter 69*
Bauer, Conny
– *Den tyske J. P. Jacobsen-reception 67 (Die Rezeption J. P. Jacobsens in der deutschsprachigen Kritik)*
Bauer, Hans 198, *199*
Baumgart, Reinhard
– *Das Ironische und die Ironie in den Werken Thomas Manns* 87, *91*
Baumgarten, Franz Ferdinand 121
– *Das Werk C. F. Meyers 121*
Beethoven 147, 148
– *Fidelio 189*, 194
– *Klaviersonate op. 111* 140
– *9. Sinfonie* 147, 148, 198
– *Streichquartett a-Moll* 137
Beneš, Eduard *196*, 212

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Benn, Gottfried 66, 71
Berger, Elmer 150
Berger, Willy R.
– *Die mythologischen Motive in Thomas Manns Roman Joseph und seine Brüder 28, 32*
Bergsten, Gunilla
– *Thomas Manns „Doktor Faustus" 137, 141*
Berlioz, Hector
– *Symphonie fantastique* 137
Bernhard, Georg *207*
Bertram, Ernst *25*, 51–53, 56, 60
– *Nietzsche. Versuch einer Mythologie* 51–53, 56
Beveridge, William Lord *222*
Bierbaum, Otto Julius *63*
Bin Gorion, Micha Josef
– *Die Sagen der Juden 38*
Bismarck, Otto von 55, (56)
Blum, Robert *189*
Blume, Bernhard
– *Thomas Mann und Goethe* 146
Böhm, Karl Werner
– *Die homosexuellen Elemente in Thomas Manns „Der Zauberberg" 20*
Böhme, Jakob 24
Böök, Martin Fredrik 173, *174*, 175
Bohn, William E. *223*
Bohnen, Klaus *67*
– *Ein literarisches Muster für Thomas Mann 65*
– *Mit den „Augen" Darwins gegen den Darwinismus 69*
– *Niels Lyhne in Deutschland 67, 68*
– *Skandinavische „Moderne" und österreichische Literatur 67*
– *„Zauber des Unbedingten" 68*
Boisserée, Sulpiz *85*
Borgese, Angelica 217, *218*
Borgese, Giuseppe Antonio 211, *212*, 218
von Brandenstein *203*
Brandes, Georg *67, 68*
Braun, Max *207*
Brecht, Bertolt 13, 14
– *Der Film braucht die Kunst* 88
Breitscheid, Rudolf *207*
Brentano, Clemens 137
Brion, Friedrike 144
Broch, Hermann 13
Budzislawski, Hermann 212, *213*
Bürgin, Hans; Mayer, Hans Otto
– *Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register 12*, 15
Bulgakow, Michail 21

Carducci, Giosue 15
Cervantes 128
Chamisso, Adelbert von 86
Churchill, Sir Winston 198, *218*, 222
Claudius, Matthias 160
Conant, James B. 191, *192*

Dacqué, Edgar 61
Dahlem, Franz *207*
Dante
– *Die Göttliche Komödie* 127, 128
Darwin, Charles 69, 73
Davidson, J. R. 219
Dederke, Karlheinz
– *Reich und Republik 54*
Dedner, Burghard
– *Kultur und Wahrheit 33*
Denicke, Georg *207*
Derleth, Ludwig 93
Dickens, Charles 63
Dierks, Manfred
– *Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann 14, 37, 101*
Diersen, Inge
– *Untersuchungen zu Thomas Mann 30, 35*
Dilthey, Wilhelm 12, 13
Döblin, Alfred 157

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Domarus, Max
– *Hitler. Reden und Proklamationen* 220
Dostojewski *134*
Dürer, Albrecht 144

Eckes-Lapp, Rosemarie
– *Psychoanalytische Traumtheorie und Trauminterpretation 105*
Ehlers, Paul 48
Ehrenberg, Paul 18
Eichendorff, Joseph von 150
Eicken, Heinrich von
– *Mittelalterliche Weltanschauung* 21
Einstein, Albert *187*, 191, *192*
Eloesser, Arthur
– *Thomas Mann* 118, 129
Erman, Adolf
– *Ägypten und das ägyptische Leben im Alterum 29*
Ernst, Paul 131

Faesi, Robert *189*
Falke, Konrad *208*, *209*, *215*
Falkenhausen, F. *189*
Fels, Friedrich M.
– *Jens Peter Jacobsen* 67
Feuchtwanger, Lion 168, 195, *196*, 224
Feuchtwanger, Marta 168
Feuerbach, Ludwig 13
Finck, Jean
– *Thomas Mann und die Psychoanalyse 101*, *111*
Fischer, Brigitte (Tutti) *18*
Fischer, Gottfried Bermann *172*, *177*, 179, 185, *187*, 191, *192*, 201, *202*, 204, 221, *227*, *228*
– (Verlag) *201*, *202*, *207*, 221, *228*
Fischer, Hedwig 181
Fischer, Hilde *18*
Fischer, Marianne *65*
Fischer, Samuel 159, *182*, 187, *208*
– (Verlag) 168, *174*, 185, *192*, 199, 201, *228*
Flake, Otto 157
Fließ, Wilhelm *68*, *69*
Fontane, Theodor 63, 199
Ford, Victor *65*
France, Anatole 164
Frank, Bruno 173, *175*, 219, 221
Frank, Elisabeth 173, *175*
Freud, Sigmund 22, 25, *30*, 38, 59, 61, 68–70, 90, *96*, *100*, *101*, 104–106, 108, 115, 170, 204, *205*
– *Briefe an Wilhelm Fließ* 68, 69
– *Totem und Tabu* 37
– *Die Traumdeutung* 104, *105*, 106
– *Zur Einführung des Narzißmus* 19, 20
Frey, Erich *151*
Friedrich II., König von Preußen 3
Frisch, Efraim 157, 159
Fuhrich-Leisler, Edda; Gisela Prossnitz
– *Max Reinhardt in Amerika 178*
Funk, Kurt *207*

George, Stefan 68, 165, *166*
– *Stern des Bundes* 165, 166
Gide, André *209*
Giehse, Therese *182*
Gigon, Alfred 185, *187*, 195, *196*
Giraudoux, Jean 212, *213*
Glatt, Louis 168
Goebbels, Joseph *172*, 197, *201*
– *Tagebücher 1945* 94
Goering, Hermann 169
Goethe 19, 20, 23–25, 85, 91, 115, 125, 127, 133–136, 140, 144–148, 156, 159, 163, 176, *178*, 179, 207, 227
– *Briefe 85*
– *Dichtung und Wahrheit 29*
– *Egmont* 11
– *Faust* 85, 133–148, 162
– *Gespräche mit Eckermann* 176
– *Italienische Reise* 22
– *Die Leiden des jungen Werthers* 67, 134
– *Natur und Kunst* 6
– *Selige Sehnsucht* 138

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

– *Torquato Tasso* 147
– *Von deutscher Baukunst* 13
– *Die Wahlverwandtschaften* *134*
– *Wilhelm Meister* 16, 22, 24, 130, 134
Goldberg, Oskar 61, 150
Gounod, Charles
– *Faust* 137, 143
Graetz, Paul 176, 177, *178*
Grautoff, Otto 18
Gregor-Dellin, Martin *89*
Grimm, Reinhold *124*
Grossmann, Stefan
– *Dank Digtning i Tyskland* 70
Grosz, George 174, *175*
Groth, Klaus *197*
Gumpert, Martin 223
Gunkel, Hermann *29, 31, 42*
Györi, Judit *119, 122, 131*

Härle, Gerhard
– *Die Gestalt des Schönen* *20*
Hamburger, Käte
– *Thomas Manns biblisches Werk* *32*
Hamsun, Knut *192*
Hanfstängl, Erna *187*
Hanfstängl, Ernst (Putzi) 186, *187*
Harden, Maximilian 150
Hatfield, Henry
– *Drei Randglossen zu Thomas Manns „Zauberberg“* 129
Hatvany, Lajos Baron *209*
– *Thomas Mann* 131
Hauptmann, Gerhart *18,* 23, 94, 118, 129, 131, *174*
Hausenstein, Wilhelm 157
Haussmann, Walter 133
Heftrich, Eckhard
– *Geträumte Taten* *104*
– *Vom Verfall zur Apokalypse* *46, 147*
– *Zauberbergmusik* *134*
Hegel 18, 60
Heine, Heinrich 133, 150
Heinemann, W. (Verlag, London) 201, *202,* 204
Heins, Valentin 181, *182,* 185, *187*
Hempel, Johannes
– *Gott und Mensch im Alten Testament* *38*
Hermand, Jost *124*
Hermsdorf, Klaus
– *Thomas Manns Schelme* *29*
Herz, Ida *217*
Herzfeld, Marie 68
Herzog, Wilhelm 171
Hesse, Hermann 68, 173, *175, 202*
Himmel, Helmut
– *Geschichte der deutschen Novelle* *90*
Hiller, Kurt 15, 20
Hitler, Adolf 35, 41, 61, 62, 87, 160, 162–164, 169, 170, *172, (175),* 176, 182, *183,* 185, *187, 196,* 197, 199, 201, *202,* (204), *205–207,* 208, *209, 210,* 214, 218, 220, 222
Hoare, Sir Samuel *183, 197, 205*
Hölderlin 43, 150
Hoelzel, Alfred *151*
Hofe, Harold von 168
Hofmann, Ludwig von *22*
Hofmannsthal, Hugo von 16, 68, 71
– *Aufzeichnungen* 70
Homer 127, 128
Horovitz, Jakob 32
Horthy von Nagybánya, Nikolaus 122
Hübinger, Paul Egon
– *Thomas Mann und die Juden* *157*
– *Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte* *193*
Humboldt, Wilhelm von *85, 178*

Ibel, Rudolf 58
– *Thomas Manns „Deutsche Ansprache“* 57, 58
– *Wiedergeburt der Anständigkeit?* 58
Ibsen, Henrik 68

Jacob, Benno *42*
Jacob, Berthold 186, *187*

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Jacobsen, Jens Peter 63–66, 68–71, 73, 78, 79
– *Doktor Faust* 68
– *Eines begabten jungen Mannes Tagebuch 68*
– *Frau Marie Grubbe* 65, 66, 72–78
– *Gedichte* 68
– *Niels Lyhne* 65–70, 77, 78
– *Übersetzungen (Darwin)* 69
Jacobson, Anna *111*
Jeremias, Alfred
– *Das Alte Testament im Lichte des alten Orients 28, 30, 32,* 40
Jullien, Albert *172*
Jung, Carl Gustav 13, *111*

Kahler, Erich von 166
– *Der deutsche Charakter in der Geschichte Europas 166*
– *The Jews among the Nation (Israel unter den Völkern) 166*
– *The Jews and the Germans* 165, 166
Kanova, Maria (Mimi) *180,* 183, *184*
Kant 13, 95
– *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* 11
– *Kritik der praktischen Vernunft* 3, *4*
– *Kritik der reinen Vernunft* 3, (23)
– *Kritik der Urteilskraft* 81, 90, 94
Kantorowics, Alfred 168
Karlweis, Martha
– *Jakob Wassermann. Bild, Kampf und Werk 200*
Karthaus, Ulrich
– *Thomas Mann: Der Zauberberg 50, 83*
– *Der Zauberberg – ein Zeitroman 89*
Keller, Gottfried 13
– *Die drei gerechten Kammacher* 83
– *Der grüne Heinrich* 133
Kerényi, Karl *27,* 31, *32,* 38, 120, 130, *192*
Kerpely, Eugen 122
Kerr, Alfred 150, 159
Keyserling, Hermann Graf 61
Kiefer, Wilhelm *177*
Kielland, Alexander Lange 65
Kiepenheuer, Gustav (Verlag) *182*
Kierkegaard, Søren 64
Kirow, S. M. *182*
Kirsten, Oswald 18, *19*
Klages, Ludwig 61
Klepper, Otto *207*
Knoche, Erich *177*
Knopf, Alfred A. *175,* 218, *219*
Kolakowski, Leszek
– *Der Himmelsschlüssel 142*
Kolb, Annette *177,* 185, *187, 202, 208*
Kolbenheyer, Erwin Guido 173, *174*
Kolzow, Michail I. *196*
Koopmann, Helmut *104*
– *Doktor Faustus als Widerlegung der Weimarer Klassik* 133
– *Der klassisch-moderne Roman in Deutschland* 22
– *Thomas Mann. Konstanten seines literarischen Werks 64*
Korrodi, Eduard 200, *202*
– *Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel 202*
Kraus, Karl 150
Kristiansen, Børge
– *Freiheit und Macht 44*
– *Thomas Manns Zauberberg und Schopenhauers Metaphysik* 12, 13
Kröger, Nelly 188, 211, *212, 217,* 220, 223
Kubin, Alfred *192*
Kurzke, Hermann
– *Auf der Suche nach der verlorenen Identität* 87
– *Dichtung und Politik im Werk Thomas Manns von 1914–1955 46*
– *Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung 60, 100, 147*
– *Thomas-Mann-Forschung 1969–1976 64, 65*

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

La Guardia, Fiorello 174, *175*
Lanckoronski, Karl Graf *178*
Landshoff, Fritz H. 181, *182*, 201, *202*, 227, *228*
Laval, Pierre *197*, 204, *205*
Le Fort, Gertrud von 1
Lehnert, Herbert
– *Leo Naphta und sein Autor* 20
– *Thomas Manns Vorstudien zur Josephstetralogie* 28, 35, 38, 41, 61
Leibrich, Louis
– *Thomas Mann* 93
Lenk, Elisabeth
– *Die unbewußte Gesellschaft* 111
Lessing, Gotthold Ephraim 150
– *Nathan der Weise* 3
Lessing, Theodor 150, 159
Levetzow, Ulrike von 135
Leviné, Eugen 21
Lie, Jonas 65
Lion, Ferdinand 157, 208, *209*
– *Thomas Mann. Leben und Werk* 209
Löhr, Julia Elisabeth (Lula), geb. Mann *18*
Löwenstein, Karl *216*
Loon, Hendrik Willem van 191, *192*
Lowe-Porter, Helen T. *175*
Lublinski, Samuel 159
Ludwig, Emil 204, *205*
Lukács, Georg 20, 117–132
– *Auf der Suche nach dem Bürger* 81, 122
– *Die Tragödie der modernen Kunst* 123
– *Die Seele und die Formen* 118, 124, 132
– *Theorie des Romans* 118, 124–129, 132
Lukács, Gertrude 122, 123
Lukács, Josef von 119, 131

Mack, Dietrich *89*
Mádl, Antal *119*, *120*, *122*, *131*
– *Thomas Manns Humanismus* 33
Mann, Erika *119*, 179, *180*, 193, *211*, 215, 219, *223*, 224, 225
Mann, Golo *19*, 192, *208*, 214, *215*, 215, *216*, 217, 227
Mann, Heinrich 15, 18, *65*, 154, 157, 160, 167–230
– *Der Atem* 227, *228*
– *Brief an Klaus Mann* 199
– *Briefwechsel 1900–1949. Thomas Mann – Heinrich Mann* 97, 168, *172*, *174*, *175*, *178*, *190*, *196*, *197*, *200*, *212*, *220*, *221*, 222, *223*
– *Ein denkwürdiger Sommer* 202
– *Einheit! Einheit! Einheit!* 202, *203*
– *Geist und Tat* (15), 156
– *Der Haß* 169, *172*
– *Henri Quatre* 170, 174, *175*, 177, *179*, 179, 181, *182*, *193*, 194, 204, 206, 208
– *Kastendeutschland* 196
– *Lidiçe* 222, *223*
– *Madame Legros* 179, *180*
– *Professor Unrat* 224
– *Die Rede [II]* 208, *209*
– *Rede vor dem Völkerbund* 197
– *Revolutionäre Demokratie* 174, *175*
– *Sammlung der Kräfte* 175, 176, *177*, *178*
– *Der Sechzigjährige* 189, *190*
– *Seid einig!* 202, *203*
– *Das Trampeltier* 182, *183*
– *Ein Zeitalter wird besichtigt* 222, *223*
Mann, Katja (Katia) 18, *19*, 152, 153, 157, 158, 168, 171, 186, *187*, 188–190, 192, 199, *202*, 204, 206, *209*, *211*, 211, *212*, 219, 223–227, 229, 230
Mann, Klaus 193, 195, 199, 200, 204, 207, 215, 224, *225*, 225, 226
– *Briefe und Antworten* 199
– *Flucht in den Norden* 177, *179*
– *Mephisto* 207
Mann, Klaus Heinrich Thomas (Eissi) *19*
Mann, Nelly und Viktor 227, *228*

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Mann-Borgese, Elisabeth Veronika (Medi) 211, *212*, 215, 216, *217*, 217, 218, 223
Marck, Siegfried 220
Marcus Tar, Judith
– *Thomas Mann und Georg Lukács* 118, 119, *120*, 121, *122*, *123*, 129
– *Thomas Mann, Georg Lukács und „Der Tod in Venedig"* *118*
Marlowe, Christopher 133
Marquard, Odo 80
– *Skeptiker* 96
Martens, Armin 18, *19*
Martens, Kurt 80
Marx, Karl 13, 43
Masaryk, Thomas Garrigue 176, *178*, *212*
Massary, Fritzi 173, *175*
Matthias, Klaus
– *Thomas Mann und Skandinavien* *65*
Mayer, Hans 118
– *Schopenhauer als Erzieher* *79*
– *Thomas Mann. Werk und Entwicklung* 130
Mayrisch de Saint-Hubert, Aline 208
Mazzucchetti, Lavinia 181, *182*
Meinecke, Friedrich 61
Melichar, Maria 168
Mendelssohn, Moses 150
Mendelssohn, Peter de *27*, *149*, *163*
Menkes, Hermann 68
– *Jens Peter Jacobsens Lyrik* 67, *69*
Meyer, Agnes E. 35, 44, 136, *149*, *216*
Meyer, Conrad Ferdinand *121*
Mieth, Dietmar
– *Epik und Ethik* *104*
Mörike, Eduard 94
Molo, Walter von *147*
Montesquieu 96
Motta, Giuseppe 195, *196*
Mozart
– *Don Giovanni* *189*
Müller, Joachim
– *Faust und Faustus* 133
Müller-Seidel, Walter
– *Zwischen Darwinismus und Jens Peter Jacobsen* *71*
Münzenberg, Willi *207*
Musil, Robert
– *Aus einem Rapial* 97
– *Der Mann ohne Eigenschaften* 88
– *Vermächtnis. Notizen* 96
Mussolini, Benito 61, *197*, 198

Nägele, Horst
– *Jens Peter Jacobsen* *65*
Neumann, Alfred *177*
Nietzsche 10, (23), 25, 46–48, 51–54, 56, 57, 59–61, 64, 72, 73, 79, 90, 92, 93, 106–(108), 152, 153, 156
– *Also sprach Zarathustra* 22
– *Der Fall Wagner* (48)
– *Die Geburt der Tragödie* 10, 22, 23
– *Morgenröte* 59, 60
– *Nietzsche contra Wagner* (47), (53)
– *Der Wille zur Macht* 24

Oprecht, Emil 189, 208, *209*, *215*, *227*
Oprecht, Emmi 229
Ossietzky, Carl von 173, *174*
Otto, Walter Friedrich
– *Die Götter Griechenlands* *28*, *30*
Overbeck, Franz 52

Pallenberg, Max 173, *175*
Paquet, Alfons 157
Peat, Harold R. 210, *211*
Perron, Oskar *177*
Pfitzner, Hans 46–48
– *Palestrina* *47*, 48
– *Zur Kundgebung gegen die Wagner-Rede Thomas Manns* *47*
Pflug, Karl
– *An Thomas Mann* 56, *57*
Pilsudski, Josef 122

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Plard, Henri 65
Platon 13
– *Phaidros 7*
Preetorius, Emil *177*
Pringsheim, Alfred 152, 186, *187*, 188, 190, 211, *212*
Pringsheim-Dohm, Hedwig 186, *187*, 188, 190, 211, *212*
Pringsheim, Peter *177*
Pütz, Peter
– *Friedrich Nietzsche* 92

Rascher (Verlag Rascher & Cie.) 171, *172*
Reed, Terence James
– *„...daß alles verstehen alles verzeihen heiße..." 3*
– *Thomas Mann „Der Tod in Venedig" 10*
– *The Writer as Historian of his Time 46*
Rehm, Walter
– *Kierkegaard und der Verführer* (56), *91*
Reinhardt, Max 177, *178*
Reisiger, Hans *182*
Ribbentrop, Joachim von *205*, *206*, 209, *210*
Riemer, Friedrich Wilhelm 159
Rilke, Rainer Maria 68
Ripka, Hubert 212, *213*
Rivière, Jacques *209*
Rohrmoser, Günter 124
Romains, Jules 212, *213*
Roosevelt, Franklin Delano 35, 44, 174, 191, *192*, *217*, 218, 219, 222, 223, *224*

Sagave, Pierre-Paul 117, 118, 129
Schacht, Hjalmar *203*
Schaper, Edzard 1
Scharfschwerdt, Jürgen
– *Thomas Mann und der deutsche Bildungsroman 44*
Scheler, Max 61
Scherman, Harry *223*
Scherrer, Paul
– *Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns 79, 137*
Schickele, René 170, 178
Schiller 13, (19), 125, 134
– *An die Freude* 147, 148, 198
– *Don Carlos* 11
– *Über naive und sentimentalische Dichtung 134*
Schleiermacher, Friedrich 13
Schlumberger, Jean 208, *209*
Schmid, Carlo 166
– *Wir Deutschen und die Juden* 165, *166*
Schmitz, Oskar A. H. 15
Schoolfield, Georg C.
– *Thomas Mann und Fredrik Böök 174*
Schopenhauer 12, 14, 15, 22, 25, 32–34, 56, 64, 79, *100*, *101*, 106–108, 112, 113, 115, 128, 153
– *Transscendente Spekulation* 107, *112*
– *Versuch über das Geistersehn 107, 112*
– *Die Welt als Wille und Vorstellung* 106, *112*, 113
Schröter, Klaus
– *Thomas Mann im Urteil seiner Zeit 201, 202*
Schubert
– *Der Lindenbaum* 25, 48–50
Schulze, Joachim
– *Traumdeutung und Mythos 100, 101, 104, 111*
Schumann, Robert
– *Symphonie Nr. 3* 137
Schuschnigg, Kurt von 209, *210*
Schwarz, Egon *151*
Schwarzschild, Leopold 200, 201, 202
– *Antwort an Thomas Mann 202*
Seipel, Ignaz 120
Seitz, Karl 183, *184*
Seyss-Inquart, Arthur *210*
Shaw, George Bernhard *192*

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Siefken, Hinrich
– *Thomas Mann. Goethe – „Ideal der Deutschheit"* 136, *163*
Simmel, Georg
– *Deutschlands innere Wandlung* 46
Sørensen, Bengt Algot
– *Jens Peter Jacobsen in Deutschland* 67
– *Jens Peter Jacobsen und der Jugendstil* 67, *68*
Sommerhage, Claus
– *Eros und Poesis* 7
Sontheimer, Kurt
– *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik* 98
Staiger, Emil 13
Stalin, Josef 222
Steffensen, Steffen
– *Rilke og virkeligheden* 68
– *Thomas Mann und Dänemark* 65
Stehr, Hermann 173, *174*
Steiner, Max 20, 21
– *Die Welt der Aufklärung* 20
Stössl, Otto
– *Jens Peter Jacobsen* 68
– *Wiener Brief* 68
Streicher, Julius *178*
Stresemann, Gustav *199*
Strindberg, August 68
Strohschneider-Kohrs, Ingrid
– *Die romantische Ironie in Theorie und Gestaltung* 88

Thomas von Aquin 95
Timpe, Williram 18
Tolstoi, Alexei *196*
Tolstoi, Leo 126, *134*
Toscanini, Arturo *189*, 194
Tretjakow, Sergej Michailowitsch *196*
Troeltsch, Ernst 61
– *Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik* 49, 50
Trotzki, Leo 21
Tschaikowski 187

Vaget, Hans Rudolf
– *Thomas Mann – Kommentar zu sämtlichen Erzählungen* 90, *93*
Verdi
– *Falstaff* 189
Viller, Alexander Heinrich von
– *Briefe eines Unbekannten* 176, *178*
Vivaldi *189*
Voss, Lieselotte
– *Die Entstehung von Thomas Manns Roman „Doktor Faustus"* 141

Wagner, Cosima
– *Die Tagebücher 1860–1877* 89
Wagner, Richard 47, 52, 53, 61, 63, 89, 92, 146, 148, 179, 189
– *Die Meistersinger von Nürnberg* 116, 137, 163, *164*
– *Der Ring des Nibelungen* 162
– *Der Tannhäuser* 22
Walter, Bruno 183, *184*, *189*
Wassermann, Jakob 68, 200, 203
Weber, Carl Maria *207*
Weber, Max
– *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie* 29
Weigand, Wilhelm *178*
Weill, Kurt *178*
Werfel, Franz 177, *178*
– *Lied von Bernadette* 1
Wichtl, Friedrich
– *Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik* 15
Willkie, Wendell 35
Wißkirchen, Hans
– *Mittelalterrezeption um 1920* 61
– *Zeitgeschichte im Roman* 20
Witte, W. *147*
Wolff, Theodor 66, 67, *68*
Worbs, Michael
– *Nervenkunst* 69
Wunberg, Gotthard
– *Das junge Wien* 67, 68, *71*

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Wysling, Hans *65, 97, 202*
– *Narzißmus und illusionäre Existenzform 27, 28, 32, 34, 41, 46, 134*
– *Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns 79, 137*
– *Thomas Manns Goethe-Nachfolge 134*
– *Thomas Manns Rede vor der ‚Europa Union' in Basel 180*
– *Thomas Manns Verhältnis zu den Quellen 79*

Zaloscer, Hilde *133*
Zimmer, Elisabeth 10, *207*
Zsolnay, Paul von 204, *205*
– (Verlag) 171, *205*
Zuckmayer, Carl *177*
Zweig, Stefan 67, *178*
– *Jens Peter Jacobsens Niels Lyhne 68*

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Die Autoren

Bohnen, Klaus, Professor Dr. phil.
Universität Aalborg (Dänemark)
Geist und Buchstabe. Zum Prinzip des kritischen Verfahrens in Lessings literar-ästhetischen und theologischen Schriften (1974); Der Parzival-Prolog. Aspekte und Tendenzen der Forschung. 1835–1975 (1976); Blickpunkte. Studien zur deutschen Literatur des 18. und 20. Jahrhunderts (1978); Brandes und die Deutsche Rundschau. Unveröffentlichter Briefwechsel zwischen Georg Brandes und Julius Rodenberg (1980)
Universität Aalborg, Inst.12, Postbox 159, Dk-9100 Aalborg

Dedner, Burghard, Professor Dr. phil.
Universität Marburg
Topos, Ideal und Realitätspostulat (1968); Carl Sternheim (1982)
Institut für neuere deutsche Literatur im Fachbereich 9 der Philipps-Universität, Wilhelm-Röpke-Str. 6A, 3550 Marburg

Gockel, Heinz, Professor Dr. phil.
Universität Bamberg
Individualisiertes Sprechen. Lichtenbergs Bemerkungen im Zusammenhang von Erkenntnistheorie und Sprachkritik (1973); Max Frisch. Gantenbein – das offen-artistische Erzählen (1979); Mythos und Poesie (1981)
Plattengasse 8, 8600 Bamberg

Heftrich, Eckhard, Professor Dr. phil.
Universität Münster
Die Philosophie und Rilke (1962); Nietzsches Philosophie (1962); Hegel und Jacob Burckhardt (1967); Stefan George (1968); Novalis. Vom Logos der Poesie (1969); Lessings Aufklärung. Zu den theologisch-philosophischen Spätschriften (1977); Zauberbergmusik. Über Thomas Mann, Bd. 1 (1975); Vom Verfall zur Apokalypse. Über Thomas Mann, Bd. 2 (1982); Musil (1986)
Haus Alst, 4435 Horstmar

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Karthaus, Ulrich, Professor Dr. phil.
Universität Gießen
Der Andere Zustand. Zeitstrukturen im Werke Robert Musils (1965)
Ebelstraße 18, 6300 Gießen

Mádl, Antal, Professor Dr. phil.
Universität Budapest
Politische Dichtung in Österreich [1830–1848] (1969); Thomas Manns Humanismus. Werden und Wandel einer Welt- und Menschenauffassung (1980); Auf Lenaus Spuren. Beiträge zur Österreichischen Literatur (1982)
Eötvös-Lorand-Universität, Deutsches Seminar, Pesti Barnabas u.I., H-1052 Budapest

Pikulik, Lothar, Professor Dr. phil.
Universität Trier
„Bürgerliches Trauerspiel" und Empfindsamkeit (1966, ^{2}1981); Romantik als Ungenügen an der Normalität (1979); Einführung ins Drama, 2 Bde. (1982) (mit N. Greiner, J. Hasler, H. Kurzenberger); Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland (1984); E.T.A. Hoffmann als Erzähler. Kommentar zu den „Serapions-Brüdern" (1987)
Universität Trier, Fachbereich II, Postfach 3825, 5500 Trier

Pütz, Peter, Professor Dr. phil.
Universität Bonn
Kunst und Künstlerexistenz. Bei Nietzsche und Th. Mann (^{3}1987); Friedrich Nietzsche (^{2}1975); Die Zeit im Drama (^{2}1977); Die deutsche Aufklärung (^{3}1987); Die Leistung der Form. Lessings Dramen (1986)
Am Südhang 13, 5207 Winterscheid

Wißkirchen, Hans, Dr.
Universität Marburg
Zeitgeschichte im Roman. Zu Thomas Manns Zauberberg und Dr. Faustus (1986)
Kattenbachstraße 1, 6301 Wettenberg 1

Wysling, Hans, Professor Dr. phil.
Universität Zürich; nebenamtlicher Leiter des Thomas-Mann-Archivs der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich
Narzißmus und illusionäre Existenzform (1982); Zürich im 18. Jahrhundert (1983)
Thomas-Mann-Archiv, Schönberggasse 15, CH-8001 Zürich

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

Persönliches Exemplar nur für die Mitglieder der TM-Gesellschaften

THOMAS MANN JAHRBUCH Band 1 1988